

Intentionalität und Begriffe

Dissertation

zur Erlangung der Würde des Doktors der Philosophie der
Departments Philosophie und Geschichtswissenschaft
der Universität Hamburg

vorgelegt von

Armin Tatzel

aus Wehrda

Hamburg 2000

Hauptgutachter: Prof. Dr. Wolfgang Künne
Nebengutachter: Prof. Dr. Ulrich Gähde

Datum der Disputation: 11.07.2001

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	8
1. Fragestellung und Überblick	8
2. Methodisches	16
Erstes Kapitel: Die Intentionalität des Mentalen	20
1. Intentionale Phänomene	20
2. Der repräsentationale Aspekt	29
3. Existenzindifferenz	34
4. Opakheit	40
5. Allerweltspsychologie	46
6. Der kognitive Aspekt	55
7. Begriffe	63
Zweites Kapitel: Logische Form	71
1. Das Verstehen einer Sprache	72
2. Desiderate	80
3. Naive Semantik	85
4. Begriffe und Gegebenheitsweisen	91
5. Kognitivismus	98
6. Die flexible Theorie	114
7. Intentionen und die egozentrische Theorie	126
Drittes Kapitel: Begriffe	138
1. Das LEGO-Modell	140
2. Das Netzwerk-Modell	148
3. Naturalismus und Reduktion	159
4. Repräsentationalismus	170
5. Die Konstitution semantischer Eigenschaften	178
Viertes Kapitel: Analytizität	188
1. Fodors Herausforderung	189
2. Quines Herausforderung	198
3. Empirische Kriterien für Analytizität	211
4. Semantische Holismen	224
Fünftes Kapitel: Holismus und Realismus	229
1. Das Realismus-Argument	230
2. Das Dilemma-Argument	241
3. Ein Argument gegen die Identitäts-These	248
4. Hat Fodor ein Holismus-Problem?	255
Fazit	263
Literaturverzeichnis	265

Ausführliches Inhaltsverzeichnis

Einleitung	8
0.1. Fragestellung und Überblick	8
0.1.1. Intentionale Eigenschaften	
0.1.2. Intentionale Gehalte	
0.1.3. Überblick über die Arbeit	
0.2. Methodisches	16
0.2.1. Zur verwendeten Sprache	
0.2.2. Idee, Begriff, Explikation	
0.2.3. Zur Rolle von Desideraten	
0.2.4. Technisches	
Erstes Kapitel: Die Intentionalität des Mentalen	20
1.1. Intentionale Phänomene	20
1.1.1. Worum es geht	
1.1.2. Der Begriff der Intentionalität	
1.1.3. Standardzuschreibungen	
1.1.4. Modus und Gehalt als essentielle Eigenschaften	
1.2. Der repräsentationale Aspekt	29
1.2.1. Intentionale Objekte und Repräsentation	
1.2.2. Das naive Bild intentionaler Phänomene	
1.3. Existenzindifferenz	34
1.3.1. Was ist Existenzindifferenz?	
1.3.2. Ist Existenzindifferenz notwendig für Intentionalität?	
1.3.3. Das erste Argument gegen das naive Bild	
1.3.4. Freges Frage	
1.4. Opakheit	40
1.4.1. Was ist Opakheit?	
1.4.2. Opakheit und Intentionalität	
1.4.3. Das zweite Argument gegen das naive Bild	
1.4.4. Intensionalität und Hyperintensionalität	
1.5. Allerweltspsychologie	46
1.5.1. Allerweltspsychologische Erklärungen	
1.5.2. Eine minimale Theorie-Theorie	
1.5.3. Holismus des Mentalen	

1.6. Der kognitive Aspekt	55
1.6.1. Entsprechung	
1.6.2. Der kognitive Aspekt	
1.6.3. Eine Antwort auf Freges Frage	
1.6.4. Warum der kognitive Aspekt zum Gehalt gehört	
1.7. Begriffe	63
1.7.1. Was ist ein Begriff?	
1.7.2. Die Konstituentenstruktur intentionaler Gehalte	
1.7.3. Der Begriff des Begriffs	
1.7.4. Begriffe versus Eigenschaften	
1.7.5. Begriffe und die Sprache	
Zweites Kapitel: Logische Form	71
2.1. Das Verstehen einer Sprache	72
2.1.1. Wie können wir eine natürliche Sprache verstehen?	
2.1.2. Verschiedenen Sinne von “verstehen”	
2.1.3. Das Standard-Modell sprachlichen Verstehens	
2.1.4. Die Idee einer Bedeutungstheorie	
2.1.5. Bedeutung und Wahrheit	
2.1.6. Kompositionalität und logische Form	
2.2. Desiderate	80
2.2.1. Kompositionalität	
2.2.2. Relationalität	
2.2.3. Existenzindifferenz	
2.2.4. Opakheit: Die Frege-Fälle	
2.3. Naive Semantik	85
2.3.1. Das naive Bild	
2.3.2. Zwei Probleme	
2.4. Begriffe und Gegebenheitsweisen	91
2.4.1. Warum wir Begriffe brauchen	
2.4.2. Gegebenheitsweisen	
2.4.3. Erläuterungen	
2.5. Kognitivismus	98
2.5.1. Die Idee	
2.5.2. Strenger Kognitivismus	
2.5.3. Erstes Problem: Madonna und Aristoteles	
2.5.4. Zweites Problem: Individualismus	

2.5.5. Drittes Problem: Kompositionalität	
2.5.6. Liberaler Kognitivismus	
Appendix: Das Madonna-Argument	
2.6. Die flexible Theorie	114
2.6.1. Der dreistellige Ansatz	
2.6.2. Die flexible Theorie	
2.6.3. Relative Überlegenheit	
2.6.4. Kripkes Puzzle	
2.6.5. Eine plausible Reaktion	
2.7. Intentionen und die egozentrische Theorie	126
2.7.1. Das Problem des Meinens	
2.7.2. Aufgeklärte und unaufgeklärte Zuschreiber	
2.7.3. Parasitäre Zuschreibungen	
2.7.4. Egozentrische Zuschreibungen	
2.7.5. Die egozentrische Theorie	
2.7.6. Pierre, Pauline und die Frege-Fälle	
Drittes Kapitel: Begriffe	138
3.1. Das LEGO-Modell	140
3.1.1. Die Idee	
3.1.2. Explanatorische Leistungen	
3.1.3. Frege-Analytizität	
3.1.4. Schwierigkeiten	
3.2. Das Netzwerk-Modell	148
3.2.1. Die Konstitution von Begriffen	
3.2.2. Carnap-Analytizität	
3.2.3. Bedeutungskonstitutivität und Analytizität	
3.2.4. Implizite Definitionen	
3.3. Naturalismus und Reduktion	159
3.3.1. Minimaler Naturalismus	
3.3.2. Begriffliche Reduktion	
3.3.3. Metaphysische Konstitution	
3.3.4. Ein sinnvolles Naturalisierungs-Projekt	
3.4. Repräsentationalismus	170
3.4.1. Das Bild rationaler mentaler Prozesse	
3.4.2. Fodors Thesen	
3.4.3. Ereignisse versus Dispositionen	

3.5. Die Konstitution semantischer Eigenschaften	178
3.5.1. Funktionale und inferentielle Rollen	
3.5.2. Drei funktionalistische Thesen	
3.5.3. Naturalismus und Analytizität	
Viertes Kapitel: Analytizität	188
4.1. Fodors Herausforderung	189
4.1.1. Fodor gegen das Standard-Bild	
4.1.2. Die Struktur der Argumente	
4.1.3. Argument A	
4.1.4. Fodors eigene Position	
4.2. Quines Herausforderung	198
4.2.1. Die Idee der Analytizität	
4.2.2. Boghossian über “Two Dogmas”	
4.2.3. Eine plausiblere Interpretation	
4.2.4. Ist Argument A überzeugend?	
4.3. Empirische Kriterien für Analytizität	211
4.3.1. Quine versus Carnap	
4.3.2. Erster Versuch: Apriorität	
4.3.3. Zweiter Versuch: Sprachverhalten	
4.3.4. Vagheit und Unbestimmtheit	
Appendix: Verschiedene Bedeutungen von “Explikation”	
4.4. Semantische Holismen	224
4.4.1. Die zentrale Idee	
4.4.2. Extremer Holismus	
4.4.3. Klassischer Holismus	
4.4.4. Moderater Holismus	
Fünftes Kapitel: Holismus und Realismus	229
5.1. Das Realismus-Argument	230
5.1.1. Die dialektische Situation	
5.1.2. Eine Rekonstruktion des zweiten Teils	
5.1.3. Das Argument gegen den moderaten Holismus	
5.1.4. Identität oder Ähnlichkeit?	
5.1.5. Was will der Ähnlichkeits-Theoretiker eigentlich?	
5.2. Das Dilemma-Argument	241

5.2.1. Die simple Konzeption von Ähnlichkeit	
5.2.2. Das Dilemma	
5.2.3. Das Dilemma des moderaten Holisten	
5.2.4. Wie der Naturalist das Dilemma vermeiden kann	
5.3. Ein Argument gegen die Identitäts-These	248
5.3.1. Interpersonale Identität von Gegebenheitsweisen	
5.3.2. Das Argument	
5.4. Hat Fodor ein Holismus-Problem?	255
5.4.1. Fodors zentrale semantische These	
5.4.2. Die Individuation intentionaler Phänomene	
5.4.3. Typ-Identität mentaler Repräsentationen	
5.4.4. Skylla, Charybdis und ein gemeinsames Problem	
Fazit	263
Literaturverzeichnis	265

Einleitung

0.1 Fragestellung und Überblick

Ich werde zuerst in die Ausgangsfragen der Arbeit einführen. Anschließend werde ich einen knappen Überblick über ihren Verlauf geben. Dabei werde ich nicht umhin kommen, einige Ausdrücke zu verwenden, die ich erst später werde erklären können.

0.1.1 Intentionale Eigenschaften

Den Ausdruck “intentionale Eigenschaft” gebrauche ich in dieser Arbeit in einem engen und in einem weiteren Sinn. Im *engen* Sinne intentional sind wenigstens die folgenden Eigenschaften:

- die Eigenschaft, *von etwas zu handeln*,
- die Eigenschaft, *sich auf etwas zu beziehen*,
- die Eigenschaft, *für etwas zu stehen*,
- die Eigenschaft, *etwas zu repräsentieren*.

Im *weiteren* Sinne des Ausdrucks sind (neben den erwähnten auch) all jene Eigenschaften intentional, deren Besitz den Besitz intentionaler Eigenschaften im engen Sinne (jedenfalls auf den ersten Blick) *voraussetzt*.¹ Zu den im weiteren Sinne intentionalen Eigenschaften zählen

- die Eigenschaft, *das-und-das zu glauben*,
- die Eigenschaft, *an das-und-das zu denken*,
- die Eigenschaft, *das-und-das zu bedeuten*,
- die Eigenschaft, *diese-oder-jene Wahrheitsbedingung zu haben*.

¹ Der Grund für die Klammer liegt in der Existenzindifferenz intentionaler Phänomene, die in Kapitel 1, Abschnitt 3 mein Thema sein wird.

Was ich hier aufgezählt habe, sind natürlich keine “einzelnen” Eigenschaften, sondern Eigenschafts-Familien. Man erhält aus einer der Bezeichnungen, die ich aufgelistet habe, die Bezeichnung einer einzelnen Eigenschaft, indem man die “das-und-das”-Leerstelle durch einen angemessenen Ausdruck ersetzt. Eigenschaften der im zweiten Block an erster und zweiter Stelle genannten Familie treffen in erster Linie auf Personen zu. Die Eigenschaften der an dritter Stelle genannten Familie treffen typischerweise auf sprachliche Ausdrücke und Äußerungen zu. Die zuletzt genannte Familie enthält Eigenschaften, die sowohl auf Sprachliches als auch auf Mentales zutreffen.

Die vorliegende Arbeit setzt bei drei eng miteinander zusammenhängenden Ausgangsfragen ein. Hier ist die

erste Ausgangsfrage: Was sind intentionale Eigenschaften?

Natürlich werde ich nicht versuchen, die Frage in ihrer ganzen Allgemeinheit zu beantworten. Sie dient ja nur als Ausgangsfrage. Später werde ich mich auf bestimmte Aspekte beschränken.

Ich habe den Ausdruck “intentionale Eigenschaft” hier allein anhand von Beispielen eingeführt – das soll für die Zwecke der Einleitung genügen. Damit ist die Extension dieses Ausdrucks nur vage angedeutet.² Die Ausgangsfrage ist *nicht* so zu verstehen, daß sie durch ein genaueres Abstecken der bislang nur vage angegebenen Extension des Begriffs einer intentionalen Eigenschaft zu beantworten wäre. Meine Grundfrage ist eher so zu verstehen: *Was ist das für eine Eigenschaft, die die erwähnten Beispiele zu Beispielen für intentionale Eigenschaften macht? Oder auch so: Wie ist die Eigenschaft, eine intentionale Eigenschaft zu sein, beschaffen?*³

0.1.2 Intentionale Gehalte

Ein erster Schritt auf dem Weg zu einer Antwort auf die erste Ausgangsfrage drängt sich auf: Intentionale Eigenschaften scheinen *relationale* Eigenschaften zu sein. Das wird, wie obige Beispiele zeigen, durch ihr sprachliches Erscheinungsbild nahegelegt: Wenn x die Eigenschaft hat, von etwas zu handeln, dann – so scheint es – gibt es ein y , so daß x von y handelt. Wenn x die Eigenschaft hat, etwas zu glauben, dann – so scheint es – gibt es ein y , so daß x y glaubt.

Betrachten wir den relationalen Charakter intentionaler Eigenschaften wie das-und-das zu glauben oder dieses-und-jenes zu sagen etwas genauer (ohne dabei zu vergessen, daß diese Beispiele vermutlich nicht repräsentativ für *alle* intentionalen Eigenschaften sind). Was sind die Relata, zu denen eine Person, wenn sie etwas glaubt oder sagt, in der

² Zu meinem Gebrauch von “Extension” siehe § 1.2.1.

³ Das Wort “Eigenschaft” ist hier in einem ganz gewöhnlichen, vagen Sinn zu verstehen. In § 1.7.4 sage ich etwas mehr dazu.

“Beziehung des Glaubens (bzw. Sagens)” steht? Die Beantwortung dieser Frage sollte ihren Ausgang bei unserer ganz natürlichen Redeweise nehmen. Schauen wir also, wie wir über diese Dinge eigentlich reden.

Ralf: “Die Erde ist rund.”

Anna: “Was hat Ralf gesagt? – Ich hab’ ihn nicht verstanden.”

Bertha: “Ralf hat gesagt, daß die Erde rund ist.”

Anna: “Ach so. Das wußte ich schon.”

Wovon reden die drei? Von der Erde, von Ralf und von dem, was Ralf gesagt hat. – Nehmen wir einmal an, daß alle Gesprächsteilnehmer die Wahrheit sagen und daß ihre Rede wörtlich zu verstehen ist. Wenn das so ist, dann gibt es einen Gegenstand x , von dem gilt:

- Ralf hat x gesagt,
- Anna wußte x schon,
- Anna glaubt x ,
- x ist wahr.

(Die beiden letzten Punkte ergeben sich natürlich aus dem zweiten.) Wer annehmen will, daß die drei die Wahrheit sagen und daß ihre Rede wörtlich zu verstehen ist, der ist gezwungen, Gegenstände wie x in seine Ontologie aufzunehmen.⁴ Ich werde in dieser Arbeit die genannten Annahmen machen. Ich werde also Entitäten wie x anerkennen, und ich werde sie als “*intentionale Gehalte*” bezeichnen. Das spezifizierende Adjektiv werde ich oft weglassen, wenn keine Verwechslungsgefahr besteht.

Läßt sich der Begriff des intentionalen Gehalts einigermaßen präzise festlegen? Wir könnten – auf die an erster und dritter Stelle aufgezählten Eigenschaften von x abhebend – intentionale Gehalte vielleicht als das definieren, *was gesagt und geglaubt werden kann*. Das Problem an diesem Vorschlag ist, daß wir, so scheint es, zulassen sollten, daß es auch *trivial-falsche* intentionale Gehalte gibt, wie etwa den, daß manche Kreise eckig oder manche Junggesellen verheiratet sind. Solche Gehalte *kann* man nicht glauben. Dieses Problem ließe sich vielleicht lösen, indem man allein auf den Aspekt des Sagens abhebt: Intentionale Gehalte, würden wir dann sagen, sind diejenigen Entitäten, “die man sagen kann”. Dies allerdings klänge schräg und vieldeutig. Würden wir diese Wen-

⁴ Natürlich kann sich herausstellen, daß die Gegenstände, über die hier quantifiziert wird, “unter einem anderen Titel” schon längst auf unserer ontologischen Liste vorhanden sind. Der hier intendierte Sinn von “wörtlich” ist der, in dem etwa ein Nominalist, der *semantische* Paraphrasen für eine gewisse Klasse von Sätzen anbietet, sagen könnte: “Du darfst diese Sätze nicht wörtlich nehmen”. Das Wort ist hier folglich in einem sehr engen Sinn zu verstehen: Nicht nur wer einen Satz metaphorisch oder auf sonst eine Weise “pragmatisch” versteht, versteht ihn *nicht* wörtlich. Auch wer in einen Satz eine semantische (“logische”) Form hineinliest, die von seiner Oberflächenform stark abweicht, versteht den Satz in dem hier intendierten Sinn *nicht* wörtlich.

derung in unsere Definition aufnehmen, würden wir provozieren, daß jeder, der mit ihr konfrontiert wird, sie sich auf seine eigene Art zurechtlegte.

Ein anderer Vorschlag besagt, den vierten Punkt meiner Aufzählung in den Mittelpunkt zu stellen, und intentionale Gehalte als diejenigen Entitäten zu definieren, denen *im primären Sinne* die Eigenschaften der Wahrheit und Falschheit zukommen. Daß intentionalen Gehalten jene Eigenschaften “in einem primären Sinne” zukommen, würde dann in etwa soviel heißen: Alle anderen Entitäten, die wahr oder falsch sind, sind dies, *weil* sie in einer bestimmten Relation zu einem intentionalen Gehalt stehen, dem sie ihren Wahrheitswert verdanken. Eine solche Behauptung könnte etwa dadurch begründet werden, daß von allen anderen in Frage kommenden Entitäten gezeigt würde, daß sie ihre Wahrheitswerte, im Unterschied zu intentionalen Gehalten, stets nur relativ zu bestimmten Kontexten haben. Solange dies nicht gezeigt wurde, ist nicht klar, welche Extension einem auf die vorgeschlagene Weise definierten Prädikat eigentlich zugewiesen würde. Der zur Debatte stehende Definitionsvorschlag ist somit extrem voraussetzungsreich. Ich möchte keinen Grundbegriff meiner Arbeit mit derart starken Voraussetzungen belasten – zumal ich meine, daß die eigentliche Idee auf andere Weise viel deutlicher wird.

Die intuitive Idee des intentionalen Gehalts wird meines Erachtens am deutlichsten, wenn wir auf die *sprachlichen Mittel* abheben, mit denen wir intentionale Eigenschaften zuschreiben. Betrachten wir den Satz

(1) Ralf glaubt, daß die Erde rund ist.

Fragen wir uns: Was *tut* jemand – sagen wir: Anna – mit einer Äußerung von Satz (1)?

Erstens: Sie *charakterisiert* Ralf. – Aber: *Wie* charakterisiert sie ihn?

Zweitens: Sie charakterisiert Ralf als einen, der etwas *glaubt* (und nicht als einen, der etwas *wünscht* oder dergleichen). Ich werde das zuletzt Gesagte auch so zum Ausdruck bringen: Anna charakterisiert Ralf als einen, der sich in einem psychischen Zustand mit einem bestimmten *Modus* (hier: der Modus des Glaubens) befindet. – Aber auch dies ist nicht alles, was Anna tut.

Drittens: Mit einer Äußerung von (1) charakterisiert Anna Ralf außerdem auch noch als einen, der glaubt, *daß die Erde rund ist* (und nicht als einen, der z.B. glaubt, *daß Lenin einen Hasen hat*). Das zuletzt Gesagte kann man nun auch so zum Ausdruck bringen: Anna charakterisiert Ralf nicht nur als einen, der sich in einem psychischen Zustand mit einem bestimmten Modus befindet, sondern auch als einen, der sich in einem psychischen Zustand mit einem bestimmten *intentionalen Gehalt* befindet. Eine Verallgemeinerung dessen halte ich fest als das

Prinzip des intentionalen Gehalts: Mit der Äußerung eines Satzes der Form $\lceil x$ glaubt, daß $p \rceil$ wird x als jemand charakterisiert, der eine Überzeugung mit einem (mehr oder minder klar) bestimmten propositionalen intentionalen Gehalt hat.

Das spiegelt die Rolle wieder, die intentionale Gehalte in unserem Reden spielen. Allein darüber möchte ich den Begriff des intentionalen Gehalts nun definieren.

Definition: Intentionale Gehalte sind genau diejenigen Entitäten, die das Prinzip des intentionalen Gehalts erfüllen.⁵

Manchmal werde ich Dinge wie die folgenden sagen: Intentionale Gehalte sind die “Objekte” etwa von Überzeugungen; sie sind das, *was* geglaubt wird. Damit wird niemals mehr gemeint sein als das, was durch die gegebene Definition festgeschrieben ist.⁶ Es folgen einige Erläuterungen.

Propositionale und andere intentionale Gehalte. Ich werde später dafür argumentieren, daß propositionale intentionale Gehalte – in gewissem Sinne – eine *Konstituentenstruktur* aufweisen.⁷ Ich werde dann so reden, daß gilt: Auch die Konstituenten (propositionaler) intentionaler Gehalte sind intentionale Gehalte. Aber nicht alle intentionalen Gehalte sind *propositionale* intentionale Gehalte.

Reichweite der Definition. Ich habe des Begriff des intentionalen Gehalts nur anhand von Überzeugungen eingeführt. Aber natürlich haben auch z.B. Wünsche intentionale Gehalte. Ich gehe davon aus, daß diejenigen Entitäten, die durch meine Definition als intentionale Gehalte ausgezeichnet werden, *de facto* nicht nur als intentionale Gehalte von Überzeugungen, sondern auch als Gehalte von z.B. Wünschen fungieren. Ich hätte “intentionaler Gehalt” auch schematisch für variable Modi definieren können. Dies geschieht allein aus Gründen der Einfachheit nicht. Ich gehe davon aus, daß das der Sache nach keinen Unterschied macht.

Wahrheitswertträger. Manchmal glauben wir etwas Wahres, manchmal etwas Falsches. Die Objekte von Überzeugungen, ihre intentionalen Gehalte, sind manchmal wahr, manchmal falsch (und vielleicht manchmal keines von beiden). Das ergibt sich aus der Definition im Kontext unserer normalen Redeweise.

⁵ Ich gebrauche das Wort “Definition” so, dass eine Definition nicht unbedingt eine *eliminative* Definition sein muß, d.h. eine, die uns die Möglichkeit eröffnet, auf eine bestimmte Phrase ganz zu verzichten, ohne unsere Sprache in ihrem Ausdrucksreichtum zu beschneiden. Mehr dazu in § 3.2.3.

⁶ In dieser Arbeit werden noch zwei weitere Möglichkeiten, die Idee des intentionalen Gehalts auf einen präzisen Begriff zu bringen, eine Rolle spielen. Zum einen kann die Idee des propositionalen) intentionalen Gehalts im Sinne von “D-Proposition” verstanden werden (§ 2.2.2), zum anderen kann sie im Sinne von “F-Gehalt” verstanden werden (§ 5.4.1). Ich kann diese Begriffe hier nicht erklären. Sie sind zu voraussetzungsreich. Schon allein dieser Umstand möge mich an dieser frühen Stelle in meiner Entscheidung gegen sie rechtfertigen.

⁷ In § 1.7.2.

Explikation. Die angegebene Definition des Ausdrucks “intentionaler Gehalt” ist, wie jede Definition, eine Stipulation. Doch sie ist nicht nur eine Stipulation. Sie soll die vage Idee von intentionalen Gehalten, die m.E. im Alltag ebenso wie in der Philosophie anzutreffen ist, auf einen möglichst sinnvollen und präzisen Punkt bringen. Die angegebene Definition hat *explanatorischen* Charakter.⁸

Begriff vs. Gegenstand. Die angegebene Definition legt fest, welcher Begriff durch das Wort “intentionaler Gehalt” im Rahmen dieser Arbeit ausgedrückt wird.⁹ Sie legt damit auch fest, welche Sätze, die dieses Wort enthalten, analytisch sind.¹⁰ Propositionale intentionale Gehalte selbst – d.h. die Gegenstände, die unter den Begriff des propositionalen intentionalen Gehalts fallen – werden durch die Definition nur sehr indirekt charakterisiert. Es wird nicht mehr festgelegt, als daß jene Gegenstände “eine bestimmte Rolle spielen”. Es macht demnach auf der Basis der Definition noch (und sogar gerade erst auf ihrer Basis) Sinn zu fragen, *welche* Gegenstände diese Rolle spielen. Man kann das auch so ausdrücken: Die Definition legt den Begriff des propositionalen intentionalen Gehalts fest. Auf der Basis dessen können wir nun fragen, welche Sorten von Gegenständen die Extension dieses Begriffs ausmachen. Wir können fragen, was propositionale intentionale Gehalte “eigentlich” sind.

Vorkommnisse oder Typen von Überzeugungen? Ist das Wort “Überzeugung” in meiner Formulierung des Prinzips des intentionalen Gehalts im Sinne von “Überzeugungsvorkommnis” oder im Sinne von “Überzeugungstyp” zu verstehen?¹¹ – Die Antwort ist: *Ganz nach Belieben.* Einer der Vorteile der Definition liegt darin, daß es für sie gänzlich unerheblich ist, ob man sie so liest, daß in ihr von Überzeugungsvorkommnissen die Rede ist, oder so, daß in ihr von Überzeugungs-Typen die Rede ist. Die Definition liefert in den beiden Fälle genau analoge Resultate.

Geistiges und Sprachliches. Der kleine Dialog zeigt, daß intentionale Gehalte auch auf der sprachlichen Ebene eine Rolle spielen. In einem der verschiedenen Sinne des Wortes “Bedeutung” sind intentionale Gehalte die Bedeutungen von Äußerungen – nämlich in dem Sinn, in dem die Bedeutung einer Äußerung das *mit ihr (buchstäblich) Gesagte* ist. Überlegt man sich, wie wir das Verb “sagen” in diesem Bereich verwenden

⁸ Vgl. hierzu mein Verständnis von “Explikation”, welches in § 0.2.2. erläutert werden wird.

⁹ Zu “Begriff” siehe Abschnitt 7 des ersten Kapitels.

¹⁰ Die Idee der Analytizität versuche ich im 4. Kapitel zu erklären und zu verteidigen.

¹¹ Die allgemeine Unterscheidung zwischen Vorkommnissen und Typen von Dingen einer bestimmten Art kann man sich am einfachsten anhand von sprachlichen Ausdrücken klar machen. Wieviele Ausdrücke stehen in der nächsten Zeile?

grün blau grün rot

Wer vier Ausdrücke zählt, hat Ausdrucksvorkommnisse gezählt, wer drei zählt, hat Ausdruckstypen gezählt. Es sollte leicht fallen, die Idee einer solchen Unterscheidung auf einer intuitiven Ebene auf andere Sorten von Dingen zu übertragen.

(etwa anhand des kleinen Dialogs zwischen Anna und Ralf), so wird deutlich, daß unserer Redeweise das folgende Prinzip zugrunde zu liegt:

Brückenprinzip Überzeugungsgehalt / Äußerungsbedeutung:

Das mit einer Behauptung buchstäblich Gesagte ist der intentionale Gehalt der durch die Behauptung kundgegebenen (ausgedrückten) Überzeugung.¹²

Ich werde das mit einer Äußerung Gesagte auch manchmal als “*Äußerungsbedeutung*” bezeichnen. Was ich hier für Behauptungen formuliere, läßt sich im Prinzip natürlich auch auf andere Modi übertragen. Das Brückenprinzip sollte vor dem Hintergrund des kleinen Dialoges hinreichend plausibel sein, um es hier vorauszusetzen.

So weit die Erläuterungen. Als erste Ausgangsfrage dieser Arbeit hatte ich die Frage nach der Natur intentionaler Eigenschaften, also etwa der Eigenschaft zu glauben, daß Schnee weiß ist, festgehalten. Eigenschaften wie die genannte involvieren intentionale Gehalte. Diese, und *nicht* die Modi, werden im Zentrum der Überlegungen dieser Arbeit stehen. Somit lautet meine

zweite Ausgangsfrage: Was sind intentionale Gehalte?

Am Beginn des ersten Kapitels werde ich den beiden bisher entwickelten eine dritte und letzte Ausgangsfrage zur Seite stellen.

0.1.3 Überblick über die Arbeit

Diese Arbeit besteht aus zwei Teilen. Im ersten Teil zeichne ich ein Bild intentionaler Eigenschaften. Im zweiten Teil versuche ich das im ersten Teil entworfene Bild gegen die einflussreiche Kritik Jerry Fodors zu verteidigen, und es an ihr zu schärfen.

Im ersten Kapitel gehe ich der Frage nach, was intentionale Zustände und Ereignisse *sind*. Im 2. Kapitel diskutiere ich die Art und Weise, in der wir intentionale Phänomene *zuschreiben*. Im Laufe der beiden ersten Kapitel wird sich zeigen, daß intentionale Eigenschaften nicht nur einen repräsentationalen, sondern auch einen kognitiven Aspekt beinhalten. Damit ist folgendes gemeint: Daraus, daß *x* eine bestimmte intentionale Eigenschaft hat, folgt nicht nur, daß *x* etwas repräsentiert, sondern auch, daß *x* es auf eine (mehr oder weniger klar) *bestimmte Art und Weise* repräsentiert. Im dritten Kapitel zeichne ich dann ein Bild von Begriffen, das – weil ich Begriffe als Konstituenten intentionaler Gehalte einführen werde – auch ein Bild intentionaler Gehalte und damit auch

¹² Um eine Zweideutigkeit von “ausdrücken” zu vermeiden, bezeichne ich nur die hier einschlägigen Relationen zwischen einer Äußerung bzw. einem Ausdruck einerseits und einem intentionalen Gehalt andererseits durch dieses Wort. Die relevante Relation zwischen einer Äußerung bzw. einem Ausdruck einerseits und einem mentalen Zustand oder Ereignis andererseits greife ich durch das Verb “kundgeben” heraus. Ich bediene mich damit der Terminologie aus Husserl 1913: erste Untersuchung.

ein Bild intentionaler Eigenschaften ist. Dieses Bild fokussiert auf den kognitiven Aspekt von Begriffen. In Freges Terminologie gesprochen: Es fokussiert auf den Aspekt des Sinns, nicht auf den der Bedeutung. Von einem sehr abstrakten Standpunkt aus betrachtet ist das Bild, das ich zeichnen werde, ein sehr klassisches. Es ist eine Variante dessen, was ich als das "Standard-Bild von Begriffen" bezeichnen werde.

Jerry Fodor hat in den letzten Jahren mit großer Vehemenz dafür geworben, daß jedes Bild von Begriffen, intentionalen Gehalten und intentionalen Eigenschaften von der Art, wie ich es im ersten Teil der Arbeit entwerfe, falsch ist.

"The older I get, the more I'm inclined to think that there is nothing more at all to meaning except denotation; for example, that there is nothing to the meaning of a name except its bearer and nothing to the meaning of a predicate except the property that it expresses.

The popular alternative to the view that there is nothing to meaning except denotation is that meaning is a composite of denotation and *sense*. And ever since Wittgenstein (or maybe Saussure) it has been widely assumed that the sense of an expression is to be understood as somehow emerging from its use. Practically everybody who's anybody in modern Anglo-American philosophy has held some or other version of this sense-cum-use doctrine. Still, as I say, I'm increasingly inclined to think that it's a dead end and that there is nothing at all to meaning except denotation" (Fodor 1989: 161).

Fodors Argumentation für diese radikale Haltung ist eine Herausforderung für jeden, der am Standard-Bild von Begriffen festhalten möchte. Im zweiten Teil der Arbeit werde ich mich dieser Herausforderung stellen. Bei der Diskussion von Fodors Argumenten wird sich zeigen, daß sie – so, wie Fodor sie formuliert – von Quines Kritik am Begriff der Analytizität abhängen. Im 4. Kapitel werde ich versuchen, Quines Kritik dingfest zu machen und zurückzuweisen. Im 5. Kapitel werde ich schließlich die Dialektik mit Fodor noch einmal aufleben lassen, um am Ende die Auffassung zu vertreten, daß (a) das Standard-Modell gegen Fodors Angriff verteidigt werden kann, und (b) einige zentrale Aspekte des Verhältnisses zwischen dem Standard-Modell und Fodors eigener Theorie anders einzuschätzen sind, als dies gewöhnlich getan wird.

0.2 Methodisches

0.2.1 Zur verwendeten Sprache

Diese Arbeit ist im wesentlichen in deutscher Umgangssprache verfaßt. Die meisten Wörter, die in ihr vorkommen, sind in (einer) ihrer mehr oder weniger klaren umgangssprachlichen Bedeutung(en) zu verstehen. Es gehört zu den Ansprüchen dieser Arbeit, daß so gut wie alle in ihr vorkommenden Wörter, die nicht in einer mehr oder minder klaren umgangssprachlichen Bedeutung zu verstehen sind, erklärt werden – und zwar letztlich im umgangssprachlichen Idiom. Ausnahmen von dieser Regel bilden (hoffentlich) nur einige philosophische Fachtermini (etwa solche aus der Logik), die nur für den Hintergrund dieser Arbeit wichtig sind und innerhalb des philosophischen Diskurses in einer hinreichend klaren Weise gebraucht werden. Wörter, die weder explizit eingeführt werden, noch eine hinreichend klare Bedeutung im philosophischen Diskurs haben, sind in ihrer alltäglichen Bedeutung zu verstehen. Wenn diese vage ist, so sind sie in einem vagen Sinne zu verstehen.

Ich werde Schlagwörter des philosophischen Diskurses nicht immer in *der* Bedeutung gebrauchen, die sie im philosophischen Diskurs tragen. Das hat einen einfachen Grund: Oft gibt es nicht *die* Bedeutung solcher Schlagwörter. Im Falle von Wörtern wie “Gegebenheitsweise”, “Begriff”, “Proposition”, “Gehalt” oder auch “Bedeutung” in ihren philosophischeren Verwendungsweisen gibt es nicht einmal mehrere verschiedene, für sich genommen jeweils einigermaßen klare Bedeutungen, in denen diese Wörter gebraucht werden. Bei einem Prädikat “*F*” von dieser Art macht es absolut keinen Sinn zu fragen “Was ist *F* (eigentlich)?”, sofern dem Ausdruck “*F*” nicht vorher *stipulativ* ein Minimum an Bedeutung gegeben wurde. Natürlich wird eine solche Stipulation an den vagen und oft völlig verschiedenartigen Verwendungsweisen des Wortes in philosophischen Diskursen orientiert sein. Sie wird – wenn alles gut geht – einen oder mehrere Aspekte dieser Verwendungsweisen auf klare Weise mit “*F*” verbinden. Da die Verwendungsweisen in den aufgezählten und vielen anderen Fällen aber extrem heterogen sind, wird keine Stipulation *alles* einfangen können, was gewöhnlich mit dem Wort in seinen verschiedenen Verwendungsweisen gemeint ist. Man muß sich hier entscheiden. Ferner besteht natürlich die Möglichkeit spezifizierende Adjektive einzuführen.

Nirgendwo ist es so leicht, durch eine unklare Sprache den Boden unter den Füßen zu verlieren, und wortreichen Unsinn zu produzieren, wie in der Philosophie. Ich versuche deshalb, sehr sorgfältig mit der eigenen Sprache umzugehen: Meine Vokabeln zu erklären, Definitionen von Thesen zu trennen, die Sprache anderer deutlich von der ei-

genen Sprache zu trennen etc. Manchmal geht diese Sorgfalt auf Kosten des Stils. Das nehme ich in Kauf.

Eine weitere Folge meines Anspruchs, eine klare und transparente Sprache zu sprechen, ist, daß in dieser Arbeit wenig zitiert wird. Wer Ausdrücke in einem möglichst klaren Sinn gebraucht, kann sich selten darauf verlassen, daß andere jene Ausdrücke in genau demselben Sinn verwenden. Deshalb müssen Zitate stets in die eigene Sprache übersetzt werden. Diesen Aufwand werde ich aber nur dann betreiben, wenn er wirklich lohnenswert erscheint.

Mit dem ersten Teil der Arbeit beanspruche ich nicht, Neues in die Diskussion einzubringen. Mein Anspruch ist vielmehr, ein recht traditionelles Netzwerk von Begriffen auf klarere und systematischere Art zu knüpfen als das sonst meist geschieht. Einen klaren und systematischen begrifflichen Bezugsrahmen zur Verfügung zu stellen, halte für einen wertvollen Beitrag zur Diskussion.

0.2.2. *Idee, Begriff, Explikation*

Manchmal sagen Philosophen Dinge wie diese: “Wenn es möglich ist, zu glauben, daß etwas unter den Begriff *F* fällt, ohne zu glauben, daß es unter den Begriff *G* fällt (oder andersherum), dann sind die Begriffe *F* und *G* verschieden.” Auch ich werde das Wort in dieser Weise gebrauchen.

Manchmal sagen Philosophen auch so etwas: “Der Begriff der Analytizität, der in Kants Kritik der reinen Vernunft eine tragende Rolle spielt, wurde auch von Philosophen des Wiener Kreises für ein wichtiges Werkzeug philosophischer Arbeit gehalten, später aber von Quine einer heftigen Kritik unterzogen.” Wer so etwas sagt, gebraucht das Wort “Begriff” in einer ganz anderen Bedeutung als der oben angesprochenen. Was *hier* gemeint ist, werde ich als “*Idee*” bezeichnen.

Begriffe sind sehr fein individuierte Entitäten. Ideen dagegen sind sehr vage: Kant, Frege, die Philosophen des Wiener Kreises, Quine und Kripke teilen *ein- und dieselbe vage intuitive Idee* von Analytizität. Aber sie alle schlagen *verschiedene Begriffe* als *Explikationen* dieser Idee vor.

Die Rede von der „Explikation“ einer Idee (bzw. eines Begriffs) übernehme ich von Carnap, der sagt:

“By the explication of a familiar but vague concept we mean its replacement by a new exact concept; the former is called explicandum, the latter explicatum.” (Carnap 1955: 7).

Nun meint Carnap ganz gewiss nicht, dass *jede beliebige* derartige Ersetzung eine Explikation sei. Unter welchen Umständen aber kann die Ersetzung eines vertrauten, aber vagen Begriffs (also einer Idee) durch einen exakten Begriff als eine Explikation gelten?

Carnap legt sich die Frage gar nicht vor - vielleicht, weil er den Eindruck hat, daß ihre Beantwortung intuitiv ebenso klar ist, wie sie schwer zu präzisieren ist. Ich nehme an, dass es in Carnaps Sinne ist, die vage Idee der Explikation selbst auf die folgende Weise einen minimalen Schritt weiter zu explizieren: Die Explikation einer intuitiven Idee durch einen technischen Begriff besteht darin, letzteren auf möglichst klare Weise so einzuführen, daß er

- (a) den Umfang der Idee in etwa teilt,
- (b) einen Inhalt hat, der mit dem vagen Inhalt der Idee "harmoniert".

Ein technischer Begriff, dessen Umfang sich in einigen Fällen von dem der intuitiven Idee unterscheidet, kann dennoch eine gute Explikation desselben darstellen, sofern sein Inhalt plausibel ist. Ein Explikationsvorschlag von "analytisch" muß z.B. nicht daran scheitern, daß ihm zufolge "Ich bin jetzt hier" als analytisch zählt.

Die Ideen, die in der Diskussion eine Rolle spielen, sollen einerseits möglichst klar und präzise auf den Begriff gebracht werden; andererseits soll dies aber so geschehen, daß die gängigen Positionen noch immer relativ einfach und in etwa in dem von ihren Vertretern selbst favorisierten Vokabular formulierbar sind.

Natürlich kann durch eine Definition prinzipiell keine Position ausgeschlossen werden. Aber ungeschickte Definitionen können dazu führen, daß gewisse Positionen nicht mehr, oder nur noch sehr umständlich, im vertrauten Vokabular formulierbar sind.

0.2.3 Zur Rolle von Desideraten

Ich betrachte Desiderate als heuristische Hilfsmittel, nicht als Dogmen. Wenn ich mit Desideraten arbeite, werde ich damit gewisse (mehr oder weniger weitgehend begründete) Voraussetzungen machen, die mir den Einstieg in ein komplexes Thema erleichtern werden. Ich verlange von niemandem, meine Desiderate ohne weitere Begründung anzuerkennen. Voraussetzungen muß jeder machen. Die Desiderate machen meine Voraussetzungen bloß explizit. Soweit Einigkeit über die Desiderate besteht, gilt tendenziell: Eine Theorie ist um so befriedigender, je mehr Desiderate sie erfüllt. Sie ist umso weniger befriedigend, je mehr Desiderate sie nicht erfüllt. Bei der Nicht-Erfüllung von Desideraten sind zwei Fälle zu unterscheiden: Eine Theorie kann es schlicht nicht erfüllen. Punkt. Eine Theorie kann aber auch – zusätzlich – die Erfüllung jenes Desiderats, durch eine andere, ergänzende oder erweiternde Theorie erschweren, oder gar unmöglich machen. (Vielleicht fordert das Desiderat eine Erklärung dafür, daß p , während die Theorie impliziert, daß $\neg p$.) Fälle der zweiten Art sind tendenziell schwerwiegender als solche der ersten Art. Allerdings muß man sich auch klar machen, daß verschiedene Desiderate selbst auch verschieden "gewichtig" sein können: Ihre Erfüllung bzw. Nicht-Erfüllung kann in sehr unterschiedlichem Maße folgenreich sein.

Desiderate sind prinzipiell verhandelbar. Sie leiten sich aus Annahmen her, die bereits vor der Diskussion der Frage, für deren Beantwortung sie als Desiderate dienen, plausibel erscheinen. Das kann verschiedene Gründe haben: Manche Annahmen stammen aus einer vorausgesetzten Rahmentheorie, andere entspringen mehr oder weniger einfach dem *common sense*. Deshalb spricht der Verstoß gegen ein Desiderat nicht *per se* gegen eine Theorie. Er tut es dann nicht, wenn gewisse Erklärungen, welche die Theorie gibt, aus unabhängigen Gründen dafür sprechen, das fragliche Desiderat aufzugeben. (Wenn sich z.B. aus Schiffers Überlegungen zur logischen Form von Einstellungsberichten ergibt, daß wir natürliche Sprachen nicht als kompositional auffassen sollten, dann braucht Schiffer Kompositionalität nicht als ein Desiderat zu betrachten.¹³) All dies mag trivial klingen. Dennoch wollte ich es in Erinnerung gerufen haben, bevor ich beginne, mit meinen eigenen Desideraten zu arbeiten.

0.2.4 Technisches

Um auf verschiedene Texteinheiten Bezug zu nehmen, bediene ich mich der folgenden kanonischen Bezeichnungsweise: Die kleinsten Texteinheiten werde ich als “*Paragrafen*” bezeichnen. Einige Paragraphen zusammen bilden einen *Abschnitt*. Einige Abschnitte bilden zusammen ein *Kapitel*. An diese Redeweise werde ich mich stets halten.

Vieles von dem, was ich am Anfang der Arbeit versuche plausibel zu machen, wird mir in späteren Teilen als Prämisse dienen. Der Text wird im Verlauf immer voraussetzungsreicher. Statt die gemachten Voraussetzungen noch einmal explizit zu formulieren, werde ich oft nur Anmerkungen einfüttern, die auf die entsprechenden Paragraphen verweisen. Da Anmerkungen dieser Art beim Lesen nicht stören, sie aber oft sehr hilfreich sein können, sind sie sehr großzügig gestreut.

¹³ Vgl. Schiffer 1992.

Erstes Kapitel

Die Intentionalität des Mentalen

Das erste Kapitel wird eine Reihe intuitiver Daten und erste Überlegungen liefern, auf die ich mich in den folgenden Kapiteln berufen werde. Es stellt außerdem den Versuch dar, ein Netzwerk recht traditioneller Begriffe auf systematische Art und Weise und so präzise wie möglich zu knüpfen.

1.1 Intentionale Phänomene

1.1.1 Worum es geht

Was ist ein intentionales Phänomen? Die folgende Liste enthält einige typische Beispiele für *Sätze*, mit denen intentionale Phänomene *zugeschrieben* werden:

- (1) Tom wünscht, daß Jerry bald die Luft ausgeht.
- (2) Galileo glaubt, daß die Erde sich bewegt.
- (3) Romeo liebt Julia.
- (4) Anna überlegt, ob Ouaggadugu in Westafrika liegt.
- (5) Anna entscheidet sich, heute nicht zum Sport zu gehen.

Mit (1) wird Tom der *Wunsch* zugeschrieben, daß Jerry bald die Luft ausgeht, mit (2) wird Galileo die *Überzeugung* zugeschrieben, daß die Erde rund ist, etc. Wünsche, Überzeugungen etc. sind Beispiele für intentionale Phänomene. Wir können aber von den genannten Sätzen natürlich auch ebenso gut sagen, daß mit ihnen intentionale *Eigenschaften* zugeschrieben werden, wie wir sagen können, daß mit ihnen intentionale *Phä-*

nomene selbst zugeschrieben werden. Mit (2) beispielsweise wird Galileo die Eigenschaft zugeschrieben, zu glauben, daß die Erde sich bewegt. Mit (2) wird Galileo aber auch – in einem ebenso guten Sinn von “zuschreiben” – die Überzeugung, zugeschrieben, daß die Erde sich bewegt. Sofern wir Sätze wie die oben angegebenen betrachten, sind die zugeschriebenen intentionalen Eigenschaften und die zugeschriebenen intentionalen Phänomene eins-zu-eins aufeinander abbildbar. Anhand der beiden ersten Beispiele ist dies besonders gut zu sehen. Hier besteht die jeweilige Eigenschaft in nichts anderem als dem *Haben* des entsprechenden Wunsches bzw. der entsprechenden Überzeugung. Eine Untersuchung intentionaler Eigenschaften könnte, so scheint es, auch bei den entsprechenden intentionalen Phänomenen selbst beginnen.

Dritte Ausgangsfrage: Was sind intentionale Phänomene?

Damit ist die Liste der drei Ausgangsfragen für diese Arbeit komplett.

Die Beispielliste zeigt, daß intentionale Phänomene – so, wie ich dieses Wort gebrauche – verschiedenen *ontologischen Status* haben können: Mit den Sätzen (1), (2) und (3) wird einer Person jeweils ein *Zustand* zugeschrieben, mit (4) und (5) dagegen je ein *Ereignis*.¹⁴

Prima facie macht es Sinn, zwischen Typen und Vorkommnissen intentionaler Phänomene zu unterscheiden. Betrachten wir einen singulären Term, der sich auf ein intentionales Phänomen bezieht, z.B. “Galileos Überzeugung, daß die Erde sich bewegt”, innerhalb der beiden folgenden Satzkontexte:

- (2a) Galileos Überzeugung, daß die Erde sich bewegt, hat viel bewirkt.
- (2b) Galileos Überzeugung, daß die Erde sich bewegt, ist heute weit verbreitet.

In (2a) scheint der Ausdruck etwas zu bezeichnen, das (a) kausale Kräfte hat und (b) “an” Galileo und “an” sonst niemandem ist. In (2b) hingegen bezeichnet derselbe singuläre Term etwas, das viele Personen “haben” können. Es scheint ganz natürlich, diese Ambiguität von Ausdrücken, die Überzeugungen und andere intentionalen Phänomene bezeichnen, als eine Typ/Vorkommnis-Ambiguität aufzufassen: Typen von intentionalen Phänomenen sind abstrakte Einzeldinge. Ihre Vorkommnisse sind konkret und haben kausale Kräfte.

¹⁴ Da die *Ontologie* des Intentionalen nicht im Mittelpunkt dieser Arbeit steht, verwende ich anstatt der umständlichen Rede von “intentionalen Zuständen, Prozessen oder Ereignissen” die Sammelbezeichnung “intentionale Phänomene”. Ontologische Binnendifferenzierungen werde ich nur an den wenigen Stellen vornehmen, an denen sie relevant sein werden (z.B. bei der Darstellung des Repräsentationalismus in Kapitel 3, Abschnitt 4).

Die Beispiele auf meiner Liste sind allesamt Beispiele für *mentale* intentionale Phänomene, und eben jene werden im Folgenden im Mittelpunkt stehen.¹⁵ Daß die mentalen Phänomene im Mittelpunkt stehen werden, heißt natürlich nicht, daß ich nicht auch von anderen sprechen werde. Schon im nächsten Abschnitt werde ich auch auf solche intentionalen Phänomene zu sprechen kommen, die keine mentalen Phänomene sind.

Nicht alles, wovon man geltend machen könnte, es sei ein intentionales mentales Phänomen, wird mich im Rahmen dieser Arbeit interessieren. Es geht mir allein um solche Phänomene, die Teil des Bildes sind, das *wir alle* vom mentalen Leben unserer selbst und unserer Artgenossen haben. Zu diesem Bild gehören unsere Gedanken, Wünsche, Überzeugungen, Wahrnehmungen, Gefühle, Affekte, Einfälle, Überlegungen und Zweifel. Dagegen gehören solche mentalen Phänomene, wie sie typischerweise von der zeitgenössischen wissenschaftlichen Psychologie postuliert werden, jenem ganz gewöhnlichen Bild oft nicht an. Solche Phänomene werden eben nicht vom *common sense*, sondern “bloß” von einigen Wissenschaftlern postuliert. Um solcherlei Dinge wird es in dieser Arbeit nicht gehen. Das gewöhnliche Bild, das wir uns von unserem mentalen Leben machen, nenne ich unsere “*Allerweltspsychologie*”.¹⁶ Im 5. Abschnitt dieses Kapitels werde ich mehr dazu sagen. Die mentalen Phänomene, die wir uns und anderen “als Allerweltspsychologen” zuschreiben – Phänomene wie Wünsche, Überzeugungen und Schmerzen – werde ich als “*allerweltspsychologische Phänomene*” bezeichnen. Die intentionalen unter *ihnen* sind die Phänomene, die im Zentrum meines Interesses stehen werden.

1.1.2 Der Begriff der Intentionalität

Bislang habe ich den philosophischen Gebrauch der Wörter “intentional” und “Intentionalität” durch nichts als ein paar Beispiele eingeführt. In diesem Abschnitt werde ich

¹⁵ Daß es sich bei den Phänomenen, die mit meinen Beispielsätzen zugeschrieben werden, um *mentale* oder *psychische* Phänomene – im ganz normalen Sinn dieser Wörter – handelt, wird niemand ernstlich bestreiten mögen. Dennoch mag man versucht sein zu fragen, was denn eigentlich genau gemeint sei, wenn ich hier von “mental” Phänomenen spreche. Ich werde hier *nicht* den Versuch unternehmen, diese Frage zu beantworten. Unsere Intuitionen hinsichtlich des Begriffs des Mentalen (oder, auf Deutsch, des *Geistigen*) sind für die Zwecke dieser Arbeit hinreichend klar. Ich werde an keiner Stelle Voraussetzungen über diesen Begriff machen müssen, die nicht durch unseren ganz normalen Sprachgebrauch klar abgesichert wären.

¹⁶ Der in der deutschsprachigen Philosophie übliche Ausdruck “Alltagspsychologie“, erscheint mir weniger treffend, suggeriert er doch es gäbe ein psychologisches Vokabular für den Alltag und ein anderes “für besondere Gelegenheiten“.

nun versuchen zu erklären, was Philosophen *meinen*, wenn sie diese Wörter gebrauchen.¹⁷

Betrachten wir die Beispiele, die ich oben genannt habe: Wünschen, Glauben, Lieben, Überlegen und Entscheiden. Was diese Phänomene zu intentionalen Phänomenen macht, ist, in erster Annäherung, dies: Wann immer jemand etwas wünscht, glaubt, liebt, überlegt oder entscheidet, läßt sich mit Sinn die Frage stellen: *Was* wünscht, glaubt, liebt, überlegt oder entscheidet da jemand? Man kann nicht einfach *wünschen*, oder *entscheiden*, oder *glauben*. Nein: Wer wünscht, der wünscht *etwas*, wer entscheidet, der entscheidet *etwas*, und wer glaubt, der glaubt *etwas*. Das gilt *mutatis mutandis* für *alle* intentionalen Phänomene. Brentano, der Initiator der modernen Intentionalitäts-Debatte, hat Intentionalität durch eine Metapher charakterisiert: *Gerichtetheit*.¹⁸ Was etwa Julias Liebe zu einem *intentionalen* Phänomen macht, ist (mit Brentanos intuitiver Metapher gesagt), daß sie auf Romeo *gerichtet* ist. Was die erwähnte Überzeugung Galileos intentional macht, ist, daß sie auf den Sachverhalt, daß die Erde sich bewegt, *gerichtet* ist.¹⁹

Soviel zur Verständigung. Es wäre schön, wenn wir mehr hätten: einen einzigen Satz, mit dem sich in ganz normalem Deutsch klar sagen ließe, was Intentionalität ist. Doch, soweit ich sehe, gibt es keinen solchen Satz. Es gibt im Deutschen weder ein einfaches Prädikat, mit dem *genau* die Eigenschaft der Intentionalität zugeschrieben wird, noch läßt sich im gewöhnlichen Deutschen ein komplexes Prädikat konstruieren, mit dem sich *genau* die Eigenschaft der Intentionalität zuschreiben ließe. Das legt die Auffassung nahe, der Begriff der Intentionalität sei ein rein technischer Begriff der Philosophie, ein Begriff, der auf der Ebene des *common sense* keine Rolle spielt. Diese Auffassung ist zumindest nicht *ganz* richtig. Obwohl das Deutsche kein Prädikat enthält, mit dem sich *genau* die Eigenschaft der Intentionalität zuschreiben ließe, so enthält es dennoch einige ganz alltäglicher Prädikate, die zwar *andere*, aber mit dem Begriff der Intentionalität *sehr eng verwandte* Begriffe ausdrücken. So gibt es im Deutschen eine ganze

¹⁷ Weder das Substantiv "Intentionalität" noch das Adjektiv "intentional" kommen im Deutschen in einer Bedeutung vor, die dem philosophischen Gebrauch dieser Wörter auch nur annähernd entspricht. (Vom Gebrauch des Wortes in der philosophischen Handlungstheorie, wo sich eine dritte Verwendungsweise eingebürgert hat, sehe ich hier ab.) Der philosophische Sprachgebrauch ist in diesem Falle völlig abgekoppelt von unserer Alltagssprache. Wer verstehen will, worin er besteht, sollte also möglichst von allen aus dem Alltag stammenden Assoziationen absehen. Natürlich gibt es in der Philosophie nicht *eine einheitliche* Gebrauchsweise der Wörter "intentional" und "Intentionalität". Aber es gibt zumindest einige grundlegende Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen Gebrauchsweisen dieser Wörter innerhalb des philosophischen Diskurses, welche die verschiedenen Begriffe zu Explikationsversuchen ein- und derselben intuitiven Idee machen. Jedenfalls ist diese Annahme ist eine Voraussetzung für die Sinnhaftigkeit des Unternehmens dieses Paragraphen.

¹⁸ Vgl. Brentano 1874: 124-128.

¹⁹ Die ontologische Kategorie der Sachverhalte werde ich im § 1.2.1 einführen.

Reihe von Prädikaten, von denen jeweils gilt: Daraus, daß etwas unter jenes Prädikat fällt, *folgt*, daß es intentional ist (daß die fragliche Entität die Eigenschaft der Intentionalität hat). Folglich läßt sich in ganz normalem Deutsch eine Liste (mit begrifflicher Notwendigkeit geltender) hinreichender Bedingungen dafür angeben, daß etwas intentional ist. Eine solche Liste ließe sich (ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben zu wollen) etwa so zusammenfassen:

Notwendigerweise gilt für alle Gegenstände x : Wenn x von etwas handelt oder x sich auf etwas bezieht oder x etwas repräsentiert oder x etwas zum Thema oder x etwas bedeutet, dann ist x intentional.

Keines der hier gebrauchten Prädikate, das sei noch einmal betont, bedeutet dasselbe wie “ist intentional”. Das kann schon allein deshalb nicht sein, weil die Extension von “intentional” *weiter* ist als die Extension jedes einzelnen der hier im Vordersatz des Konditionals vorkommenden Prädikate.²⁰

1.1.3 Standardzuschreibungen

Die zu Beginn dieses Kapitels angegebenen Beispiele illustrieren, daß wir intentionale Phänomene typischerweise durch Sätze zuschreiben, die ein allerweltpsychologisches Verb sowie ein grammatisches Objekt enthalten, durch das angegeben wird, *was* gewünscht, gewußt, gedacht, überlegt, entschieden (oder was auch immer) wird. Derartige Sätze, also solche der Form

(Bezeichnung des Trägers des Phänomens) \oplus (allerweltpsychologisches Verb)
 \oplus (grammatisches Objekt)²¹

werde ich “*Standardzuschreibungssätze*” nennen. Die Zuschreibung eines intentionalen Phänomens mittels eines Standardzuschreibungssatzes (also eine Handlung) nenne ich eine “*Standardzuschreibung*”. Ich setzte bei diesen Definitionen voraus, daß hinreichend klar ist, welche Verben allerweltpsychologische Verben sind. Solche mentalen Phänomene, deren Standardzuschreibungssätze die Nominalisierung eines vollständigen Satzes, also einen “daß-Satz“, als grammatisches Objekt haben, werden seit Russell als “*propositionale Einstellungen*” bezeichnet.²² Ich werde mich im Folgenden nicht aus-

²⁰ In englischsprachigen Texten wird Intentionalität oft schlicht so charakterisiert: “Intentionality is aboutness”. Ich kann nicht beurteilen, ob man im Englischen von allen relevanten Beispielen sagen kann: “ x is *about* something”. Falls dem so sein sollte, bestünde das Problem, das ich im Haupttext bezüglich des Deutschen konstatiert habe, für das Englische nicht.

²¹ Das Wort “Träger” gebrauche ich so, daß gilt: Der Träger von Galileos Überzeugung, daß die Erde sich bewegt, ist Galileo.

²² Ich werde also den Nebensatz als “daß-Satz” bezeichnen – und nicht den vollständigen Satz, der jenen Nebensatz enthält.

schließlich mit ihnen beschäftigen, aber sie werden doch deutlich im Zentrum der Überlegungen stehen.

Was das allerweltspsychologische Verb einer Standardzuschreibung angibt, werde ich, wie in der Einleitung bereits geschehen, als den “Modus” des zugeschriebenen Phänomens bezeichnen. Glauben, Wünschen, Hoffen und Befürchten sind Beispiele für verschiedene Modi intentionaler Phänomene. Mit Standardzuschreibungen intentionaler Phänomene geben wir sowohl den Modus als auch den intentionalen Gehalt des zugeschriebenen Phänomens an.

Die Standardzuschreibung ist nicht nur die *typische* Form der Zuschreibung intentionaler Phänomene, sie ist auch in gewissem Sinne “epistemisch basal”. Damit ist folgendes gemeint: Natürlich *können* wir intentionale Phänomene auch anders zuschreiben. Wir können z.B. von “Annas größtem Wunsch” sprechen, oder von “den politischen Überzeugungen Annas, die sie mit Bertha teilt”, oder wir können von Anna sagen, sie mache gerade “die tiefste Trauer, die sie je empfunden hat” durch. Auf alle diese Arten können wir intentionale Phänomene herausgreifen (und zuschreiben), aber all diese Bezugnahmen (und Zuschreibungen) sind nicht optimal informativ. Für einen Hörer entsprechender Äußerungen bleiben stets Fragen offen: “*Was* ist denn Annas größter Wunsch?”, “*Welche* politischen Überzeugungen teilt sie denn mit Bertha?” Es liegt nahe, solche Fragen durch Standardzuschreibungen zu beantworten. Solange eine als Standardzuschreibung formulierte Auskunft ausbleibt, weiß der Hörer normalerweise nicht genug, um das fragliche Phänomen eindeutig zu identifizieren.

1.1.4 Modus und Gehalt als essentielle Eigenschaften

Der Umstand, daß Standardzuschreibungen im oben erläuterten Sinne *epistemisch* basal sind, legt eine *metaphysische* Erklärung nahe: Mittels Standardzuschreibungen charakterisieren wir Personen als Träger bestimmter intentionaler Phänomene *und wir greifen dabei die fraglichen intentionalen Phänomene anhand solcher Eigenschaften heraus, die ihnen wesentlich oder essentiell sind*. Ich gebrauche diese Wörter hier ganz intuitiv, im Sinne einer vagen, uns allen mehr oder weniger vertrauten Idee, und nicht im technischen Sinne der einen oder anderen philosophischen Theorie. Was ich mit Hilfe dieser Wörter sagen will, ist dies: Wenn wir ein intentionales Phänomen zuschreiben, greifen wir es mittels irgendwelcher Eigenschaften heraus. Nun scheint es, als sei Folgendes der Fall: *Diejenigen Eigenschaften, mittels derer wir ein Phänomen herausgreifen, wenn wir es in der Standardform zuschreiben, sind genau jene Eigenschaften, die es zu dem Phänomen machen, das es ist*. Hier ist ein Beispiel. Nehmen wir an, der Satz

(2) Galileo glaubt, daß die Erde sich bewegt.

sei wahr, und zwar deshalb, weil Galileo das Überzeugungs-Vorkommnis x hat. Dann hat x folgende Eigenschaften:

- x ist eine Überzeugung *Galileos*,
- x ist eine *Überzeugung* und
- x ist eine Überzeugung mit dem Gehalt, *daß die Erde sich bewegt*.

Genau diese Eigenschaften scheinen es zu sein, die x zu dem machen, was x ist: Galileos Überzeugung, daß die Erde sich bewegt. Es sind, in meinem intuitiven Sinn, die essentiellen Eigenschaften von x . Natürlich hat x auch andere, nicht essentielle Eigenschaften: z.B. dann-und-dann aus den-und-den Gründen zustande gekommen zu sein.

Man kann sich den Unterschied zwischen den essentiellen und den bloß akzidentiel- len Eigenschaften von x am einfachsten anhand der verschiedenen modalen Profile jener Eigenschaften (im Hinblick auf x) vor Augen führen. Denn die essentiellen Eigenschaften eines Gegenstands kommen diesem *notwendigerweise* zu. Die nicht-essentiellen Eigenschaften eines Gegenstandes kommen ihm hingegen – im Normalfall – nur *kontin- genterweise* zu: Es ist logisch möglich, daß er sie nicht hätte (und gleichwohl existier- te).²³ Wenden wir das auf x an, so zeigt sich: x

- hätte (von Galileo) früher oder später erworben werden können,
- hätte ganz andere Ursachen und Konsequenzen haben können

usw. *Aber* auf der anderen Seite gilt: Galileos Überzeugungs-vorkommnis x

- hätte *nicht* die Überzeugung eines anderen sein können,
- hätte *nicht* – z.B. – ein Wunsch oder eine Befürchtung sein können,²⁴
- und hätte auch nicht eine Überzeugung mit dem Gehalt, *daß die Sonne sich bewegt*, sein können.

Dies alles gilt, sofern wir x (wie oben angenommen) mit “Galileos Vorkommnis” jener Überzeugung identifizieren. Es gilt, ganz allgemein, für *Vorkommnisse* intentionaler Phänomene.

Was ist mit *Typen* solcher Phänomene? Was ist mit *der* Überzeugung, daß die Erde sich bewegt (die ich mit Galileo teile)? Diese Frage ist leicht zu beantworten, wenn wir uns noch einmal die Form von Standardzuschreibungen vor Augen führen:

²³ Daß nicht *alle* Eigenschaften, die einem Ding notwendigerweise zukommen, diesem Ding essentiell sind, hat Kit Fine (1994) im Rekurs auf Beispiele wie dieses plausibel gemacht: Sokrates ist notwendigerweise Element von {Sokrates}. Aber die Eigenschaft, Element von {Sokrates} zu sein, ist keine essentielle Eigenschaft von Sokrates. Sie gehört nicht zu den Eigenschaften, deren Haben Sokrates zu dem machen, was er ist.

²⁴ Aber natürlich kann x ein Wissen sein.

(Bezeichnung des Trägers des Phänomens) \oplus (allerweltspsychologisches Verb)
 \oplus (grammatisches Objekt)

Während für ein *Vorkommnis* eines intentionalen Phänomens, wie wir gesehen haben, die durch alle drei Bestandteile angegebenen Eigenschaften essentiell sind (das Haben eines bestimmten Trägers, eines bestimmten Modus und eines bestimmten intentionalen Gehalts), sind für *Typen* intentionaler Phänomene allein die durch das Verb und das grammatische Objekt angegebenen Eigenschaften essentiell (d.h. allein ihr Modus und ihr intentionaler Gehalt).

Ich möchte die grundlegende These dieses Paragraphen noch kurz auf eine etwas andere, populärere Form bringen. Die metaphysische Annahme, die ich in diesem Paragraphen gemacht habe, umfaßt zwei Teile:

- M₁** Die essentiellen Eigenschaften von Typen intentionaler Phänomene sind das Haben eines bestimmten Modus sowie das Haben eines bestimmten intentionalen Gehalts.
- M₂** Die essentiellen Eigenschaften von Vorkommnissen intentionaler Phänomene sind das Haben eines bestimmten Modus, das Haben eines bestimmten intentionalen Gehalts und das Haben eines bestimmten Trägers sowie das Einnehmen einer bestimmten Zeit.

Setzen wir den oben bereits ins Spiel gebrachten Zusammenhang zwischen Essenz und Modalität voraus. Es seien “*a*” und “*b*” Namen für Typen intentionaler Phänomene. Dann ergibt sich aus **M₁** folgendes: Aus

a und *b* haben denselben Modus und denselben intentionalen Gehalt.

folgt

a=b.

und umgekehrt. (Analoges gilt für **M₂**.) Auf der Basis dieses Zusammenhangs gelangen wir zu der gebräuchlichen, sloganartigen Formulierung der These dieses Paragraphen, nämlich zu dieser:

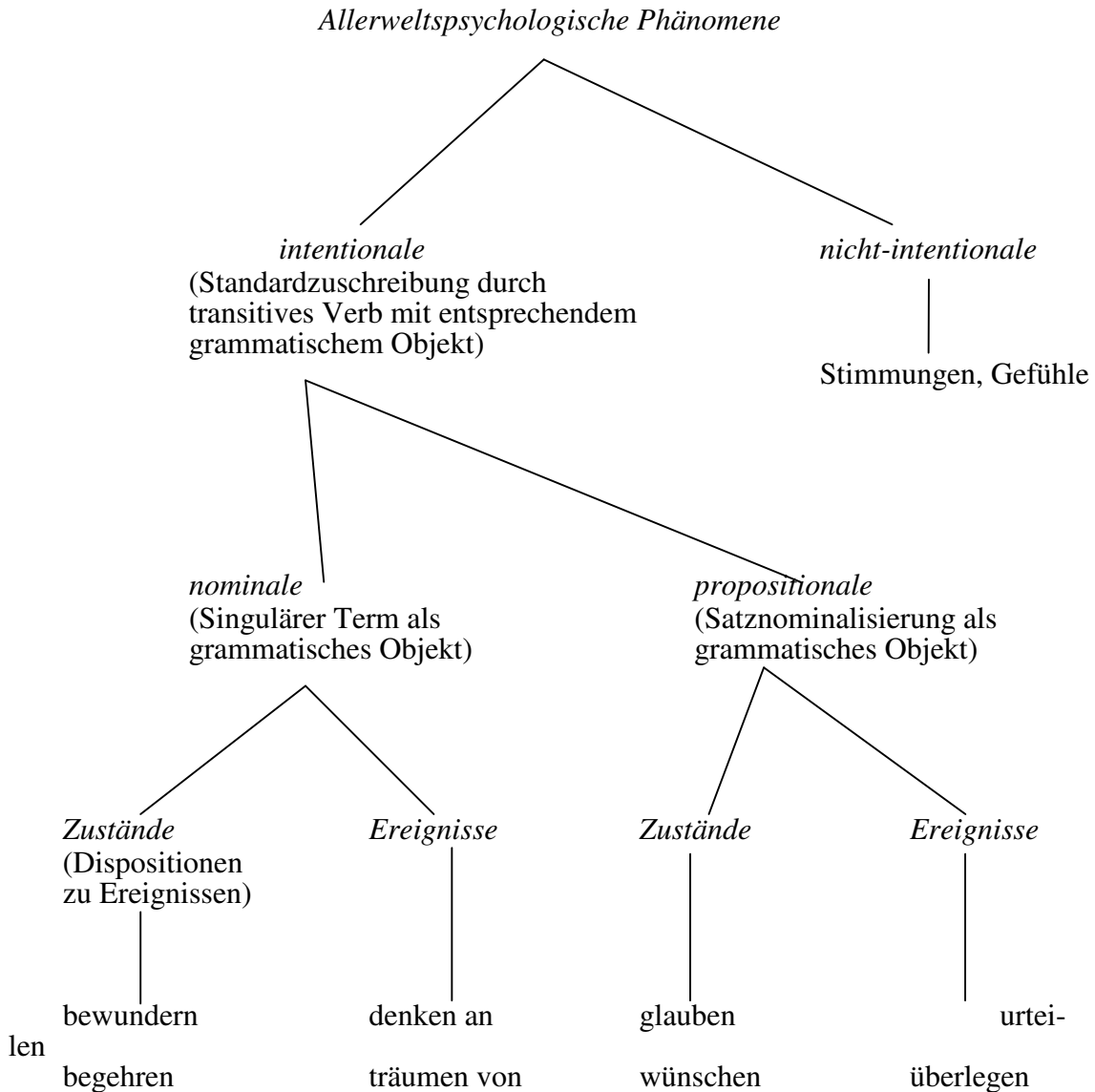
Individuationsprinzipien intentionaler Phänomene

Vorkommnisse intentionaler Phänomene sind durch ihren Modus, ihren intentionalen Gehalt, ihren Träger und die Zeit ihres Auftretens individuiert. Typen intentionaler Phänomene sind allein durch ihren Modus und ihren intentionalen Gehalt individuiert.

Dies ist, wie gesagt, nur als eine andere Formulierung für die oben angedeutete, wechselseitige Folgerungsbeziehung zu verstehen. Die zweite der beiden Thesen wird oft

auch so ausgedrückt: *Intentionale Phänomene sind zweistellige Relationen zwischen Personen und intentionalen Gehalten.*²⁵

Ich schließe den ersten Abschnitt dieses Kapitels mit einem Diagramm, das einen Überblick über die verschiedenen Arten allerweltspsychologischer Phänomene gibt.



²⁵ Diese These, in der Interpretation, die ich ihr hier gegeben habe, ist zu unterscheiden von der These, daß Sätze, mit denen intentionale Phänomene zugeschrieben werden, die logische Form *Rab* haben. Auf die zuletzt genannte These werde ich im zweiten Kapitel (hauptsächlich am Anfang des 5. Abschnitts) zu sprechen kommen.

1.2 Der repräsentationale Aspekt

In diesem Abschnitt werde ich den Begriff eines intentionalen Objekts einführen und ein naives Bild intentionaler Phänomene zeichnen. In den folgenden Abschnitten wird sich dann zeigen, warum das naive Bild *zu* naiv ist.

1.2.1 Intentionale Objekte und Repräsentation

Ein *intentionales Objekt* ist, grob gesprochen, dasjenige, was von einem intentionalen Phänomen repräsentiert wird. Grob gesprochen, weil das Wort “repräsentieren”, in seiner Anwendung auf intentionale Phänomene, im Deutschen wenigstens zwei Lesarten hat, von denen hier nur die eine gemeint ist. (Ich werde die beiden Bedeutungen gleich angeben.) Das führt dazu, daß es, genau wie beim Wort “Intentionalität”, auch in diesem Falle keinen klaren Satz des ganz normalen Deutschen gibt, mit dem sich angeben ließe, was ich mit “intentionales Objekt” meine.

Ich möchte meinen Wortgebrauch anhand zweier Beispiele klar machen. Das intentionale Objekt des mit

(3) Romeo liebt Julia.

zugeschriebenen Zustands von Romeo ist *Julia*. (Bis hierher wird mein Gebrauch des Ausdrucks “intentionales Objekt” durch obige Verständigung eindeutig abgedeckt.) Das intentionale Objekt des mit

(2) Galileo glaubt, daß die Erde sich bewegt.

zugeschriebenen Zustands ist nicht die Erde (was das umgangssprachliche “repräsentieren” durchaus zuließe), sondern *der Sachverhalt, daß die Erde sich bewegt*. Das Wort “Sachverhalt” kann zunächst einmal intuitiv verstanden werden. Ich werde in Kürze etwas mehr dazu sagen.

Der ontologische Status des intentionalen Objekts eines gegebenen Phänomens, egal, ob es sich nun um ein ‚Ding‘ oder einen Sachverhalt handelt, hängt vom grammatischen Objekt des Satzes ab, mit dessen Hilfe sich das fragliche intentionale Phänomen standardmäßig zuschreiben läßt.²⁶ Eine entsprechende Distinktion läßt sich auch unter den zugeschriebenen Phänomenen selbst einführen: Ein intentionales Phänomen ist ge-

²⁶ Natürlich besteht hier keine metaphysische Abhängigkeit. Gemeint ist einfach nur, daß es eine Funktion von den grammatischen Eigenschaften der Standardzuschreibungen in die ontologischen Eigenschaften der entsprechenden intentionalen Objekte gibt.

nau dann *propositional*, wenn es sich mittels eines Standardzuschreibungssatzes zuschreiben läßt, der als grammatisches Objekt eine Satznominalisierung enthält. Ein intentionales Phänomen ist genau dann *nominal*, wenn es sich mittels eines Standardzuschreibungssatzes zuschreiben läßt, der als grammatisches Objekt einen singulären Term enthält (der keine Satznominalisierung ist).²⁷ Solche intentionalen Phänomene, die wir z.B. mit Hilfe von Verben wie “denken an”, “bewundern” oder “begehren” zuschreiben, sind nominal. Mit “glauben”, “wünschen”, “entscheiden”, “überlegen” etc. schreiben wir hingegen (meistens) propositionale intentionale Phänomene zu.²⁸

Denotation. Auch wenn der Begriff des intentionalen Objekts schwer zu erklären ist – seine Extension läßt sich relativ präzise angeben. Und zwar läßt sich das am einfachsten im Rekurs auf den technischen sprachphilosophischen Begriff des Denotierens bewerkstelligen. Dieser sei hier ebenfalls allein über seine Extension bestimmt: Die Relation der Denotation besteht zwischen (gewissen) Ausdrücken und (anderen) Gegenständen.

- Ein singulärer Term denotiert den Gegenstand, den er bezeichnet (“Sokrates” denotiert Sokrates).
- Ein Prädikat denotiert die Eigenschaft, die mittels seiner zugeschrieben wird (“ist weise” denotiert die Weisheit).
- Ein Satz der Form $\lceil Fa \rceil$ denotiert den Sachverhalt, den er repräsentiert (“Sokrates ist weise” denotiert den Sachverhalt, daß Sokrates weise ist).

Dabei sind “bezeichnen” und “zuschreiben” in den ganz normalen Bedeutungen zu verstehen, die diese Wörter (in den von mir gebrauchten Konstruktionen) im Deutschen haben. “Repräsentieren” ist im Sinne der zweiten der beiden oben angegebenen “natürlichen” Bedeutungen dieses Wortes zu verstehen. *Sachverhalte*, die von Sätzen der Form $\lceil Fa \rceil$ denotiert werden, können wir für unsere Zwecke als geordnete Paare aus “Dingen” und Eigenschaften darstellen.²⁹ Der von “Sokrates ist weise” denotierte Sachverhalt sei nichts anderes als

<Sokrates; Weisheit>.

²⁷ Vieles spricht dafür (und viele glauben), daß Satznominalisierungen in Standardzuschreibungssätzen singuläre Terme *sind*. Was ich mit dem Klammerzusatz erreichen möchte, ist Folgendes: Falls die angesprochene These richtig sein sollte, ergibt sich aus meinen Definitionen trotzdem nicht, daß alle intentionalen Phänomene nominal sind. Der Frage, *ob* die angesprochene These richtig ist, werde ich im zweiten Kapitel nachgehen.

²⁸ Beispiele wie die folgenden machen die einschränkende Klammer nötig: “Sie glaubt an Gott”, “Er wünscht sich ein Fahrrad”, “Er entscheidet auf Abseits”.

²⁹ Ich möchte nicht behaupten, daß Sachverhalte jene geordneten Paare *sind* – auch wenn ich manchmal, der Einfachheit halber, so formulieren werde.

Sachverhalte sind weder wahr noch falsch. Ein Sachverhalt *besteht*, oder er besteht *nicht*. Ein bestehender Sachverhalt ist eine *Tatsache*.³⁰

Ich gebrauche das Wort “denotieren“, um einen Begriff auszudrücken, der sich als eine Verallgemeinerung des Begriffs des Bezeichnens eines Gegenstandes durch einen singulären Term verstehen läßt.

Eine andere mögliche Verallgemeinerung des Begriffs des Bezeichnens eines Gegenstandes durch einen singulären Term ist der Begriff der *Extension*. Ihn möchte ich so festlegen:

- Die Extension eines singulären Terms ist der Gegenstand, den er bezeichnet (Die Extension von “Sokrates” ist Sokrates).
- Die Extension eines Prädikats ist die Menge genau der Gegenstände, auf die das Prädikat zutrifft (Die Extension von “ist weise” ist die Menge aller Weisen).
- Die Extension eines Satzes ist sein Wahrheitswert (Die Extension von “Sokrates ist weise” ist der Wahrheitswert *wahr*).

Die Begriffe der Denotation und der Extension sind sich sehr ähnlich. Es wird aber praktisch sein, mit beiden arbeiten zu können.

Die Extension des Begriffs des intentionalen Objekts können wir nun so festlegen: Das (intentionale) Objekt eines intentionalen Phänomens ist dasjenige, was vom grammatischen Objekt seiner Standardzuschreibung denotiert wird, oder – weniger griffig, aber dafür genauer formuliert:

Extensionsfestlegung: Intentionales Objekt

Das intentionale Objekt eines nominalen intentionalen Phänomens ist dasjenige, was vom grammatischen Objekt eines Standardzuschreibungssatzes denotiert wird, mit dem das fragliche Phänomen zugeschrieben werden kann.

Das intentionale Objekt eines propositionalen intentionalen Phänomens ist dasjenige, was von der De-Nominalisierung des grammatischen Objekts eines Standardzuschreibungssatzes denotiert wird, mit dem das fragliche Phänomen zugeschrieben werden kann.

Diese Extensionsfestlegung macht selbstverständlich nur dann Sinn, wenn die grammatischen Objekte *aller* Standardzuschreibungssätze, mit denen sich ein beliebiges intentionales Phänomen zuschreiben läßt, *dasselbe* Denotat haben. Diese Voraussetzung ist erfüllt, sofern die am Anfang dieses Abschnitts gemachte Annahme zutrifft, daß die Eigenschaften, durch die intentionale Phänomene im Rahmen von Standardzuschrei-

³⁰ Für meine Zwecke hier ist es nicht nötig, Sachverhalte von komplexerer Struktur einzuführen.

bungen charakterisiert werden, diesen *essentiell* zukommen.³¹ Das Wort “repräsentieren” werde ich von nun an gebrauchen, um die zur “Objektrelation” inverse Relation zu kennzeichnen (und nicht mehr in der vagen alltäglichen Bedeutung, in der dem Wort u.a. die oben erwähnte Mehrdeutigkeit anhaftet):

Definition: Repräsentation

$(\forall x) (\forall y)$ (das intentionale Phänomen x repräsentiert $y \leftrightarrow y$ ist das intentionale Objekt von x).

Galileos Überzeugung, daß die Erde sich bewegt, repräsentiert demnach den Sachverhalt, daß die Erde sich bewegt. Dennoch *handelt* sie freilich von der Erde – und zwar in einem ganz gewöhnlichen Sinne des Wortes (den ich nicht eigens durch eine Definition einzuführen brauche).

Intentionale Objekte sind nichts weiter als die Objekte intentionaler Phänomene. Sie bilden keine “substantielle Kategorie”, wie die physikalischen Objekte oder die abstrakten Objekte. Wollte man das ontologische Inventar der Welt zusammenstellen, wäre es ein Fehler, eine Rubrik “intentionale Objekte” mit aufzunehmen. Die Eigenschaft, ein intentionales Objekt zu sein, kommt keinem Gegenstand essentiell zu, d.h. kein Gegenstand ist, was er ist, u.a. deshalb, weil er intentionales Objekt irgendeines intentionalen Phänomens ist.³²

1.2.2 Das naive Bild intentionaler Phänomene

Rekapitulieren wir. Wir wollen wissen, was intentionale Phänomene sind. Insbesondere wollen wir wissen, was es mit intentionalen Gehalten auf sich hat. Was wir bisher wissen, ist dies: Mit der Äußerung eines Satzes der Form $\lceil x$ glaubt, daß $p \rceil$ wird x als jemand charakterisiert, der eine Überzeugung mit einem bestimmten propositionalen intentionalen Gehalt hat. Es stellt sich also die Frage:

Wie wird eine Person x durch eine Äußerung eines Satzes der Form $\lceil x$ glaubt, daß $p \rceil$ charakterisiert (darüber hinaus, daß x als eine Person charakterisiert wird, die eine Überzeugung hat)?

Nun liegt eines auf der Hand: Mit einer Äußerung von $\lceil x$ glaubt, daß $p \rceil$ charakterisieren wir x als eine Person, die eine Überzeugung mit einem bestimmten intentionalen Objekt hat. Die Frage ist nun:

³¹ Vgl. § 1.1.4.

³² Vgl. dazu Searle 1983 17f, Crane 2000: § 1.

Ist das alles? Charakterisieren wir x allein als Träger eines intentionalen Phänomens mit einer bestimmten Modus und einem bestimmten intentionalen Objekt?

Wenn diese Frage zu bejahen ist, dann sind die Gehalte intentionaler Phänomene mit ihren intentionalen Objekten zu identifizieren. Nun sind Typen intentionaler Phänomene allein durch ihren Modus und ihren intentionalen Gehalt individuiert.³³ Aus einer positiven Antwort auf die obige Frage folgt also:

$(\forall x) (\forall y) (x \text{ und } y \text{ sind Typen intentionaler Phänomene} \ \& \ x \text{ und } y \text{ haben denselben Modus und dasselbe intentionale Objekt} \leftrightarrow x=y)$

Die entsprechende These mit Bezug auf Vorkommnisse intentionaler Phänomene ist

Das naive Bild intentionaler Phänomene: Vorkommnisse intentionaler Phänomene sind durch ihren Träger, die Zeit ihres Auftretens, ihren Modus und ihr intentionales Objekt und *sonst nichts* individuiert. Vorkommnisse, die in allen vier Hinsichten übereinstimmen, sind folglich identisch.

Manchmal wird das naive Bild intentionaler Phänomene auch so zu Ausdruck gebracht: Intentionale Phänomene (typisiert nach ihren Modi wie Glauben, Wünschen etc.) können als *zweistellige Relationen* zwischen Personen und intentionalen Objekten aufgefaßt werden. Galileos Überzeugung, daß die Erde sich bewegt, bestünde demnach darin, daß Galileo in der "Glaubensrelation" zu einem gewissen Sachverhalt steht – nämlich zu dem Sachverhalt, daß die Erde sich bewegt.

Ich halte das naive Bild intentionaler Gehalte für verfehlt. Die folgenden Paragraphen werden Gründe für diese Behauptung liefern.

³³ Das ist das Individuationsprinzip, für das ich in § 1.1.4 argumentiert habe.

1.3 Existenzindifferenz

1.3.1 Was ist Existenzindifferenz?

Nicht alle intentionalen Phänomene repräsentieren etwas; z.B. diejenigen, die mit den folgenden Sätzen zugeschrieben werden, repräsentieren *nichts*:

- (6) Anna denkt an Pegasus.
- (7) Vladimir glaubt, daß der Weihnachtsmann am Nordpol lebt.

Wenn der mit (6) zugeschriebene Denkkakt etwas repräsentieren würde, dann Pegasus. Doch den gibt es nicht. Also repräsentiert er nichts. Wenn die mit (7) zugeschriebene Überzeugung etwas repräsentieren würde, dann den Sachverhalt <der Weihnachtsmann; die Eigenschaft, am Nordpol zu leben>. Doch diesen Sachverhalt gibt es nicht, weil es den Weihnachtsmann nicht gibt. Also repräsentiert auch jene Überzeugung nichts.

Was bei den erwähnten Phänomenen der Fall *ist*, *könnte* bei vielen anderen der Fall sein: Viele intentionale Phänomene *könnten* nichts oder einen nicht bestehenden Sachverhalt repräsentieren. Daß ein intentionales Phänomen etwas, und nicht nichts, repräsentiert, ist in vielen Fällen nichts weiter als ein kontingenter Zug der Welt. Diese modale Eigenschaft, die ein Kennzeichen (zumindest) sehr vieler intentionaler Phänomene ist, werde ich (in Anlehnung an Künne) als ihre “*Existenzindifferenz*” bezeichnen.³⁴ Es ist von Vorteil, zunächst ein entsprechendes Prädikat in Bezug auf Standardzuschreibungssätze zu definieren:

Definitionen: Existenzindifferenz

Der *Standardzuschreibungssatz* s ist existenzindifferent \leftrightarrow

Es ist möglich, daß s wahr ist, *obwohl* das grammatische Objekt von s

- ein leerer singulärer Term ist, oder
- einen leeren singulären Term wesentlich enthält.³⁵

Das *Vorkommnis eines intentionalen Phänomens* φ ist existenzindifferent \leftrightarrow

Es ist möglich, daß φ mit einem existenzindifferenten Standardzuschreibungssatz zugeschrieben wird.

Der *Typ intentionaler Phänomene* Ψ ist existenzindifferent \leftrightarrow

Alle Vorkommnisse des Typs Ψ sind existenzindifferent.

³⁴ Vgl. Künne 1986: 185.

³⁵ Ein Vorkommnis eines Ausdrucks ist genau dann wesentlich, wenn es weder im Skopus von Anführungszeichen steht noch opak ist. Zum Begriff der Opakheit vgl. den nächsten Abschnitt.

Existenzindifferenz ist ein charakteristisches Merkmal intentionaler Phänomene, soviel scheint unbestreitbar zu sein. Der Frage, ob *alle* intentionale Phänomene existenzindifferent sind, werde ich im nächsten Paragraphen nachgehen.

Die Frage, ob ein intentionales Phänomen ein Objekt hat oder nicht, spielt in gewisser Weise überhaupt keine Rolle, nämlich in dieser:

Fall 1: Nehmen wir an, der Ermittler habe seine Überzeugung, daß ein gewisser Maier das Geld in die Schweiz transferiert hat, durch die Vernehmung des Kronzeugen gewonnen. Doch dieser habe jenen Maier schlicht und ergreifend erfunden (möglicherweise um nicht eingestehen zu müssen, daß er es selbst war.)

Fall 2: Nehmen wir an, es gäbe den fraglichen Maier tatsächlich, und die Aussage des Kronzeugen entspräche der Wahrheit.

Der relevante psychische Zustand des Ermittlers in einer der beiden Varianten der Geschichte sollte sich nicht von dem in der anderen Variante der Geschichte unterscheiden müssen. In bestimmter Weise macht es für die Überzeugung des Ermittlers überhaupt keinen Unterschied, ob es Maier nun gibt oder nicht; ob also seine Überzeugung einen Sachverhalt repräsentiert oder nicht.

1.3.2 Ist Existenzindifferenz notwendig für Intentionalität?

Es ist manchmal angenommen worden, Existenzindifferenz sei ein zuverlässiges Kriterium für Intentionalität. Mit anderen Worten: Es ist angenommen worden, daß *jedes* intentionale Phänomen existenzindifferent sei. Ich halte diese Auffassung für falsch. Im Folgenden werde ich kurz meine Gründe dafür darlegen.³⁶

Man könnte meinen, es gäbe relativ offensichtliche Gegenbeispiele zur These von der Existenzindifferenz aller intentionalen Phänomene. Phänomene, die mit sogenannten *faktiven* Verben wie “wissen” oder “erkennen” zugeschrieben werden, sind gewiß intentional. Aber Standardzuschreibungen, die solche Verben enthalten, zeichnen sich gerade dadurch aus, daß sie ‚insgesamt‘ nicht wahr sein können, sofern sie nicht als grammatisches Objekt die Nominalisierung eines *wahren* Satzes enthalten. Doch dieser Überlegung kann durch den Hinweis begegnet werden, daß jedes Wissen *auch* ein Glauben und jedes Erkennen *auch* ein Urteilen ist. Mit anderen Worten: Es scheint, als gäbe es zu jeder Standardzuschreibung, die ein faktives Verb enthält, ein Pendant, das *ohne* faktives Verb auskommt, mit dem *genau dasselbe* Phänomen zugeschrieben wird. Wenn dem so ist, wird durch faktive intentionale Verben aber kein besonderes Problem aufgeworfen. Es mag in diesem Zusammenhang sinnvoll sein, davon zu sprechen, daß

³⁶ Vgl. zu diesem Punkt auch Künne 1986: 186f.

ein intentionales Phänomen existenzindifferent oder existenzindifferent *unter einer bestimmten Beschreibung* ist.

Sind also doch *alle* intentionalen Phänomene existenzindifferent? Auch wenn die faktiven Verben kein gutes Beispiel liefern; es gibt andere Beispiele für mentale Phänomene, die intentional, aber gleichwohl nicht existenzindifferent sind.

Hier ist ein solches Beispiel: Nehmen wir an, Anna äußere wahrheitsgemäß den Satz

(8) Ich habe Mitleid mit mir selber.

Was Anna sich mit einer Äußerung von (8) zuschreibt, ihr Selbstmitleid, ist ein intentionaler Zustand; und zwar offenbar einer, der nicht existenzindifferent ist: Es ist unmöglich, daß (8) wahr ist, aber Anna nicht existiert. Damit scheint gezeigt zu sein, daß es wenigstens ein *einzelnes* intentionales Phänomen gibt, welches nicht existenzindifferent ist.

Was für Annas Selbstmitleid gilt, scheint nun aber auch für das Selbstmitleid beliebiger anderer Personen zu gelten. Wenn aber alle intentionalen Zustände der Art Selbstmitleid nicht existenzindifferent sind, so scheint es, als hätten wir damit sogar eine bestimmte *Art* intentionaler Phänomene gefunden - nämlich die Art Selbstmitleid - von der sich mit Sinn sagen läßt, *sie* (die Art) sei nicht existenzindifferent. Wenn diese Überlegungen richtig sind, müssen wir einräumen, daß es sogar nicht nur einzelne intentionale Phänomene gibt, die nicht existenzindifferent sind, sondern auch *Arten* intentionaler Phänomene, welche (in einem abgeleiteten Sinn) nicht existenzindifferent sind.

Es ergibt sich somit, daß Existenzindifferenz keine notwendige Bedingung für Intentionalität ist. Sie ist zwar ein typisches Merkmal intentionaler Phänomene, doch nicht jedes intentionale Phänomen ist existenzindifferent.

1.3.3 Das erste Problem für das naive Bild

Das naive Bild intentionaler Phänomene hatte ich in Abschnitt 1.2.2 durch die These charakterisiert, daß intentionale Phänomene zweistellige Relationen zwischen Personen und intentionalen Objekten sind. Daraus, daß jedenfalls sehr viele intentionale Phänomene existenzindifferent sind, ergibt sich ein Problem für das naive Bild: *das Problem der leeren Terme*. Was z.B. mit

(7) Vladimir glaubt, daß der Weihnachtsmann am Nordpol lebt.

zugeschrieben wird, kann *unmöglich* eine Relation zwischen Vladimir und dem Sachverhalt

<der Weihnachtsmann; die Eigenschaft, am Nordpol zu leben>

sein, denn es gibt keinen derartigen Sachverhalt.³⁷ Wenn das naive Bild intentionaler Phänomene richtig wäre, dann würde mit (7) eine Relation zwischen Vladimir *und nichts* zugeschrieben. Nun kann man gewiß behaupten, daß da eine Relation zwischen irgendetwas und nichts bestünde; aber kann man mit einer derartigen Behauptung Recht haben? Das klingt absurd. Aber mit der Äußerung von Sätzen wie (7) kann man ganz gewiß manchmal Recht haben. Das Problem für das naive Bild ist offenkundig.

Was ich hier als Problem für das naive Bild intentionaler Phänomene darstelle, ist eines der klassischen Probleme einer Theorie der Intentionalität. Es wird manchmal als „das Problem der Intentionalität“ bezeichnet.³⁸

Ist das Problem ein rein technisches? Ein naheliegender Lösungsvorschlag würde es als ein solches betrachten, nämlich dieser: Manipulieren wir einfach ein wenig am Begriff des intentionalen Objekts. Fassen wir die Objekte intentionaler Phänomene nicht einfach als Dinge oder Sachverhalte, sondern als Einermengen auf, die als einziges Element das fragliche Ding, bzw. den fraglichen Sachverhalt enthalten. Damit käme auch die mit (7) zugeschriebene Überzeugung zu ihrem Objekt: der leeren Menge. Das naive Bild stünde nicht mehr im Konflikt mit Überzeugungen wie sie mit (7) und seinesgleichen zugeschrieben werden, und wir könnten folglich an ihm festhalten. Ontologische Skrupel wie „Aber das kann doch nicht sein. Schließlich sprechen wir mit ‚Sokrates ist weise‘ über Sokrates – und nicht über eine Menge!“ könnte man mit dem Hinweis auf die 1:1-Abbildbarkeit zwischen Einermengen und ihren Elementen und den riesigen Vorteil der kleinen technischen Manipulation aus dem Weg räumen.

Aber kleine technische Manipulationen lösen nun mal keine echten Probleme. So auch hier. Im Gegenteil: Die Konsequenzen unserer Manipulation wären vielleicht noch unerfreulicher als die Klemme, in der wir ursprünglich saßen: Wir müßten jetzt von allen intentionalen Phänomenen, von denen wir bisher gesagt haben, sie hätten *kein* Objekt, sagen, sie hätten alle *dasselbe* Objekt. Z.B. (6) und (7) würden jener Auffassung zufolge dasselbe repräsentieren: die leere Menge. Betrachten wir (7) einmal im Vergleich mit

(11) Vladimir glaubt, daß der Osterhase am Nordpol lebt.

Das angedeutete Manöver würde dazu führen, daß wir sagen müßten, daß Vladimir mit (7) und (11) *dieselbe* Überzeugung zugeschrieben wird. Aber auch das ist absurd. Vielleicht hat Vladimir die mit (7) zugeschriebene Überzeugung schon seit Jahren, die mit (11) zugeschriebene aber erst seit ein paar Tagen...

³⁷ Der Sachverhalt, daß ich am 1.1.1980 Geburtstag habe, besteht nicht. Aber es gibt ihn. Denn es gibt mich und es gibt den 1.1.1980. Im Gegensatz dazu repräsentiert (7) nicht etwa einen nicht bestehenden Sachverhalt. Es gibt in diesem Falle keinen entsprechenden (nicht-bestehenden) Sachverhalt. Es gibt ihn nicht, weil es den Weihnachtsmann nicht gibt.

³⁸ Etwa in Crane 2000.

Die Existenzindifferenz intentionaler Phänomene ist eine Hürde, von der nicht zu sehen ist, wie die naive Theorie sie nehmen sollte. Halten wir zum Abschluß die Hürde selbst noch einmal präzise fest, damit wir sehen können, ob andere Theorien sie nehmen:

Desiderat der Existenzindifferenz: Eine zufriedenstellende Theorie intentionaler Gehalte sollte erklären, (a) wie es kommt, daß einige intentionale Phänomene zwar einen intentionalen Gehalt, aber kein intentionales Objekt haben, und (b) wie es kommt, daß das unter (a) erwähnte Phänomen zwar nicht auf jedes intentionale Phänomen zutrifft, aber doch auf fast jedes zutreffen *könnte*.³⁹

1.3.4 Freges Frage

Nehmen wir einmal an, daß dem im letzten Paragraphen ausgebreiteten Argument nichts Überzeugendes entgegenzusetzen ist. Wenn dem so ist, haben wir allen Grund, das naive Bild als verfehlt anzusehen. Demnach sind Vorkommnisse intentionaler Phänomene einer bestimmten Person zu einer bestimmten Zeit durch mehr als nur durch ihren Modus und ihr intentionales Objekt individuiert. Das sollte Folgen haben für die Frage, die uns bei unseren Überlegungen leitet.

Eine der Leitfragen dieser Arbeit ist: *Was sind intentionale Gehalte?* Die vorangegangenen Überlegungen haben nun nahegelegt, daß

- (a) das intentionale Objekt eines intentionalen Phänomens (sofern es eines gibt) auf jeden Fall durch das grammatische Objekt der Standardzuschreibung charakterisiert wird, daß *aber*
- (b) *nicht nur* das intentionale Objekt auf diese Weise charakterisiert wird.

Der intentionale Gehalt “enthält” demnach “mehr” als nur das intentionale Objekt (sofern er überhaupt ein solches enthält). Die Frage nach jener “zweiten Komponente” nenne ich

Freges Frage: *Was unterscheidet Vorkommnisse intentionaler Phänomene derselben Person, welche sich zeitlich überlappen, denselben Modus und dasselbe intentionale Objekt haben?*

Ich hätte Freges Frage auch mit Bezug auf Typen intentionaler Phänomene formulieren können. Sie hätte dann so gelautet: *Worin können sich Typen intentionaler Phänomene mit identischem Modus und identischem intentionalem Objekt unterscheiden?*

³⁹ Vgl. Hierzu auch § 2.2.3.

Sowohl der Begriff des intentionalen Objekts als auch die Natur der Entitäten, die unter ihn fallen, sind relativ klar.⁴⁰ Im Zentrum meines Interesses wird vor allem die zweite, darüber hinausgehende Komponente intentionaler Gehalte stehen. Die Beantwortung von Freges Frage wird somit eines der Leitmotive der weiteren Überlegungen bilden. Im nächsten Paragraphen werde ich ein weiteres Argument gegen das naive Bild entwickeln und zugleich einige Hinweise zur Beantwortung von Freges Frage sammeln.

⁴⁰ Vgl. dazu meine letzte Fußnote in § 1.2.1.

1.4 Opakheit

Ein weiteres typisches Merkmal intentionaler Phänomene ist ihre Opakheit. Ich werde das im folgenden erläutern und begründen.

1.4.1 Was ist Opakheit?

Wird in dem Satz

(12) Cicero war blauäugig.

der Name “Cicero” gegen “Tullius” ausgetauscht (der dieselbe Person bezeichnet) so ist der Wahrheitswert des neu gewonnenen Satzes

(13) Tullius war blauäugig.

derselbe wie der des ursprünglichen Satzes. Was sich an diesem Beispiel demonstrieren läßt, ist das

Substituierbarkeitsprinzip koextensionaler Ausdrücke: Beliebige singuläre Terme, generelle Terme und Sätze können innerhalb eines Satzes gegen beliebige andere extensionsgleiche Ausdrücke ausgetauscht werden, ohne daß sich der Wahrheitswert des Satzes verändert.⁴¹

Man kann den sachlichen Kern des Substituierbarkeitsprinzips auch als das Gelten einer Folgerungsbeziehung auffassen. Bezogen auf singuläre Terme besagt das Prinzip dann, daß aus einem Satz s , der den singulären Term a enthält, sowie einer Identitätsaussage der Form $\lceil a=b \rceil$ derjenige Satz *logisch folgt*, der sich von s nur dadurch unterscheidet, daß b an allen und nur den Stellen steht, an denen ursprünglich a stand. Auf obiges Beispiel angewandt, besagt das Substituierbarkeitsprinzip in dieser Formulierung, daß aus (12) und

(14) Cicero ist Tullius.

der Satz (13) *logisch folgt* – was offensichtlich der Fall ist.⁴²

⁴¹ Das Wort “Extension” gebrauche ich, entsprechend meiner Einführung des Wortes in § 1.2.1, hier so, daß ein (univoker, nicht indexikalischer) Ausdruck stets dieselbe Extension hat. Im Fall der singulären Terme hat Frege (1892) das, was ich hier die “Extension” eines Ausdrucks nenne, als seine “gerade Bedeutung” bezeichnet.

⁴² Die zweite Formulierung des Prinzips, die auf das Bestehen einer Folgerungsbeziehung abhebt, ist strenggenommen schwächer als meine ursprüngliche Formulierung (bezogen auf singuläre Terme). Es wird ja in der zweiten Formulierung allein die Unmöglichkeit gefordert, daß aus einem wahren Ausgangssatz durch den Austausch koreferentieller singulärer Terme ein falscher Satz entsteht. In meiner ursprünglichen Formulierung sollte zusätzlich

Das Substituierbarkeitsprinzip spielt nicht deshalb eine tragende Rolle in der Sprachphilosophie, weil es generelle Geltung für sich beanspruchen könnte. Im Gegenteil: Was das Prinzip interessant macht, ist, daß es gerade *nicht* prinzipiell gilt. Es ist üblich, Ausdrucksvorkommnisse, für die es gilt, und solche, für die es nicht gilt, folgendermaßen terminologisch zu unterscheiden:

Definition: Es sei α ein Vorkommnis eines singulären Terms, generellen Terms oder eines Satzes innerhalb des Satzes s . α steht in s genau dann *in transparenter Position*, wenn das Substituierbarkeitsprinzip für s bezüglich α gilt. Andernfalls steht α in s *in opaker Position*.

Ein Beispiel für einen singulären Term in transparenter Position habe ich oben angegeben. Der generelle Term “Wasser” in

(15) Anna glaubt, daß das Glas Wasser enthält.

ist ein Beispiel für einen generellen Term in opaker Position. Denn obgleich die Extension von “Wasser” keine andere ist als die von “H₂O” folgt aus (15) nicht:

(16) Anna glaubt, daß das Glas H₂O enthält.

Von (16) kann man auch sagen, daß der Satz “Das Glas enthält H₂O” (bzw. seine Nominalisierung in opaker Position steht.

Sprachphilosophisch interessant ist die Frage, im Kontext *welcher* Ausdrücke andere Ausdrücke in opaker Position auftauchen, oder (wie man auch sagen kann): welche Ausdrücke *einen opaken Kontext eröffnen*.⁴³ Allerweltpsychologische Verben sind so ein Fall. Nebensätze, die durch Verben wie “glauben”, “wünschen”, “beabsichtigen” etc. eingeleitet werden (also solche, wie sie in Standardzuschreibungssätzen auftauchen) eröffnen in vielen Fällen opake Kontexte. Die folgenden Definitionen ermöglichen es, hier von opaken Zuschreibungen und auch von opaken mentalen Zuständen und Ereignissen selbst zu sprechen:

ausgeschlossen werden, daß auf diesem Wege aus einem falschen ein wahrer Satz gebildet wird. Für den Gebrauch, den ich im folgenden vom Substituierbarkeitsprinzip machen werde, ist diese Feinheit nicht von Belang.

⁴³ Zur Unterscheidung zwischen transparenten und opaken Kontexten siehe etwa Quine 1960: §30 und Kripke 1979. In der Literatur sind zahllose, sich mehr oder weniger stark unterscheidende Versionen der Idee der Opakheit zu finden. Eine Möglichkeit, die generelle Idee der Opakheit durch einen leicht verschiedenen Begriff zum Ausdruck zu bringen, besteht darin, sich nicht auf die Extensionen von Ausdrücken zu beziehen, sondern auf ihre Denotate. Der entscheidende Unterschied besteht hier bezüglich der Prädikate: Während die Extension eines Prädikats die Menge aller Gegenstände ist, auf die es zutrifft, ist sein Denotat die Eigenschaft, die mittels seiner zugeschrieben wird. Mein “Wasser”/“H₂O”-Beispiel würde von einer solchen Theorie auf dieselbe Art und Weise behandelt, in der ich es hier behandle, denn diese Terme teilen nicht nur ihre Extension, sondern auch ihr Denotat, wie Kripke 1970 plausibel gemacht hat.

Definitionen:

Der Standardzuschreibungssatz s ist opak \leftrightarrow

Das grammatische Objekt von s enthält mindestens einen Ausdruck in opaker Position.

Das mentale Phänomen x ist opak \leftrightarrow

x läßt sich mit Hilfe eines opaken Standardzuschreibungssatzes zuschreiben.

1.4.2 Ist Opakheit notwendig für Intentionalität?

Ist die Opakheit eines mentalen Phänomens eine notwendige Bedingung für dessen Intentionalität? Nein. Dieser Punkt läßt sich anhand derselben Beispiele illustrieren, mit denen ich oben zu zeigen versucht habe, daß die Existenzindifferenz eines mentalen Phänomens keine notwendige Bedingung für dessen Intentionalität ist. So wird etwa mit

(10) Trotzki sieht Lenin.

ein intentionales Phänomen zugeschrieben, das *nicht* opak ist. Denn bezüglich des grammatischen Objekts in (10) gilt das Substituierbarkeitsprinzip: Aus (10) und

(17) Lenin ist Uljanov.

folgt

(18) Trotzki sieht Uljanov.

Es ist nicht zu sehen, daß es einen Standardzuschreibungssatz geben sollte, mit dem das durch (10) zugeschriebene visuelle Erlebnis ebenfalls zugeschrieben wird, der sich in dieser Beziehung anders verhielte. Wenn es aber keinen solchen Satz gibt, so ist das mit (10) zugeschriebene Erlebnis zwar intentional, aber nicht opak.⁴⁴ Ähnliches ließe sich über den mit

(3) Romeo liebt Julia.

zuschreibbaren Zustand sagen.

Es ergibt sich also, daß die Opakheit eines mentalen Phänomens, ebenso wie dessen Existenzindifferenz, keine notwendige Bedingung für dessen Intentionalität ist. Sie ist, genau wie Existenzindifferenz, ein charakteristisches Merkmal von Intentionalität, aber nicht jedes intentionale mentale Phänomen ist opak.

⁴⁴ Vgl. Dretske 1969: Kap. 1.

1.4.3 Das zweite Problem für das naive Bild

Aus der Opakheit jedenfalls sehr vieler intentionaler Phänomene ergibt sich für uns das

Desiderat der Opakheit: Ein zufriedenstellendes Bild intentionaler Eigenschaften (Phänomene und Gehalte) sollte der Opakheit vieler intentionaler mentaler Phänomene Rechnung tragen.

Die Erfüllung des Desiderats der Opakheit stellt ein weiteres Problem für das naive Bild dar. Der naiven Auffassung zufolge werden mit den beiden folgenden Sätzen *ein- und dieselbe* Überzeugung zugeschrieben:

- (19) Anna glaubt, daß Lenin einen Hasen hatte.
- (20) Anna glaubt, daß Uljanov einen Hasen hatte.

Denn beide Sätze sagen von Anna, daß sie in der Glaubensrelation zu ein- und demselben Sachverhalt steht.

Aber: Es ist sehr wohl denkbar, daß eine dieser Zuschreibungen zutrifft, und die andere nicht. Die Zuschreibungssätze sind opak. Die Identität von Lenin und Uljanov verbürgt nicht die Identität von Überzeugungen wie denen, die mit den erwähnten Sätzen zugeschrieben werden.

Man kann diese unplausible Konsequenz des naiven Bildes auf verschiedene Weisen ausbuchstabieren. Hier sind zwei Möglichkeiten, dies zu tun.

Erstens. Dem naiven Bild zufolge haben die beiden mit den Sätzen (19) und (20) zugeschriebenen Überzeugungen *denselben intentionalen Gehalt* (nämlich ihr intentionales Objekt). Der intentionale Gehalt ist, grob gesagt, das, was durch die grammatischen Objekte der Zuschreibungssätze angegeben wird. Aus dem naiven Bild folgt also, daß mit den grammatischen Objekten von (19) und (20) jeweils *dasselbe* angegeben wird. Das ist intuitiv aber nicht der Fall.⁴⁵

Zweitens. Da Typen intentionaler Phänomene allein durch ihren Modus und ihren Gehalt individuiert sind, folgt aus dem naiven Bild, daß mit (19) und (20) *Überzeugungen desselben Typs* zugeschrieben werden.⁴⁶ Auch das ist unplausibel. Denn es scheint, als könne eine Person eine Überzeugung von dem Typ haben, wie sie mit (19) zugeschrieben wird, ohne eine Überzeugung von dem Typ zu haben, wie sie mit (20) zugeschrieben wird, und umgekehrt.

⁴⁵ Ein analoges Argument gegen die naive Auffassung von der logischen Form von Überzeugungszuschreibungen werde ich in § 2.3.2 diskutieren.

⁴⁶ Ich berufe mich hier wie im nächsten Absatz auf das in § 1.1.4 begründete Individuationsprinzip für intentionale Phänomene.

1.4.4 Intensionalität und Hyperintensionalität

Neben vielen mentalen Verben eröffnen auch die alethischen Modaloperatoren (“es ist möglich, daß” in einer bestimmten Deutung und seine semantischen Verwandten) opake Kontexte. Hier ist Quines Standard-Beispiel: Aus

(21) Es hätte sein können, daß die Zahl der Planeten nicht 9 ist.

und

(22) Die Zahl der Planeten ist 9.

folgt *nicht*

(23) Es hätte sein können, daß 9 nicht 9 ist.

Auch hier kann also der Austausch extensionsgleicher Ausdrücke zu Veränderungen im Wahrheitswert führen.

Es läßt sich nun mit Hilfe der alethischen Modaloperatoren selber leicht eine semantische (Äquivalenz-)Relation R definieren, so daß für beliebige Ausdrücke α_1 und α_2 gilt: Wenn $R(\alpha_1, \alpha_2)$, dann garantiert die Ersetzung von α_1 durch α_2 (oder umgekehrt) im Skopus eines alethischen Modaloperators, daß der Wahrheitswert des ganzen Satzes, in dem der Austausch vorgenommen wird, unverändert bleibt. In Anlehnung an Carnap läßt sich eine solche Relation folgendermaßen definieren:⁴⁷

Definition: Intensionale Gleichwertigkeit

Die singulären Terme a und b sind intentional gleichwertig \leftrightarrow NEC ($a=b$).

Die Prädikate $\lceil F \rceil$ und $\lceil G \rceil$ sind intensional gleichwertig \leftrightarrow NEC $\forall x (Fx \leftrightarrow Gx)$.

Die Sätze $\lceil s_1 \rceil$ und $\lceil s_2 \rceil$ sind intensional gleichwertig \leftrightarrow NEC ($s_1 \leftrightarrow s_2$).

Dementsprechend gilt im Skopus der alethischen Modaloperatoren zwar nicht das Substituierbarkeitsprinzip koextensionaler Ausdrücke; aber es gilt das

Substituierbarkeitsprinzip kointensionaler Ausdrücke: Beliebige singuläre Terme, generelle Terme und Sätze können innerhalb eines Satzes gegen beliebige andere intensional gleichwertige Ausdrücke ausgetauscht werden, ohne daß sich der Wahrheitswert des Satzes verändert.

Opake Kontexte werden manchmal auch als “intensionale” Kontexte bezeichnet. Solche opaken oder intensionalen Kontexte, in denen das Substituierbarkeitsprinzip kointensionaler Ausdrücke gilt, mögen “*bloß intensionale Kontexte*” heißen.

⁴⁷ Siehe Carnap 1955: Kapitel 1.

Die durch mentale Verben wie “glauben” und “wünschen” eröffneten Kontexte sind nicht *bloß* intensional: In ihrem Skopus gilt *auch* das Substituierbarkeitsprinzip kointensionaler Ausdrücke *nicht*. Hier ist ein Beispiel: Die Prädikate “gleichseitiges Dreieck” und “gleichwinkliges Dreieck” sind kointensional. Doch die Wahrheit von

(24) Anna glaubt, daß ABC ein gleichseitiges Dreieck ist.

verbürgt nicht die Wahrheit von

(25) Anna glaubt, daß ABC ein gleichwinkliges Dreieck ist.

Derselbe Punkt läßt sich im Rekurs auf metaphysische Notwendigkeiten wie

(26) NEC (Wasser ist H₂O).

verdeutlichen.⁴⁸ Aus

(15) Anna glaubt, daß das Glas Wasser enthält.

und (26) folgt nämlich offenkundig nicht

(16) Anna glaubt, daß das Glas H₂O enthält.

Die durch mentale Verben wie “glauben” eröffneten Kontexte stellen also *noch* höhere Anforderungen im Hinblick auf die Bedingungen, unter denen Ausdrücke mit garantierter Wahrheitswertkonstanz ausgetauscht werden können, als die alethischen Modaloperatoren. Man sagt deshalb, die durch solche mentale Verben eröffneten Kontexte seien nicht bloß intensional, sondern *hyperintensional*. Die Definition ist naheliegend: Ein Ausdruck eröffnet genau dann einen hyperintensionalen Kontext, wenn das Substituierbarkeitsprinzip kointensionaler Ausdrücke für Ausdrücke in seinem Skopus *nicht* gilt.

⁴⁸ Siehe dazu Kripke 1970: 3. Vorlesung.

1.5 Allerweltpsychologie

Den Ausdruck “Allerweltpsychologie” habe ich bisher für das ganz gewöhnliche Bild gebraucht, das wir uns vom mentalen Leben von uns selbst und anderen machen. Diesem Bild zufolge sind wir Wesen mit Überzeugungen, Wünschen und Gefühlen sowie Bedürfnissen und Zielen, die wir in mehr oder weniger effektiver Weise verfolgen. Es liegt nahe, den Ausdruck *auch* auf eine zweite Weise zu gebrauchen, die mit der genannten eng verknüpft ist. In der zweiten Bedeutung des Wortes *betreiben* wir Allerweltpsychologie, wenn wir uns die Handlungen und Gedanken anderer auf ganz gewöhnliche Weise erklären. “Allerweltpsychologie” steht hier für eine kulturelle Praxis, einen Aspekt unserer Lebensweise. Ich werde den Ausdruck von nun an in beiden Bedeutungen gebrauchen.

Gleich zu Anfang möchte ich einen Vergleich anstellen, der vielleicht demystifizierende Wirkung hat bei jenen, die geneigt sind zu sagen: “Allerweltpsychologie? Was soll das sein? Ich bin kein Psychologe! Und ich verwende schon gar keine ‘Theorien’, wenn ich davon ausgehe, das andere Personen Wünsche und Überzeugungen haben!” Der Vergleich ist dieser: Die Allerweltpsychologie ist eine Art Pi-mal-Daumen-Psychologie für den Hausgebrauch, ganz so, wie unsere übliche Pi-mal-Daumen-Physik. Wir operieren (außerordentlich erfolgreich) mit physischen Gegenständen für unsere alltägliche Zwecke. Dabei ist kaum einer unter uns professioneller Physiker, und diejenigen, die es sind, sind beim alltäglichen Umgang mit physischen Objekten meist nicht besser als andere. Was uns normalerweise leitet, ist ein Sammelsurium physikalischer Pi-mal-Daumen-Generalisierungen. Nicht anders, so die Idee, funktioniert unser alltäglicher Umgang mit intentionalen Phänomenen.⁴⁹

1.5.1 Allerweltpsychologische Erklärungen

Das Betreiben von Allerweltpsychologie besteht darin, Handlungen und Gedanken anderer (und manchmal auch unsere eigenen) zu *erklären*. Wir möchten uns verständlich machen, *warum* jemand denkt oder tut, was er oder sie denkt oder tut. Das allerweltpsychologische Bild vom mentalen Leben von uns und anderen brauchen wir, um mit seiner Hilfe derartige Erklärungen abgeben zu können. Die wichtigste Frage, der wir nachgehen müssen, wenn wir wissen wollen, was es mit der Allerweltpsychologie auf sich hat, ist demnach die Frage, wie allerweltpsychologische Erklärungen funktionieren. Das werde ich jetzt tun.

⁴⁹ Zu dem angestellten Vergleich siehe auch Crane 1995: 67.

Beginnen wir mit dem, womit wir im Alltag tatsächlich konfrontiert sind. An der sprachlichen Oberfläche kommen allerweltspsychologische Erklärungen etwa so daher:

Frage: Warum ist Anna am Ostersonntag zur Kirche gegangen? Sie ist doch gar nicht religiös!?

Antwort: Weil sie ihren Eltern eine Freude machen wollte.

Eine solche Erklärung ist normalerweise völlig zufriedenstellend. Aber warum eigentlich? Die Frage, die mich auf den nächsten Seiten beschäftigen wird, ist: *Wie können wir uns die Natur allerweltspsychologischer Erklärungen so erklären, daß klar wird, warum wir derartige Erklärungen einleuchtend und zufriedenstellend finden?*

Wir können uns klar machen, warum wir eine solche Antwort normalerweise zufriedenstellend finden, indem wir die verkürzte Alltagsformulierung der Erklärung ein wenig genauer ausbuchstabieren und sie als Argument repräsentieren. Etwa so:

P₁ Anna hat den Wunsch, ihren Eltern eine Freude zu machen.

P₂ Anna glaubt, ihren Eltern eine Freude zu machen, wenn sie am Ostersonntag zur Kirche geht.

C Also geht Anna am Ostersonntag zur Kirche.

Anhand dieser Darstellung wird deutlich, daß bei einer typischen allerweltspsychologischen Erklärung normalerweise der betreffenden Person nicht nur ein Wunsch, sondern auch eine Überzeugung (“Brückenüberzeugung”) zugeschrieben wird.

Doch: Der Schluß von **P₁** und **P₂** auf **C** ist nicht deduktiv gültig. Dieser Umstand läßt Raum für die Frage, *warum* er uns eigentlich einleuchtet. Schließlich läßt sich die Frage, warum wir einen gegebenen Schluß als einleuchtend empfinden, normalerweise damit beantworten, daß man alle Prämissen explizit macht, die hinzuzufügen wären, um das Argument in ein deduktiv schlüssiges zu verwandeln. Auf diese Weise sollten sich all die impliziten Voraussetzungen explizit machen lassen, die dafür sorgen, daß wir das Argument einleuchtend finden.⁵⁰ Wie also können wir die Prämissen des obigen Arguments so ergänzen, daß ein deduktiv schlüssiges Argument daraus wird? *Eine* Antwort liegt auf der Hand:

P₃ Wenn Anna den Wunsch hat, ihren Eltern eine Freude zu machen, und glaubt, daß sie ihren Eltern eine Freude macht, wenn sie am Ostersonntag zur Kirche geht, dann geht sie am Ostersonntag zur Kirche.

⁵⁰ Natürlich kann man sich auch fragen, warum wir denn eigentlich einen (trivialen) deduktiven Schluß einleuchtend finden, bzw. wodurch er gerechtfertigt ist. Diese von Lewis Carrolls berühmter Schildkröte (siehe Carroll 1895) aufgeworfene Frage ist hier jedoch nicht mein Thema.

Eines ist klar: Wenn wir P_3 ergänzen, erhalten wir tatsächlich ein deduktiv schlüssiges Argument. *Aber*: Liefert P_3 uns tatsächlich, was wir wollen? Wir wollten ja solche Prämissen ergänzen, die *Voraussetzungen* explizit machen, die wir implizit an den oben repräsentierten “praktischen Schluß” herantragen, und die auf diese Weise erklären, warum er uns einleuchtet. P_3 kann aber strenggenommen keine solche Voraussetzung sein, denn P_3 ist das dem Schluß zugehörige Konditional. Die Annahme, daß eine P_3 entsprechende Überzeugung dafür sorgt, daß wir den Schluß von P_1 und P_2 auf C einleuchtend finden, und für eine gute Erklärung halten, hilft uns nicht weiter, denn das Haben jener Überzeugung scheint in kaum etwas anderem zu bestehen als eben darin, jenen Übergang von P_1 und P_2 auf C einleuchtend zu finden. Die Ersetzung der Frage “Was macht den Schluß von P_1 und P_2 auf C einleuchtend?” durch “Was macht P_3 einleuchtend?” bringt uns aber keinen Schritt weiter. Wir können diese beiden Fragen für unsere Zwecke hier mehr oder weniger als Varianten voneinander betrachten.

Fragen wir also noch einmal: Worauf gründet sich unsere Bereitschaft, von P_1 und P_2 auf C zu schließen (bzw. unsere Überzeugung, daß P_3)? Hier ist eine Antwort: Unsere Überzeugung, daß P_3 , ist aus einer entsprechenden generellen Überzeugung abgeleitet, deren Gehalt sich so angeben läßt:

P_3^* Für alle Personen x und Zeiten t : Wenn x zu t den Wunsch hat, ihren/seinen Eltern eine Freude zu machen, und x zu t glaubt, daß sie/er ihren/seinen Eltern eine Freude macht, wenn sie/er am Ostersonntag zur Kirche geht, dann - *ceteris paribus* - geht sie/er am Ostersonntag zur Kirche.

Wir alle glauben, was mit P_3^* gesagt wird. Und *das* scheint zu erklären, warum wir das oben angegebene Argument, bzw. die durch es repräsentierte Erklärung für einleuchtend halten.

Stellen wir uns vor, wir beobachteten, daß jemand jeden Tag um Punkt 16 Uhr einen genau einminütigen Kopfstand vollzieht, und wir suchten nach einer Erklärung für dieses Verhalten. Auf unsere Frage antwortet der Kopfsteher, daß er seit Kurzem einen esoterischen Gesprächskreis besuche, in dem er erfahren habe, daß jene Übung – zur rechten Zeit und genau in der angemessenen Dauer ausgeführt – die Wachsamkeit der Sinne und das ganze körperliche Wohlbefinden ungemein steigern. Nehmen wir an, die Antwort passe ins Bild, das wir von unserem Zeitgenossen haben. In diesem Falle würden wir seiner Auskunft Glauben schenken und ihr eine plausible Erklärung seines merkwürdigen Verhaltens entnehmen. Diese Erklärung würde ein Analogon zu P_3^* enthalten (Wenn jemand glaubt, daß das-und-das das körperliche Wohlbefinden steigert, und sich wohl fühlen möchte, dann...) Aber jene der Überzeugung, daß P_3^* , analoge Überzeugung hatten wir – plausiblerweise – nicht schon, bevor wir mit dem merkwürdigen Verhalten des Kopfstehers und seiner Erklärung konfrontiert wurden, sondern wir

haben diese Überzeugung überhaupt erst in jenem Moment gebildet. Hier stellt sich erneut eine Rechtfertigungsfrage: Was rechtfertigt uns in der Bildung jener Überzeugung?

Die Antwort ist m.E. von derselben Struktur wie die Antwort auf die Frage, wodurch wir in der durch P_3 ausgedrückten Überzeugung gerechtfertigt sind: Wir haben eine andere, abstraktere Überzeugung, die uns im Bilden/Haben einer weniger abstrakten Überzeugung rechtfertigt. Die Bildung der entsprechenden Überzeugung im Kopfsteher-Fall rechtfertigen wir im Rekurs hierauf:

(C1) Für alle Personen x , Wünsche w Handlungsweisen φ und Zeiten t : Wenn x zu t den Wunsch w hat, und x zu t glaubt, daß sein φ -en dazu beitragen wird, daß w in Erfüllung geht, dann, *ceteris paribus*, wird x φ -en.

Natürlich, wir könnten auch hier noch weiterfragen: Warum finden wir Generalisierungen wie diese eigentlich einleuchtend? Woher stammt die Rechtfertigung für unsere Überzeugung, daß (C1) und ihresgleichen? Doch ich möchte die Kette der Warum-Fragen an dieser Stelle nicht weiter verfolgen. Ich werde die Frage allerdings weiter unten noch einmal aufnehmen.

1.5.2 Eine minimale Theorie-Theorie

Wenn der Weg, den ich im vorangehenden Paragraphen besprochen habe, im Großen und Ganzen plausibel sein sollte, dann führt er uns zu einem Bild von allerweltspsychologischen Erklärungen, demzufolge derartige Erklärungen darin bestehen, daß wir *Einzelfälle unter Generalisierungen subsumieren*. Jerry Fodor malt dieses Bild so aus:

“Presumably an event (e.g., the production of behaviour by some organism) would fall within the domain of such a psychology in virtue of instantiating one of its generalizations. And presumably such generalizations would apply to an organism at a time in virtue of the intentional state(s) that the organism is in at the time. The way it ought to go is that the theory says things like: ‘From any organism x that believes such and such and desires so and so, you get behaviours of the type...blah.’ You can, therefore, use the theory to predict that *this* organism x will give the behaviour of the type...blah if you can identify this x as believing such and such and desiring so and so. This is just a long form of the truism that one way that intentional psychologies achieve generality is by *quantifying over all the organisms that are in a specified intentional state*“ (Fodor 1987: 56f).

Hier sind einige weitere Beispiele für Generalisierungen, wie sie im Zentrum des ange deuteten Bildes stehen:

(A1) Wenn sich jemand daran erinnert, daß p , dann hat er nicht vergessen, daß p .

(A2) Wenn jemand glaubt, daß p , dann glaubt er auch, daß es wahr ist, daß p .

- (A3) Wenn jemand weiß, daß p , dann glaubt er auch, daß p .
- (B1) Verletzungen des Körpers rufen *in der Regel* Schmerzen hervor.
- (B2) Wenn es laut ist, fällt es *normalerweise* schwer, sich zu konzentrieren.
- (B3) Wer nichts trinkt, wird *normalerweise* durstig.
- (B4) Wer wütend ist, *tendiert dazu*, Dinge zu tun, die er später bereuen wird.
- (C2) Wenn jemand glaubt, daß p , und glaubt, daß (wenn p , dann q), dann, *ceteris paribus*, glaubt er auch, daß q .
- (C3) Wenn jemand Angst vor x hat, dann *tendiert er dazu*, x zu vermeiden, bzw. nicht mit x konfrontiert zu werden.
- (C4) Wenn jemand sieht, daß p , dann, *ceteris paribus*, glaubt er auch, daß p .

Ich habe die Generalisierungen in drei Gruppen eingeteilt.⁵¹ Die Generalisierungen, oder Prinzipien der A-Gruppe sind *analytisch*. Sie sind (triviale) begriffliche Wahrheiten. Die Prinzipien der B-Gruppe sind empirische, *synthetische* Aussagen. Wie alle empirischen Generalisierungen, die nicht der basalen Physik angehören, sind sie nur wahr, sofern sie *ceteris paribus*-Klauseln beinhalten.⁵² Die Prinzipien der C-Gruppe sind, was Kemmerling "*ceteris paribus-analytisch*" nennt: Sie benötigen die *ceteris paribus*-Klausel, um wahr zu sein. Aber wenn sie wahr sind, dann sind sie analytisch wahr.⁵³ (Wenn das richtig ist, dann ergibt sich auch eine Antwort auf die Frage nach einer Rechtfertigung für unsere Überzeugung, daß (C3): Es scheint, als seien wir in derartigen Überzeugungen aufgrund der in ihre Gehalte eingehenden Begriffe *a priori* gerechtfertigt.)

Alle und nur die Beispiele der A- und der C-Gruppe sind Beispiele für *intentionale Generalisierungen*. In ihnen wird über intentionale Zustände und Ereignisse quantifiziert. Bis auf (C3) sind alle aufgezählten intentionalen Generalisierungen von der Art, daß die fraglichen intentionalen Zustände bzw. Ereignisse *anhand ihrer intentionalen Gehalte* herausgegriffen werden. Dies scheint der typische Fall zu sein.

Ich habe hier nur sehr abstrakte Generalisierungen aufgelistet. Natürlich kann man weniger abstrakte Instanzen der aufgelisteten Prinzipien bilden, die wahr sind, sofern die abstrakteren Prinzipien es sind. Wie wir im letzten Paragraphen gesehen haben, können wir allerweltspsychologische Erklärungen auf ganz verschiedenen Abstraktionsebenen abgeben. Natürlich ergibt sich daraus nicht, daß wir alle – höchstwahrscheinlich unendlich viele – Prinzipien, die wir akzeptieren, ständig parat haben müssen. Im Gegenteil:

⁵¹ Ich folge damit einer Idee aus Kemmerling 1998, von dem ich auch einige Beispiele übernommen habe.

⁵² Fodor (1974) hat plausibel gemacht, daß dies für alle empirischen Generalisierungen außerhalb der basalen Physik der Fall ist.

⁵³ Zum Begriff der Analytizität vgl. das vierte Kapitel dieser Arbeit.

Erstens kommen wir im Prinzip mit einer (vermutlich überschaubaren) Anzahl abstrakter Prinzipien aus. Denn aus ihnen können wir die konkreteren im Bedarfsfall einfach ableiten. Das sollte das Beispiel des Kopfstehers zeigen. *Zweitens* brauchen wir auch diese Liste abstrakter Prinzipien nicht ständig parat zu haben. Wir müssen offenbar nicht mehr annehmen als eine entsprechende Gruppe üblicherweise *unbewußter* Überzeugungen. (Das Beherrschen allerweltpsychologischer Prinzipien ist oft mit der Kenntnis der Tiefengrammatik einer Sprache verglichen worden.)

Vor dem Hintergrund der aktuellen Debatte um die Funktionsweise der Allweltpsychologie läßt sich das bisher gezeichnete Bild als “minimale Theorie-Theorie allerweltpsychologischer Erklärungen” bezeichnen - und zwar in folgendem Sinne:⁵⁴

[TT-E] Allweltpsychologische *Erklärungen* sind wie Erklärungen durch eine Theorie: Sie besteht in der Subsumption von Einzelfällen unter Generalisierungen.

Die hier vertretene Theorie-Theorie ist deshalb *minimal*, weil keine weiteren Anforderungen an den hier eingehenden Begriff einer Theorie gestellt werden als die, daß eine Theorie generelle Aussagen enthält und ihre Anwendung just darin besteht, diese generellen Prinzipien auf Einzelfälle anzuwenden. Dies ermöglicht *Erklärungen* und – wovon ich nicht gesondert gesprochen habe – natürlich auch *Prognosen*.

Die vertretene Auffassung ist eine Theorie der *Erklärungen* – im Gegensatz zu einer Theorie der *Begriffe*. Letztere ist durch die folgende Annahme charakterisiert:

[TT-B] Allweltpsychologische *Begriffe* sind theoretische Begriffe: Sie sind allein durch ihren Platz innerhalb der Theorie definiert.

Die prominenteste Theorie allweltpsychologischer Begriffe ist die von David Lewis. Ich halte eine Lewis-inspirierte Auffassung für nicht unplausibel, aber ich werde hier nicht für sie argumentieren. Die entsprechenden Überlegungen würden viel Raum einnehmen und die These **[TT-B]** ist für den Argumentationsgang dieser Arbeit nicht zentral – im Gegensatz zum **[TT-E]**.⁵⁵

Die beiden Annahmen hängen eng zusammen, und es ist üblich, sie gemeinsam zu vertreten. Deshalb werden sie in der Literatur normalerweise *beide* als charakteristisch (definierend) für “die” Theorie-Theorie angesehen.⁵⁶ Meine Darstellung hebt sich hier von der üblichen Darstellungsweise ab. Dies möchte ich kurz rechtfertigen. Es gibt m.E. zwei gute Gründe, hier zu differenzieren.

⁵⁴ Ein Überblick über die angesprochene Debatte gibt Davies/Stone 1995a.

⁵⁵ Vgl. Lewis 1966, 1970, 1972. Indem ich die Generalisierungen der C-Gruppe als *ceteris paribus*-analytisch eingestuft habe, bin ich einer solchen Auffassung bereits nahe gekommen.

⁵⁶ Siehe z.B. Crane 1995: 63ff, Davies/Stone 1995a.

Erstens: Auch wenn es vielleicht “natürlich” ist, beide Annahmen zugleich zu machen: Zwischen ihnen besteht, soweit ich sehe, weder in der einen, noch in der anderen Richtung ein Implikationsverhältnis.

Zweitens gibt es wenigstens einen prominenten Autor, der ganz offensichtlich [TT-E] vertritt und ebenso offensichtlich [TT-B] verwirft: Jerry Fodor. Er setzt immer wieder eine Theorie-Theorie allerweltpsychologischer Erklärungen voraus (übrigens genau in meinem minimalen Sinn).⁵⁷ Andererseits ist es für ihn aber völlig unmöglich, [TT-B] anzuerkennen, denn diese Annahme hat klarerweise *anti-atomistische* Konsequenzen. Das Bild mentaler Begriffe, das sie allein durch ihren Platz im Netzwerk allerweltpsychologischer Generalisierungen definiert sieht, ist zweifellos ein anti-atomistisches Bild in folgendem Sinne: Man kann nicht über einen einzigen mentalen Begriff verfügen, ohne zugleich auch über andere zu verfügen. Für keine These hat Fodor aber in den letzten Jahrzehnten intensiver geworben als für einen radikalen begrifflichen Atomismus. Deshalb *muß* er [TT-B] ablehnen.⁵⁸

1.5.3 Holismus des Mentalen

Die Zuschreibung eines mentalen Zustands entfaltet ihre erklärende Kraft allein vor dem Hintergrund anderer, meist implizit bleibender Voraussetzungen über die mentalen Zustände von Personen. Dieser Umstand ist als “Holismus des Mentalen” bezeichnet worden.⁵⁹ Ich gehe hier u.a. deshalb auf den Holismus des Mentalen ein, um ihn deutlich vom semantischen Holismus absetzen zu können, der in den beiden letzten Kapiteln dieser Arbeit eine Hauptrolle spielen wird.

Wir, als Interpreten, schreiben Personen aufgrund des uns zugänglichen Teils ihres Verhaltens mentale Zustände zu, die ihr Verhalten möglichst sinnvoll, kohärent, oder,

⁵⁷ Vgl. z.B. Fodor/LePore 1992: Kap 1, Fodor 1998: Kap. 2.

⁵⁸ “But denying, as a point of semantics, that ‘believe’ has a functional definition, is compatible with asserting, as a point of metaphysics, that belief has a functional essence. Which I think that it probably does” (Fodor 1998: 8).

⁵⁹ Die Wendung wird etwa in Davidson 1995a gebraucht. Strenggenommen handelt es sich hierbei um einen Holismus allerweltpsychologischer *Erklärungen*. Sofern wir [TT-B] akzeptieren, ergibt sich ein paralleler Holismus allerweltpsychologischer *Begriffe*. Vgl. dazu die oben angegebenen Arbeiten von Lewis. Es ist wichtig, das, was ich hier als “Holismus des Mentalen” bezeichne, vom semantischen Holismus zu unterscheiden. (Der semantische Holismus wird in den letzten Kapiteln dieser Arbeit ein zentrales Thema sein. In Kapitel 4, Abschnitt 4 unterscheide ich einige verschiedene Formen des semantischen Holismus.) Wer den Holismus des Mentalen, d.h. einen Holismus allerweltpsychologischer Erklärungen, akzeptiert, ist damit noch nicht auf einen semantischen Holismus festgelegt. Wer, wie Lewis, zusätzlich annimmt, daß die allerweltpsychologischen Begriffe (der Begriff des Glaubens etc.) allein durch ihre Rolle im Netzwerk der (potentiellen) Erklärungen konstituiert sind, legt sich damit auf einen semantischen Holismus *mentaler Begriffe* fest. Aber auch jemand wie Lewis ist nicht deshalb schon auf einen *umfassenden* semantischen Holismus festgelegt.

wenn man so will, rational erscheinen lassen. Hier ist ein Beispiel für Verhaltensdaten, wie sie uns typischerweise zur Interpretation vorliegen:⁶⁰

V Anna sieht aus dem Fenster, geht zu einem Schrank, nimmt einen Schirm heraus und verläßt das Haus.

Es liegt nahe, anzunehmen, daß

A Anna glaubt, daß es regnet (oder regnen wird).

An diesem Beispiel möchte ich zweierlei zeigen.

Erstens: Die Zuschreibung (einzeln oder weniger) mentaler Zustände macht nur dann explanatorischen Sinn, wenn eine ganze Reihe weiterer mentaler Zustände vorausgesetzt werden; sie macht stets nur *im Kontext* anderer mentaler Zustände Sinn. Ein möglicher und naheliegender Kontext, in dem die Zuschreibung von **A** Sinn macht, besteht aus Zuständen wie den folgenden:

- Anna will nicht naß werden.
- Anna glaubt, daß das Mitführen eines Regenschirms jedenfalls dazu beiträgt, daß sie nicht (allzu) naß wird.
- Anna glaubt, daß das Ding, das sie aus dem Schrank genommen hat, ein Regenschirm ist.

Je weiter wir den Kontext aufspannen, desto mehr wird von der mit **A** intendierten Erklärung explizit gemacht. Alle zuletzt angeführten Zuschreibungen sind Teil des (eines möglichen) Hintergrundes, vor dem **A** Sinn macht. Sie werden üblicherweise nicht explizit gemacht. Weil sie zu trivial sind, werden sie schlicht vorausgesetzt.

Zweitens: Es gibt stets Erklärungsalternativen. Hier sind ein paar alternative Erklärungen für das Verhalten **V**:

- Anna glaubt, daß die Sonne strahlend am Himmel steht, und sie glaubt, daß der Regenschirm sie vor der Sonne schützen wird (und sie möchte sich vor der Sonne schützen, und sie glaubt, daß das Ding im Schrank ein Regenschirm ist, und...)
- Anna hat beim Blick aus dem Fenster überhaupt nicht auf das Wetter geachtet. Sie hat nachgesehen, ob das Café gegenüber, in dem sie gestern einen Regenschirm ausgeliehen hat, schon geöffnet hat, und sie glaubt, daß...
- Anna gehört dem bulgarischen Geheimdienst an. Ihr Regenschirm enthält eine Giftspritze. Durch den Blick aus dem Fenster hat sie sich versichert, daß der britische Agent noch immer vor ihrem Haus steht...

⁶⁰ Das Beispiel übernehme ich von Tim Crane (1995: 51-53).

All dies sind mögliche Erklärungen von Annas Verhalten. Wir wählen zwischen diesen Erklärungen vor dem Hintergrund weiterer Überzeugungen, die wir über Anna und ihre Situation haben. Viele von diesen Überzeugungen sind ziemlich genereller Art, z.B. unsere Überzeugung, daß Leute im allgemeinen nicht naß werden möchten, wenn sie voll bekleidet die Straße betreten. Wir gewinnen sie vor dem Hintergrund empirischer Daten aus den sehr abstrakten, formalen Prinzipien von der Art, wie ich sie im letzten Paragraphen aufgelistet habe. Vor dem Hintergrund solcher Annahmen über Annas mentale Zustände einerseits und Annahmen über die Situation, in der sie sich befindet, andererseits, interpretieren wir ihr Verhalten auf die Art, die uns am meisten Sinn zu machen scheint.

1.6 Der kognitive Aspekt

1.6.1 Entsprechung

Die minimale Theorie-Theorie besagt, daß allerweltpsychologische Erklärungen in der Subsumption von Einzelfällen unter allerweltpsychologische Generalisierungen bestehen. Aus der minimalen Theorie-Theorie und der, unstrittigen, Annahme, daß sich manchmal verschiedene Personen so verhalten, daß sich die Erklärungen für ihr Verhalten (in Teilen) gleichen, folgt:

Manchmal fallen verschiedene Personen unter ein- und dieselbe intentionale Generalisierung.

Diese Annahme geht über unser ganz gewöhnliches Bild unseres eigenen allerweltpsychologischen Erklärens nicht hinaus: Wir gehen im Alltag tatsächlich oft davon aus, daß verschiedene Personen “dasselbe” glauben, wünschen etc., und daß sie deshalb, wenn es darum geht, ihr Verhalten zu erklären, in dieser Hinsicht gleich zu behandeln sind.⁶¹

Sofern die Theorie-Theorie richtig ist, sollte es also eine Antwort auf die folgende Frage geben:

Unter welcher Bedingung fallen zwei verschiedene Personen unter dieselbe intentionale Generalisierung?⁶²

Kandidaten für eine Antwort sind: Verschiedene Personen fallen genau dann unter dieselbe intentionale Generalisierung, wenn sie Träger *Typ-identischer* intentionaler Zustände bzw. Ereignisse sind. Oder: Verschiedene Personen fallen genau dann unter dieselbe intentionale Generalisierung, wenn sie Träger *hinreichend ähnlicher* intentionaler Zustände bzw. Ereignisse sind. Im Falle beider Antworten läßt sich natürlich weiter fragen:

Unter welchen Bedingungen sind verschiedene Personen Träger Typ-identischer bzw. hinreichend ähnlicher intentionaler Zustände bzw. Ereignisse?

⁶¹ Wenn ich sage, daß Personen manchmal “dasselbe” glauben etc., dann spreche ich umgangssprachlich. Im 5. Kapitel werde ich die Frage diskutieren, ob es hier tatsächlich im (Typ-)Identität von Überzeugungen geht, oder nicht vielmehr um deren Ähnlichkeit. Vgl. das Ende des vorliegenden Paragraphen.

⁶² Eine ähnliche Stellung nimmt die Frage ein, unter welcher Bedingung ein- und dieselbe Person zu verschiedenen Zeiten unter dieselbe intentionale Generalisierung fällt. Doch diese Frage möchte ich hier vernachlässigen.

Ich möchte die aufgeworfene Frage hier nicht beantworten. Es genügt mir an dieser Stelle, ein Problembewußtsein zu schaffen, und einen Begriff einzuführen, mit dessen Hilfe sich die aufgeworfene Frage gut diskutieren läßt. Es ist der Begriff der *Entsprechung*.

Prinzip der Entsprechung: Wenn es zwei Personen A und B sowie eine Generalisierung G der Form \lceil Wenn jemand das-und-das glaubt (wünscht, denkt etc.) \rceil gibt, so daß A und B wahrheitsgemäß unter G subsumiert werden können, dann gibt es zwei Vorkommnisse intentionaler Phänomene φ_A und φ_B , so daß gilt: A ist Träger von φ_A , B ist Träger von φ_B , und die Vorkommnisse φ_A und φ_B entsprechen sich.

Die Bedeutung von “Entsprechung” (in der Anwendung auf Vorkommnisse intentionaler Phänomene) sei allein durch dieses Prinzip festgelegt. Man kann nun leicht auch eine Entsprechungs-Relation für intentionale Gehalte definieren:

Definition: Die intentionalen Gehalte x und y entsprechen sich \leftrightarrow Es ist möglich, daß es zwei Vorkommnisse intentionaler Phänomene φ_A und φ_B gibt, so daß gilt: (1) x ist der Gehalt von φ_A , y ist der Gehalt von φ_B . (2) φ_A und φ_B entsprechen sich.

Wenn die minimale Theorie-Theorie richtig ist, dann befinden sich Personen manchmal in sich entsprechenden intentionalen Zuständen. Zwei Personen können genau dann wahrheitsgemäß unter dieselbe Generalisierung subsumiert werden, wenn sie beide den Vordersatz der fraglichen Generalisierung erfüllen, also beispielsweise beide *glauben*, daß das-und-das der Fall ist. Wenn die minimale Theorie-Theorie richtig ist, gilt also:

Zuschreibungen der Form $\lceil x$ und y glauben (wünschen, denken, wissen...) beide, daß $p \rceil$ bzw. $\lceil x$ und y teilen die Überzeugung, daß p (bzw. den Wunsch...) \rceil bzw. $\lceil x$ und y glauben (wünschen...) dasselbe \rceil sind genau dann wahr, wenn sich die angesprochenen Überzeugungen (Wünsche...) von x und y entsprechen.

Die Relation der Entsprechung ist funktional definiert. Auf der Basis der Definition können wir uns im Folgenden fragen, ob die durch die Definition abgesteckte Rolle von der Relation der Typ-Identität, einer Relation hinreichender Ähnlichkeit oder von welcher Relation auch immer gespielt wird. Diese Frage wird im Mittelpunkt des 5. Kapitels dieser Arbeit stehen.

Es ist wichtig, hier zwei Ebenen des Redens und insbesondere zwei Gebrauchsweisen von “dasselbe” zu unterscheiden. Umgangssprachlich reden wir in den Fällen, in denen sich Überzeugungen entsprechen, davon, daß Personen “dasselbe” glauben. Die Frage, die in Kapitel 5 aufwerfen werde, ist, ob jene umgangssprachliche Redeweise tatsächlich im Sinne von “=” interpretiert werden sollte, oder besser im Sinne von “(in

der-und-der Hinsicht) hinreichend ähnlich". Wenn ich selbst das Wort "dasselbe" und seine Verwandten im gegebenen Kontext gebrauche, so kann es im Sinne des (noch zu interpretierenden) umgangssprachlichen "dasselbe" (in den relevanten Kontexten) zu verstehen sein, oder aber im Sinne von "=" (bzw. Typ-Identität). An den Stellen, an denen meine Verwendungsweise nicht eindeutig ist, werde ich sie explizit erläutern.

1.6.2 Der kognitive Aspekt

Seit Freges Konzeption des "Sinns" sind eine ganze Reihe von Vorschlägen gemacht worden, wie der kognitive Aspekt intentionaler Phänomene genau verstanden werden könnte. Ich möchte mich hier auf keinen dieser Vorschläge festlegen. Statt mich auf die eine oder andere voraussetzungsreiche Konzeption einzulassen, werde ich den Begriff bewußt vage halten. Nur *eines* muß bei aller Vagheit sichergestellt sein: Daß der Begriff des kognitiven Aspekts intentionaler Phänomene angebunden ist an deren allerweltspsychologische Rolle, d.h. an ihre Rolle in allerweltspsychologischen Erklärungen. Denn *das* ist es, woher Freges Konzeption des Sinns und alle anderen Versuche, den kognitiven Aspekt einzufangen, ihre Substanz hernehmen. (So werden z.B. üblicherweise, wenn argumentiert wird, zwei Überzeugungen unterschieden sich in ihrem kognitiven Aspekt, Unterschiede in ihrer explanatorischen Rolle als Begründung herangezogen.)⁶³ Deshalb stimme ich mit Brian Loar überein, der den kognitiven Aspekt intentionaler Phänomene ganz vage folgendermaßen beschreibt:

"[It is] whatever individuates beliefs and other propositional attitudes in commonsense psychological explanation, so that they explanatory interact with each other and with other factors such as perception in familiar ways" (Loar 1987: 99).

Dies ist es, was ich mit dem Begriff des kognitiven Aspekts einfangen möchte: Der kognitive Aspekt ist derjenige Aspekt intentionaler Phänomene, der für ihre Rolle in allerweltspsychologischen Erklärungen verantwortlich ist.

Unter Wahrung der angestrebten Neutralität läßt sich nun allerdings, auf der Basis der minimalen Theorie-Theorie und der damit verbundenen Relation der Entsprechung, über den kognitiven Aspekt intentionaler Phänomene zumindest soviel sagen:

⁶³ Wenn ich von einer Überzeugung (oder etwas anderem) sage, daß sie (es) eine "explanatorische Rolle spielt", so ist damit gemeint, daß man *im Rekurs auf sie (es)* etwas erklären kann. Wenn ich sage, zwei Überzeugungen hätten verschiedene explanatorische Kräfte (Potentiale), so ist damit gemeint, daß es etwas gibt, was sich im Rekurs auf die eine, nicht aber im Rekurs auf die andere erklären läßt. Ich übernehme diesen Sprachgebrauch von Autoren wie Fodor.

Korrelation kognitiver Aspekt – Entsprechung: Wenn Vorkommnisse intentionaler Phänomene sich in ihrem kognitiven Aspekt gleichen, dann entsprechen sie sich.⁶⁴

Mit anderen Worten: Wenn Vorkommnisse intentionaler Phänomene sich in ihrem kognitiven Aspekt gleichen, dann lassen sich im Rekurs auf sie dieselben allerweltspsychologischen Erklärungen abgeben, sie haben dann, so werde ich sagen, dasselbe “explanatorische Potential”.

Es ergibt sich, daß für Überzeugungsvorkommnisse, die ihren kognitiven Aspekt gemeinsam haben, gilt: In Konjunktion mit ein- und derselben beliebigen Menge weiterer mentaler Zustände würden sie zu genau denselben Handlungen führen. Natürlich ist diese Situation, sofern wir verschiedene Personen betrachten, *de facto* niemals gegeben: Niemals ist der relevante Rahmen anderer Wünsche, Überzeugungen etc., in dem Vorkommnisse intentionaler Zustände bei verschiedenen Personen stehen, völlig gleich. Deshalb werden sich auch im Rekurs auf sich entsprechende Vorkommnisse intentionaler Phänomene bei verschiedenen Personen niemals genau dieselben Handlungen erklären lassen. Aber es lassen sich im Rekurs auf sich entsprechende intentionale Phänomene *potentiell* dieselben Handlungen erklären (in dem oben angegebenen Sinn). Das ist der entscheidende Punkt.

1.6.3 Eine Antwort auf Freges Frage

Die Überlegungen zur allerweltspsychologischen Rolle intentionaler Phänomene liefern uns eine

*Antwort auf Freges Frage: Vorkommnisse intentionaler Phänomene (einer bestimmten Person zu einer bestimmten Zeit) mit identischem Modus und identischem Objekt können sich in ihrem kognitiven Aspekt, d.h. in ihrer explanatorischen Rolle, unterscheiden.*⁶⁵

Hier ist ein Beispiel. Angenommen, ich sehe in einer dunklen und regnerischen Nacht in ein Fenster und erblicke einen Kopf, auf den eine Pistole gerichtet ist. Dabei erwerbe ich \ddot{u}_1 die Überzeugung, daß *der da* in Gefahr ist.

(Gemeint ist ein Vorkommnis.) Der Erwerb jener Überzeugung läßt mich den Entschluß fassen, die Polizei zu rufen. Doch als ich den ersten Schritt in Richtung auf eine nahe

⁶⁴ Die Korrelation sollte nicht als definatorisch verstanden werden. Das würde den Begriff des kognitiven Aspekts von der Theorie-Theorie abhängig machen, und das ist nicht intendiert. Manchmal werde ich auch sagen, daß intentionale Phänomene ihren kognitiven Aspekt “teilen” oder “gemeinsam haben”. Ich gebrauche diese Wendungen genau so wie die in der Korrelation verwendete.

⁶⁵ Freges Frage hatte ich in § 1.3.4 aufgeworfen.

Telefonzelle mache, stoße ich mit meinem Kopf an etwas Hartes und Kaltes. Ich erkenne, daß ich einer Spiegelung aufgesessen bin, und erwerbe

\ddot{u}_2 die Überzeugung, daß *ich* in Gefahr bin.

Ich erstarre. \ddot{u}_1 und \ddot{u}_2 unterscheiden sich in ihrem kognitiven Gehalt, d.h. in ihrer explanatorischen Rolle: Der Erwerb von \ddot{u}_1 führt zu dem Versuch, die Telefonzelle zu erreichen, während der von \ddot{u}_2 mein Erstarren zur Folge hat. Welchen Grund sollte ich gehabt haben, meine Bewegung zu stoppen, wenn nicht den Erwerb von \ddot{u}_2 ? Also: \ddot{u}_1 und \ddot{u}_2 haben augenscheinlich dasselbe intentionale Objekt. Aber die beiden Überzeugungen unterscheiden sich in ihrem kognitiven Aspekt: Sie spielen verschiedene explanatorische Rollen. Deshalb sind \ddot{u}_1 und \ddot{u}_2 verschiedene Überzeugungen. Genau das ist es, was unsere Antwort auf Freges Frage, bezogen auf das Beispiel, besagt.

Betrachten wir als zweites Beispiel den folgenden Satz:

(27) In der Nacht vor der Wahl glaubte Kohl, daß er gewinnen werde, und Schröder glaubte dies auch.

Der Satz hat zwei Lesarten. In der einen Lesart ist (27) genau dann wahr, wenn Kohl und Schröder Überzeugungen mit demselben intentionalen Objekt hatten. In der anderen Lesart ist (27) genau dann wahr, wenn Kohl und Schröder Überzeugungen hatten, die sich zwar in ihren intentionalen Objekten unterscheiden (das eine involviert Kohl, das andere Schröder), sich aber in ihrem kognitiven Aspekt gleichen (und sich folglich entsprechen).

1.6.4 Warum der kognitive Aspekt zum Gehalt gehört

Wenn meine Antwort auf Freges Frage richtig ist, dann ist das naive Bild intentionaler Phänomene (§ 1.2.2) falsch. Denn wenn intentionale Phänomene einen kognitiven Aspekt haben, dann sind sie nicht allein durch ihren Träger, die Zeit ihres Auftretens, ihren Modus und ihr intentionales Objekt individuiert, sondern eben auch durch ihren kognitiven Aspekt. Daß das naive Bild *intentionaler Phänomene* falsch ist, ist unkontrovers.

Es ist nicht nur so, daß intentionale Phänomene einen kognitiven Aspekt haben; *der kognitive Aspekt intentionaler Phänomene ist ein Aspekt ihres Gehalts*.

Prinzip vom kognitiven Aspekt intentionaler Gehalte: Intentionale Phänomene haben nur dann identische Gehalte, wenn sie ihren kognitiven Aspekt teilen, d.h. wenn sie dieselbe potentielle explanatorische Rolle spielen.⁶⁶

Hierfür gibt es wenigstens zwei Gründe.

⁶⁶ Zum Begriff der potentiellen explanatorischen Rolle vgl. den letzten Paragraphen.

Der erste Grund ist dieser: *Per definitionem* gilt: Mit der Äußerung eines Satzes der Form $\lceil x \text{ glaubt, daß } p \rceil$ wird x als jemand charakterisiert, der eine Überzeugung mit einem bestimmten propositionalen intentionalen Gehalt hat. Der kognitive Aspekt ist aber *prima facie* ein Aspekt dessen, was durch eine Äußerung von $\lceil x \text{ glaubt, daß } p \rceil$ charakterisiert wird. Also ist der kognitive Aspekt ein Aspekt des Gehalts.⁶⁷

Der zweite Grund beruft sich auf die in § 1.1.4 entwickelte These bezüglich der Individuation intentionaler Phänomene. Ich hatte dort versucht zu begründen, daß Typen intentionaler Phänomene allein durch ihren Modus und ihren intentionalen Gehalt individuiert sind. Betrachten wir noch einmal die Überzeugungs-Typen \ddot{u}_1 und \ddot{u}_2 . Verwenden wir Großbuchstaben für Typen von Überzeugungen. \ddot{U}_1 ist folglich vom Typ \ddot{U}_1 , \ddot{u}_2 ist vom Typ \ddot{U}_2 . Meine These ist nun: \ddot{U}_1 und \ddot{U}_2 sind *verschiedene* Typen. Der Grund ist folgender: Wer diese These ablehnt, kann nicht erklären, wie von \ddot{u}_1 und \ddot{u}_2 beiden gelten kann:

- $\ddot{u}_1 \neq \ddot{u}_2$ (denn \ddot{u}_1 und \ddot{u}_2 spielen ja augenscheinlich ganz verschiedene explanatorische Rollen), und
- es gibt einen Zeitabschnitt, in dem ich sowohl \ddot{u}_1 als auch \ddot{u}_2 habe.

Wie sollte das der Fall sein können, wenn \ddot{U}_1 und \ddot{U}_2 nicht verschiedene Typen wären? Wenn \ddot{U}_1 und \ddot{U}_2 aber verschiedene Typen sind, dann müssen sie sich, der Individuationsthese zufolge⁶⁸, entweder in ihrem Modus oder in ihrem Gehalt unterscheiden. Da sie sich nicht in ihrem Modus unterscheiden, unterscheiden sie sich in ihrem Gehalt. Der Unterschied im kognitiven Aspekt zwischen \ddot{U}_1 und \ddot{U}_2 schlägt sich also als ein Unterschied in ihren Gehalten nieder.

“*Kognitive Gehalte*”? Die angeführten Überlegungen legitimieren m.E. die Rede vom kognitiven Aspekt *des Gehalts* intentionaler Phänomene.⁶⁹ Manchmal werde ich die Rede vom “kognitiven Aspekt des Gehalts eines intentionalen Phänomens” verkürzen und einfach vom “kognitiven Gehalt” eines intentionalen Phänomens sprechen. Ich möchte damit *nicht* sagen, was man vielleicht so ausdrücken könnte: “Kognitive Gehalte sind eine bestimmte *Sorte* von Gehalten”. Bei meiner Verwendung des Wortes “Gehalt” macht diese Redeweise überhaupt keinen Sinn. Der (intentionale) Gehalt einer Überzeu-

⁶⁷ Daß der kognitive Aspekt nicht nur *prima facie*, sondern tatsächlich ein Aspekt dessen ist, was mit Überzeugungszuschreibungen charakterisiert wird, werde ich im zweiten Kapitel zu zeigen versuchen. Salmon würde diese Prämisse nicht mitmachen. Er würde bestreiten, daß wir mit Sätzen der Form $\lceil x \text{ glaubt, daß } p \rceil$ tatsächlich auch den kognitiven Aspekt einer Überzeugung charakterisieren. Ich werde in § 2.3.2 gegen diese Auffassung argumentieren. Fodor hingegen macht diese Voraussetzung, jedenfalls dem Wortlaut nach, mit (vgl. insbesondere sein 1989).

⁶⁸ Siehe § 1.1.4.

⁶⁹ Vgl. die Definition von “intentionaler Gehalt” in der Einleitung sowie das grammatische Kriterium in § 1.1.3.

gung ist, grob gesprochen, dasjenige, was an einer Person (bzw. ihrer Überzeugung) durch eine Standard-Überzeugungszuschreibung charakterisiert wird. An dem, was auf diese Weise charakterisiert wird, lassen sich, wie an allen Dingen, verschiedene Aspekte unterscheiden. Ein Aspekt, auf den ich hier mein Augenmerk richten möchte, ist der kognitive Aspekt. Das ist alles.

Individualistische kognitive Gehalte? Viele Autoren, die bereit sind, anzuerkennen, daß intentionale Gehalte einen kognitiven Aspekt aufweisen, betrachten diesen als *individualistisch* (als, wie vielfach gesagt wird, *narrow content*).⁷⁰ In erster Annäherung läßt sich das so erklären: Mit der Behauptung, der kognitive Aspekt sei individualistisch, ist gemeint, daß er auf den (nicht-relationalen) physischen Eigenschaften einer Person superveniert. Das wiederum bedeutet (in etwa), daß sich zwei verschiedene Personen in den kognitiven Gehalten all ihrer Überzeugungen und Wünsche nur dann unterscheiden können, wenn sie sich in ihren physischen Eigenschaften unterscheiden. Die Idee ist also, daß die kognitiven Gehalte unserer intentionalen Phänomene allein von den physischen Eigenschaften unseres Körpers abhängen, bzw. allein durch diese konstituiert sind.

Die Differenzierung des repräsentationalen und des kognitiven Aspekts zahlt sich hier aus. Die Frage des Individualismus muß nicht bezüglich intentionaler Gehalte als solcher gestellt werden. Wir können direkt auf den kognitiven Aspekt fokussieren. Denn hinsichtlich des repräsentationalen Aspekts liegt es auf der Hand, daß er nicht individualistisch gedeutet werden kann.

Wie steht es aber nun um den kognitiven Aspekt? Ist der individualistisch oder nicht? Meine Konzeption des kognitiven Gehalts ist offen für eine individualistische wie auch für eine nicht-individualistische Deutung. Es ist natürlich auch möglich, eine "teils-teils"-Position einzunehmen, und zu behaupten: Manche kognitiven Gehalte sind individualistisch, manche sind es nicht. Ich werde in dieser Arbeit keine begründete Antwort auf die Frage nach dem Individualismus geben können. Dennoch wird die Frage an einigen Stellen eine Rolle spielen.⁷¹

Erklärungskraft. Der Umstand, daß intentionale Gehalte sich nicht in intentionalen Objekten erschöpfen, sondern vielmehr eine kognitive Komponente haben, erklärt die Existenzindifferenz und die Opakheit intentionaler Phänomene. Intentionale Phänomene können einen intentionalen Gehalt haben, ohne ein intentionales Objekt zu haben, weil sie trotzdem eine explanatorische Rolle spielen können und folglich einen kognitiven

⁷⁰ Diese Auffassung wird etwa in Fodor 1981, 1987: 2. Kapitel, Block 1986 und Loar 1987 vertreten. Der zuerst genannte hat seine Meinung inzwischen allerdings geändert (siehe Fodor 1994).

⁷¹ Siehe vor allem § 2.5.4, wo auch das für die Diskussion um den Individualismus zentrale Gedankenexperiment der Zwillingserde geschildert wird.

Aspekt haben können. Solche intentionalen Phänomene haben einen rein kognitiven Gehalt. Paare intentionaler Phänomene können sich unterscheiden (auch unter Annahme der Individuationsthese), obwohl sie dasselbe intentionale Objekt haben, weil sie, trotz Identität ihres Objekts, verschiedene explanatorische Rollen spielen können, und folglich verschiedene kognitive Aspekte haben können.

In der Regel weisen die Gehalte intentionaler Phänomene sowohl einen repräsentationalen als auch einen kognitiven Aspekt auf. Manche intentionalen Phänomene haben kein intentionales Objekt, wie wir im Abschnitt über Existenzindifferenz gesehen haben. Wir wissen jetzt, wie es kommt, daß sie dennoch einen Gehalt haben: Sie haben einen rein kognitiven Gehalt. Es sei hier erwähnt, daß nichts von dem, was ich gesagt habe, ausschließt, daß es auch entgegengesetzt Fälle gibt: intentionale Phänomene mit rein repräsentationalem Gehalt. Das Phänomen des Objektsehens (“Trotzki sieht Lenin”, im Unterschied zu: “Trotzki sieht, daß Lenin da drüben steht”) ist vielleicht ein plausibler Kandidat für diese Kategorie.

Im folgenden werde ich oft Formulierungen wie diese gebrauchen: “Semantische Eigenschaften umfassen sowohl einen repräsentationalen als auch einen kognitiven Aspekt.” Damit ist natürlich *nicht* gemeint, daß *semantische Eigenschaften selbst* sowohl repräsentationale als auch kognitive Eigenschaften haben. Es ist vielmehr gemeint, daß *ein Gegenstand, der eine semantische Eigenschaft hat*, (normalerweise) auch repräsentationale und kognitive Eigenschaften hat.

1.7 Begriffe

Begriffe werden durch die ganze Arbeit hindurch ein zentrales Thema sein, denn der Zusammenhang zwischen intentionalen Phänomenen (Eigenschaften, Gehalten) und Begriffen ist sehr eng. Im dritten Kapitel werde ich ein Bild intentionaler Eigenschaften *als* ein Bild von Begriffen zeichnen. Und auch Fodors Kritik an diesem Bild, die in den hinteren Kapiteln mein Thema sein wird, verquickt intentionale Eigenschaften und Begriffe. Hier, am Ende des Einleitungskapitels, werde ich einige grundlegende Dinge über Begriffe sagen. Dabei wird sich u.a. zeigen, worin die intime Verbindung zwischen Fragen bezüglich intentionaler Eigenschaften und Fragen bezüglich Begriffen besteht.

1.7.1 Was ist ein Begriff?

Das Wort "Begriff" hat eine vage philosophische und eine noch viel unklarere umgangssprachliche Bedeutung. Mit dem, was ich im folgenden über Begriffe sagen werde, versuche ich den philosophischen, nicht den alltäglichen, Sprachgebrauch auf einen sinnvollen Punkt zu bringen.

Auf Begriffe wird normalerweise durch Kennzeichnungen wie "der Begriff *Mensch*" oder "der Begriff der Freiheit" Bezug genommen. Damit wird ein sehr enger Zusammenhang zwischen Begriffen und sprachlichen Ausdrücken vorausgesetzt. Begriffe, in irgendeinem Sinn dieses Wortes, so die Idee, sind Bedeutungen von sprachlichen Ausdrücken. Ich werde diese Voraussetzung zunächst einmal in ihrer ganzen Vagheit mitmachen, bevor ich sie am Ende dieses Abschnitts genauer betrachten werde. Meine Konvention, um auf Begriffe Bezug zu nehmen, wird diese sein:

[α] = der Begriff, der durch " α " ausdrückt wird.

Diese Formulierung ist natürlich nur eine erste Näherung. Um sie zu präzisieren, müßte sie auf Sprachen und möglicherweise auf einzelne Sprecher relativiert werden. Doch all das werde ich zunächst vernachlässigen. In der Tradition wurden manchmal nur die Bedeutungen von *Prädikaten* als "Begriffe" bezeichnet. Ich werde das Wort hier in einem weiteren Sinn verwenden, in dem auch Ausdrücke anderer grammatischer Kategorien Begriffe ausdrücken. Meine Gründe dafür werden in den beiden nächsten Paragraphen deutlich werden.

Traditionell unterscheidet man zwischen dem *Inhalt* und dem *Umfang* eines Begriffs. Der Umfang des Begriffs [Mensch] sind alle Menschen. Wenn die These eines deutschen Anthropologen des frühen 19. Jahrhunderts richtig ist, wie wir für einen Moment annehmen wollen, dann teilt dieser Begriff seinen Umfang mit [Ohrläppchenträ-

ger]. [Mensch] und [Ohrläppchenträger] haben denselben Umfang, aber sie haben verschiedene Inhalte. Und das ist der Grund dafür, daß es sich um zwei verschiedene und nicht ein- und denselben Begriff handelt.

Begriffen sind in der philosophischen Tradition eine Reihe von Eigenschaften und Funktionen zugesprochen worden. Diejenigen davon, die mir am wichtigsten erscheinen, seien hier kurz angedeutet:⁷²

1. *Begriffe sind Konstituenten intentionaler Gehalte:* Der Umstand, daß etwa eine Überzeugung einen bestimmten Gehalt hat, besteht darin, daß sie bestimmte Begriffe involviert. Wenn zwei Personen dasselbe glauben, dann involvieren ihre Überzeugungen dieselben Begriffe.⁷³

2. *Begriffe sind Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke.*

3. *Begriffe treffen auf Gegenstände zu.*

4. *Begriffe sind für das Bestehen (einiger) modaler Tatsachen verantwortlich.* Beispiel: Der Begriff [Junggeselle] ist dafür verantwortlich, daß Junggesellen notwendigerweise ledig sind.

5. *Begriffe sind für die Möglichkeit apriorischer Rechtfertigung verantwortlich.* Beispiel: Der Begriff [Junggeselle] ist dafür verantwortlich, daß sich die Überzeugung, daß Junggesellen ledig sind, *a priori* rechtfertigen läßt.

Das sind natürlich nur Andeutungen. Jeder dieser Punkte weist auf einen wichtigen Aspekt hin, aber die Formulierungen sind viel zu vage (und vielleicht strenggenommen falsch). Ich werde die angedeuteten Zusammenhänge nach und nach genauer untersuchen. Mit dem ersten Punkt werde ich mich in den nächsten Paragraphen ausführlich beschäftigen, mit dem zweiten am Ende dieses Abschnitts. Auf den dritten Punkt werde ich in den Abschnitten 4 und 5 des 2. Kapitels zurückkommen und die beiden zuletzt genannten Punkte werden in den beiden ersten Abschnitten des dritten Kapitels eine wichtige Rolle spielen. Im Verlauf dieser Arbeit werde ich versuchen, ein Bild von Begriffen zu zeichnen, das zeigt, auf welche Weise genau Begriffen all diese Eigenschaften zukommen.

1.7.2 Die Konstituentenstruktur intentionaler Gehalte

Es ist plausibel anzunehmen, daß intentionale Gehalte eine Konstituentenstruktur aufweisen; sie können (wie Frege das ausgedrückt hat) “zerfällt” werden in “Bestandteile” oder “Konstituenten”. Damit ist folgendes gemeint: Vergleichen wir

⁷² Siehe auch Rey 1983.

⁷³ Beide Vorkommnisse von “dasselbe” sind im Sinne von “=” zu verstehen.

Ralfs Überzeugung, daß die Erde rund ist,
Ralfs Überzeugung, daß die Erde groß ist, und
Ralfs Überzeugung, daß Steffis liebster Tennisball rund ist.

Die erste dieser Überzeugungen Ralfs scheint sowohl mit der zweiten als auch mit der dritten erwähnten Überzeugung etwas gemeinsam zu haben. Die Gehalte der fraglichen Überzeugungen teilen jeweils eine "Komponente" ihres intentionalen Gehalts. Wenn das so ist, dann läßt sich am Gehalt von Ralfs Überzeugung, daß die Erde rund ist, ein Bestandteil ausmachen, der dem Ausdruck "die Erde" korrespondiert, und es läßt sich ein weiterer Bestandteil ausmachen, der dem Ausdruck "ist rund" korrespondiert. Der erste dieser Bestandteile ist ebenfalls Bestandteil des Gehalts von Ralfs Überzeugung, daß die Erde groß ist, der zweite ist ebenfalls Bestandteil seiner Überzeugung, daß Steffis liebster Tennisball rund ist.

Wenn wir annehmen, daß intentionale Gehalte eine Konstituentenstruktur aufweisen, stellen sich *anscheinend* Fragen wie die folgenden: Welches genau sind die Konstituenten des intentionalen Gehalts von Ralfs Überzeugung, daß Bolzano besser ist als Kant? Wir könnten z.B. zwei Bestandteile unterscheiden, von denen der eine dem singulären Term "Bolzano", der andere dem Prädikat "ist besser als Kant" entspricht. Wir könnten aber auch das Prädikat noch weiter zerlegen in "ist besser als" und "Kant", und dafür plädieren, den fraglichen Gehalt als aus drei Konstituenten zusammengesetzt aufzufassen. Doch die Frage, welche Zerlegung denn nun *die richtige* sei, scheint keine Antwort zu haben.

Die Annahme, daß intentionale Gehalte eine Konstituentenstruktur aufweisen, ist nicht nur intuitiv plausibel, sie ist außerdem auch notwendig, um die Systematizität und Produktivität mentaler intentionaler Phänomene zu erklären.

- **Systematizität** ist diejenige Eigenschaft intentionaler Phänomene, die sich etwa in folgendem niederschlägt: Wer denken kann, daß Romeo Julia liebt, der kann auch denken, daß Julia Romeo liebt etc.
- **Produktivität** ist diejenige Eigenschaft intentionaler Phänomene, die sich etwa in folgendem niederschlägt: Wir können potentiell unendlich viele Gedanken denken, die uns niemals in den Sinn gekommen sind, z.B. den Gedanken, daß auf dem Lenin-Mausoleum Skat-spielende Hühner sitzen.

Wie genau eine Erklärung dieser Phänomene mit Hilfe der Idee der Konstituentenstruktur intentionaler Gehalte aussehen würde, kann ich hier nicht weiter ausführen. Ich möchte den Punkt nur andeuten.⁷⁴

⁷⁴ Für eine strukturell ähnliche Erklärung siehe § 2.1.1.

1.7.3 Der Begriff des Begriffs

Betrachtet man die vielen Arten und Weisen, in denen Philosophen über Begriffe reden, so ist eine Distinktion besonders wichtig:

- Manchmal wird das Wort “Begriff” (bzw. “concept”) für abstrakte Entitäten verwendet. Dabei wird üblicherweise angenommen, daß die fraglichen Entitäten so sind, daß verschiedene Personen über sie verfügen können.⁷⁵
- Manchmal wird das Wort “Begriff” (bzw. “concept”) aber auch für konkrete, mentale Entitäten verwendet, die jeweils einer bestimmten Person zuzuordnen sind.⁷⁶

Ich werde das Wort “Begriff” hier ausschließlich für Entitäten der zuerst genannten Sorte verwenden. (Entitäten der zuletzt genannten Sorte nenne ich “Konzepte”. Doch die sind hier nicht mein Thema.) Ich werde im Folgenden mit dieser Definition arbeiten:

Definition: Begriffe sind solche Konstituenten propositionaler intentionaler Gehalte, die nicht selbst propositional sind.

Aus dieser Definition folgt (vor dem Hintergrund des zweiten *slogans* über Begriffe), daß nicht nur Prädikate, sondern auch Ausdrücke wie “Madonna” oder “und” einen Begriff ausdrücken. Ich hatte ja von Anfang an angekündigt, das Wort in dieser Weise zu verwenden.⁷⁷

Aus der Definition ergibt sich das folgende Identitätsprinzip:

Identität von Begriffen: Es seien C und D beliebige Begriffe. $C = D \leftrightarrow (\forall P) (\forall Q) (P \text{ und } Q \text{ sind propositionale intentionale Gehalte, welche sich nur dadurch “unterscheiden”, daß } P \text{ } C \text{ enthält, während } Q \text{ “an derselben Stelle” } D \text{ enthält} \leftrightarrow P = Q).$

In § 1.6.1 hatte ich Entsprechungs-Relationen für Überzeugungen und für intentionale Gehalte definiert. Es liegt nahe, eine derartige Relation auch für die Konstituenten intentionaler Gehalte einzuführen.

⁷⁵ Etwa in Peacocke 1992, Rey 1983 und manchmal in Fodor 1998.

⁷⁶ Etwa in Crimmins/Perry 1989, Crimmins 1992, manchmal in Fodor 1998 und in der gesamten psychologischen Literatur.

⁷⁷ Propositionale intentionale Gehalte (dasjenige, wovon Begriffe Konstituenten sind) werden oft auch kurz als “Propositionen” bezeichnet. Ich werde nicht so verfahren. Das Wort “Proposition” wird (wohl aufgrund der immer differenzierter werdenden Diskussion) in sehr vielen verschiedenen und oft in gar keiner klaren Bedeutung gebraucht. Um zu möglichst wenigen Mißverständnissen Anlaß zu geben, werde ich dieses Wort so weit es geht vermeiden. Im nächsten Kapitel werde ich das Wort “D-Proposition” einführen um *eine* der verschiedenen gängigen Bedeutungen des Wortes “Proposition” auszudrücken. Und später werde ich einige Passagen von Philosophen zitieren, in denen sie das Wort gebrauchen. Darüber hinaus wird das Wort in dieser Arbeit nicht auftauchen.

Definition: Die Begriffe C und D entsprechen sich $\leftrightarrow (\forall P) (\forall Q) (P \text{ und } Q \text{ sind propositionale intentionale Gehalte, welche sich nur dadurch "unterscheiden", daß } P \text{ } C \text{ enthält, während } Q \text{ "an derselben Stelle" } D \text{ enthält } \leftrightarrow P \text{ entspricht } Q)$.

Aus ihrer Entsprechung folgt ohne weitere Zusatzannahmen nicht ihre Identität. Aber aus der Identität von Begriffen folgt trivialerweise ihre Entsprechung. Damit sich Begriffe entsprechen, müssen sie ihren kognitiven Aspekt teilen. Man kann die obige Definition intuitiv so paraphrasieren: Begriffe entsprechen sich genau dann, wenn sie denselben Beitrag zum explanatorischen Potential von Überzeugungen (und anderen intentionalen Phänomenen) liefern, bei denen sie als Gehalt-Konstituente auftreten. Da Entsprechung eine notwendige Bedingung für Identität von Begriffen ist, richtet sich die Frage, ob Begriffe identisch sind, u.a. nach den Erfordernissen allerweltspsychologischer Erklärungen.⁷⁸

Dicke und dünne Begriffe. Sind Begriffe durch ihren Inhalt und durch ihren Umfang individuiert? Oder nur durch ihren Inhalt? Es ist möglich, das Wort in beiden Weisen zu gebrauchen. So, wie ich das Wort eingeführt habe, sind Begriffe sowohl durch ihren Inhalt als auch durch ihren Umfang individuiert. (Sie "erben" diese Eigenschaft von propositionalen intentionalen Gehalten. Diese wiederum haben sie, weil unsere Zuschreibungen für beide Aspekte sensibel sind.) Von den Entitäten, die ich "Begriff" nenne, werde ich sagen, sie seien *dicke Begriffe*. Dicke Begriffe "bestehen aus" einem

⁷⁸ Peacocke gibt ein Kriterium für die Verschiedenheit von Begriffen an, das mit allem, was ich hier gesagt habe, bestens harmoniert.

"Distinctness of Concepts C and D are distinct if and only if there are two complete propositional contents that differ at most in that one contains C substituted in one or more places for D , and one of which is potentially informative while the other is not" (Peacocke 1992: 2).

Nehmen wir an, P und Q seien vollständige intentionale Gehalte und nehmen wir ferner an, P sei informativ, während Q dies nicht ist. Unter jedem vernünftigen Verständnis von "informativ" ergibt sich daraus, daß Überzeugungen mit P bzw. Q als Gehalt verschiedene explanatorische Potentiale haben. Wenn aber Überzeugungen mit P bzw. Q als Gehalt verschiedene explanatorische Potentiale haben, dann sind diese Überzeugungen (nach dem Prinzip vom kognitiven Aspekt intentionaler Gehalte, § 1.6.4) verschieden und folglich sind P und Q selbst verschieden. Wenn aber P und Q verschieden sind, und sie sich nur dadurch unterscheiden, daß P C und Q ("an derselben Stelle") D enthält, dann sind auch C und D verschieden. Unter der vorgeschlagenen Minimal-Interpretation von "informativ" liefert Peacockes Kriterium also (in einer Richtung, es ist ja nur ein einfaches Konditional) dieselben Ergebnisse wie meines. Mit der Rede von "potentially informative" versucht Peacocke m.E. genau dem Rechnung zu tragen, was ich durch die Entsprechungs-Relation zwischen Begriffen und die Art, in der ich sie zum Identitätsprinzip in Beziehung gesetzt habe, einfange: die Anbindung der Identität von Begriffen an ihre allerweltspsychologischen Rollen (d.i. ihren Beitrag zum explanatorischen Potential von intentionalen Phänomenen, bei denen sie als Gehalt-Konstituenten fungieren). Daß P informativ ist, während Q dies nicht ist, impliziert, daß P und Q sich nicht entsprechen.

Inhalt und einem Umfang. Begriffs-Inhalte allein werde ich als *dünne Begriffe* bezeichnen. Manchmal wird das Wort “Begriff” so verwendet. Etwa, wenn gesagt wird, Gegebenheitsweisen seien Begriffe⁷⁹ oder wenn “Begriffe” besonders deutlich von Eigenschaften abgesetzt werden sollen.

1.7.4 Begriffe versus Eigenschaften

Den intuitiven Kern der Unterscheidung zwischen Begriffen und Eigenschaften kann man so zum Ausdruck bringen: Intentionale Objekte, also u.a. Eigenschaften, sind dasjenige, was unsere Gedanken repräsentieren. (Dünne) Begriffe hingegen sind die *Mittel*, mit denen wir intentionale Objekte repräsentieren, und zwar jeweils *auf eine bestimmte Weise*. Unterschiede in der Art und Weise der Repräsentation sind Unterschiede in dem, was ich als den kognitiven Aspekt bezeichne. Deshalb umfassen (dicke wie dünne) Begriffe selbst einen kognitiven Aspekt. Nichts derartiges ist bei Eigenschaften der Fall.

Dies hier ist keine Arbeit über Ontologie. Meine Gebrauchsweise des Wortes “Eigenschaft” ist deshalb sehr simpel. Generell gilt: Ich möchte das Wort in keinem anderen als seinem vagen alltäglichen Sinn verstanden wissen. Darüber hinaus seien hier nur zwei Punkte stipuliert: *Erstens*: Eigenschaften sind verschieden von Begriffen. *Zweitens*: Generelle Terme (bzw. Prädikate) denotieren *nur dann* dieselbe Eigenschaft, wenn sie intensional gleichwertig (äquivalent) sind.⁸⁰ Die Frage, ob die angegebene notwendige Bedingung vielleicht auch als hinreichend aufgefaßt werden sollte, lasse ich bewußt offen. Falls unser alltäglicher Gebrauch des Wortes “Eigenschaft” eindeutig genug sein sollte, haben diese beiden Stipulationen sicher eine gute Chance, mit ihm im Einklang zu stehen.

Eigenschaften sind intentionale Objekte, die Prädikaten “korrespondieren”. Das ergibt sich aus meiner Einführung des Ausdrucks “intentionales Objekt”.⁸¹ Begriffe hingegen sind Entitäten auf der Ebene des begrifflichen Gehalts. Sie spielen also nur in Sonderfällen die Rolle intentionaler Objekte (etwa wenn Sokrates an den Begriff der Weisheit denkt). Mit dieser Verwendung der Termini “Begriff” und “Eigenschaft” befinde ich mich in Übereinstimmung mit vielen anderen Diskussionsteilnehmern. Der Kontrast zwischen Begriffen und Eigenschaften spielt in dieser Arbeit eine zentrale Rolle. Er ist ein Spezialfall des allgemeinen Kontrasts zwischen intentionalen Gehalten, die, wie wir gesehen haben, eine kognitive Dimension haben, und intentionalen Objekten, die völlig frei von allem Kognitiven sind.

⁷⁹ Siehe § 2.4.2, aber auch Schiffer 2000.

⁸⁰ Den Begriff der intensionalen Gleichwertigkeit habe ich in § 1.4.4 definiert.

⁸¹ Siehe § 1.2.1.

Begriffe sind Entitäten auf der Ebene *intentionaler Gehalte*. Damit sind Begriffe verschieden von Eigenschaften, denn diese sind Entitäten auf der Ebene *intentionaler Objekte*. Es ist wichtig, sich dieses grundlegenden Unterschieds bewußt zu sein.

1.7.5 Begriffe und die Sprache

Wir identifizieren Begriffe standardmäßig anhand der Wörter oder Phrasen, durch die sie ausgedrückt werden. Wir sprechen von “dem Begriff der Freiheit” oder vom “Begriff *rot*”.⁸² Solche Wendungen setzen eine intime Relation zwischen Wörtern und Begriffen voraus. Sie setzen voraus, daß Begriffe, in einem der vielen Sinne dieses Wortes, als “Bedeutungen” von Wörtern (oder Phrasen) fungieren, daß sie, in einer der ebenfalls mehrfachen Bedeutungen dieses Wortes, von jenen Wörtern (Phrasen) “ausgedrückt” werden. Die Wendung “der Begriff *rot*” beispielsweise, scheint nichts anderes zu bedeuten als “der Begriff, der durch ‘rot’ ausgedrückt wird”.

Natürlich *kann* man einen Begriff auch anders identifizieren, z.B. durch: “mein Lieblingsbegriff”. Aber die Identifikationsweise über Wörter scheint in einem gewissen Sinne *basal* zu sein: Sie ist die einzige, die in hohem Maße intersubjektiv zugänglich ist. Das ist deshalb der Fall, weil sie die einzige ist, die, jedenfalls in den Fällen, in denen wir dazu neigen, sie zu gebrauchen, allein sprachliches Wissen erfordert, um verstanden zu werden.

Begriffe stehen demnach in intimen Beziehungen zu Wörtern und Phrasen natürlicher Sprachen.⁸³ Es ist allerdings gefährlich, diesen Zusammenhang allzu simpel auf den Punkt zu bringen – etwa so: “Begriffe sind die Bedeutungen von Wörtern in natürlichen Sprachen”. Diese Formulierung läßt zu viele wichtige Differenzierungen unter den Tisch fallen. Wird etwa durch “jetzt” immer derselbe Begriff ausgedrückt (so, wie wir in einem bestimmten Sinne sagen können, daß dieses Wort immer dasselbe bedeutet)? Wird etwa durch Eigennamen wie “Klaus” stets derselbe Begriff ausgedrückt, egal wer den Namen bei welcher Gelegenheit gebraucht? Offenbar nicht. Natürlich wird mit einer Äußerung von “Es ist jetzt Zeit zu gehen” um 12 Uhr eine ganz andere Überzeugung ausgedrückt als um 20 Uhr. Diese Überzeugungen haben verschiedene intentionale Gehalte. Die fraglichen Gehalte unterscheiden sich aber nur in einem einzigen Bestandteil, nämlich dem, der auf der Ebene des geäußerten Satzes dem “jetzt” entspricht. Also

⁸² Beim Sprechen spielt bei Wendungen wie “der Begriff *rot*” die Betonung eine Rolle. Im Schriftlichen wird dann oft versucht, was auch ich hier versuche: Die Betonung durch Kursivierung nachzustellen, und so auf die besondere Funktionsweise des Wortvorkommnisses hinzuweisen. Daß das Wort hier auf eine besondere Weise funktioniert, läßt sich schon daran erkennen, daß die Formulierung andernfalls ungrammatisch wäre.

⁸³ Das ist ein Merkmal, das Begriffe mit Eigenschaften gemeinsam haben: trotz der wichtigen Unterschiede, die ich im letzten Paragraphen hervorgehoben habe.

drückt “jetzt” in den beiden Fällen Verschiedenes aus. Aber seine sprachliche Bedeutung hat sich natürlich nicht verändert. Also ist der durch “jetzt” bei dieser oder jener Gelegenheit ausgedrückte Begriff nicht die sprachliche Bedeutung von “jetzt”.

Sind Begriffe also doch nicht die Bedeutungen von Ausdrücken? Die Antwort ist: Doch, aber sie sind nicht ihre *sprachliche* Bedeutung. Es verhält sich vielmehr so: Derjenige Sinn von “Bedeutung”, in dem Begriffe die Bedeutungen von Ausdrücken sind, ist genau derjenige Sinn des Wortes “Bedeutung”, in dem die Bedeutung einer kompletten satzartigen Äußerung das *mit ihr (buchstäblich) Gesagte* ist.⁸⁴ Überlegt man sich, wie wir das Verb “sagen” in diesem Bereich verwenden, so wird deutlich, daß unserer Redeweise das folgende plausible Prinzip zugrunde liegt, das ich bereits in der Einleitung zu dieser Arbeit (im Kontext des kleinen Dialogs, § 0.1.2) vorausgesetzt hatte:

Brückenprinzip Überzeugungsgehalte / Äußerungsbedeutungen:

Das mit einer Behauptung buchstäblich Gesagte ist der intentionale Gehalt der durch die Behauptung ausgedrückten (kundgegebenen) Überzeugung.

Aus diesem Prinzip und meiner Definition von “Begriff” ergibt sich nun das

Brückenprinzip Überzeugungsgehalte / Begriffe:

Der durch das Wort (die Phrase) α im Rahmen einer behauptenden Äußerung des Satzes s ausgedrückte Begriff ist eine Konstituente des intentionalen Gehalts der durch die Äußerung von s ausgedrückten Überzeugung. Er ist genau diejenige Konstituente, die der Position von α innerhalb von s auf der Ebene des ausgedrückten intentionalen Gehalts entspricht.

⁸⁴ In § 2.1.2 werde ich die hier einschlägigen verschiedenen Bedeutungen von “Bedeutung” genauer voneinander abheben.

Zweites Kapitel

Logische Form

Man wird sich kaum ein plausibles Bild intentionaler Eigenschaften machen können, ohne sich zuvor gefragt zu haben, wie wir solche Eigenschaften eigentlich *zuschreiben*. Eine zentrale Frage, die Zuschreibung intentionaler Eigenschaften betreffend, ist die Frage nach der logischen Form der Sätze, die wir für unsere diesbezüglichen Zuschreibungen gebrauchen. Sie werde ich in diesem Kapitel verfolgen. Dabei werde ich mich auf die Zuschreibung von Überzeugungen beschränken. Es ergibt sich somit für das Kapitel die Leitfrage: *Was ist die logische Form von Sätzen der Bauart $\ulcorner x \text{ glaubt, daß } p \urcorner$?* Um diese Frage überhaupt verständlich zu machen, muß ich erklären, was mit der Rede von der “logischen Form” einer Klasse von Sätzen gemeint ist. Dies wird im ersten Abschnitt geschehen. Bevor ich mich dann auf die Suche nach einer Antwort auf meine Leitfrage begeben, werde ich im zweiten Abschnitt einige Desiderate an eine zufriedenstellende Antwort explizit machen.

2.1 Das Verstehen einer Sprache

In diesem Abschnitt werde ich die Standard-Auffassung darüber wiedergeben, auf welche Weise es uns gelingt, eine natürliche Sprache zu verstehen. Das Standard-Modell des Sprachverstehens bildet den Hintergrund für die Frage nach der logischen Form, die ich anschließend mit Bezug auf Überzeugungszuschreibungen stellen werde.

Man darf das Standard-Modell des Sprachverstehens, das ich gleich skizzieren werde, nicht verwechseln mit Donald Davidsons philosophisch außerordentlich einflußreichen *besonderen Version* dieses Modells. Um das durch einen Vorgriff klar zu machen: Das Standard-Modell akzeptiert jeder, der Kompositionalität für ein Desiderat hält. *De facto* sind dies so gut wie alle Diskussionsteilnehmer.⁸⁵ Aber nicht so gut wie jeder ist Davidsonianer. Ich werde zu Davidsons spezieller Variante des Modells im Haupttext nichts sagen. Auf Bezüge, die mir erwähnenswert erscheinen, werde ich in Fußnoten hinweisen.

2.1.1 Wie können wir eine natürliche Sprache verstehen?

Die seit Jahrzehnten in Sprachphilosophie und Linguistik geführte Diskussion über diese Frage hat den folgenden Eigenschaften natürlicher Sprachen immer besondere Aufmerksamkeit geschenkt:

- Natürliche Sprachen sind *lernbar*.
- Natürliche Sprachen sind *produktiv*: Normale Sprecher einer natürlichen Sprache sind in der Lage Sätze zu verstehen, mit denen sie noch niemals konfrontiert wurden.
- Natürliche Sprachen sind *systematisch*: Wer einen Satz einer natürlichen Sprache versteht, der versteht auch beliebige andere Sätze derselben Form (vorausgesetzt, er versteht die vorkommenden Wörter).⁸⁶

Daß natürliche Sprachen diese Eigenschaften haben, ist leicht zu sehen.⁸⁷ Alles andere als leicht ist es, zu *erklären, wie es kommt*, daß natürliche Sprachen die genannten Eigenschaften haben. Die Ausgangsfrage für diesen Abschnitt lautet:

⁸⁵ Die einzigen prominenten Ausnahmen bilden Schiffer (siehe sein 1987: Kapitel 7) und, mehr oder weniger, Horwich (siehe sein 1998: Kapitel 7).

⁸⁶ Vgl. § 1.7.2, wo ich auf analoge Eigenschaften intentionaler Gehalte hingewiesen habe.

⁸⁷ Soweit ich sehe, sind die Produktivität und Systematizität natürlicher Sprachen weder im sprachphilosophischen noch im linguistischen Diskurs jemals bestritten worden.

Wie können wir uns ein Bild natürlicher Sprachen einerseits und unserer Fähigkeit des Sprachverstehens andererseits machen, auf dessen Basis sich (wenigstens in groben Zügen) erklären läßt, worin unsere Fähigkeit, eine natürliche Sprache zu sprechen, besteht – und insbesondere, wie es kommt, daß natürliche Sprachen lernbar, produktiv und systematisch sind?

Diese Frage ist seit Jahrzehnten als eine der grundlegenden Fragestellungen sowohl der Sprachphilosophie wie auch der Linguistik anerkannt.⁸⁸

2.1.2 Verschiedene Sinne von “verstehen”

Bevor ich im nächsten Paragraphen die Skizze einer sehr generellen Antwort auf die soeben aufgeworfene Frage geben werde, muß ich erklären, welche verschiedenen Bedeutungen des Wortes “verstehen” im gegebenen Kontext eine Rolle spielen.

Die erste wichtige Unterscheidung ist die zwischen *Verstehen als Disposition* (“Jeder normale Sprecher des Deutschen versteht eine potentiell unendliche Zahl von Sätzen”) und *Verstehen als mentalem Prozeß* (“Sagen sie das bitte noch einmal. Ich habe Sie nicht *verstanden*.”). Der Prozeß des Verstehens ist das, was normalerweise beim Hören einer Äußerung eingeleitet wird und, wenn alles gut geht, damit endet, daß der Hörer weiß, was der Sprecher mit seiner Äußerung gesagt hat.⁸⁹ Verstehen als *Disposition*, auf der anderen Seite, ist nichts weiter als eine Disposition, bestimmte Äußerungen zu verstehen – im Prozeß-Sinn dieses Wortes. Wenn wir von jemandem sagen, er verstehe eine Sprache, dann ist damit gesagt, daß er die Disposition hat, Äußerungen von (mehr oder weniger) allen möglichen Sätzen dieser Sprache (im Prozeß-Sinn) zu verstehen.

Die zweite wichtige Unterscheidung, die quer zu der eben getroffenen liegt, ist die Unterscheidung zwischen sprachlichem Verstehen einer Äußerung und dem Erfassen des mit einer Äußerung Gesagten.⁹⁰ In der Einleitung hatte ich den zentralen Begriff des intentionalen Gehalts (wie auch den der intentionalen Eigenschaft) bereits im Blick auf psychische *und* sprachliche Phänomene eingeführt. Ich hatte dort das folgende Brückenprinzip zwischen Überzeugungsgehalten und Äußerungsbedeutungen (dem Gesagten) angenommen: Das mit einer Behauptung Gesagte ist der intentionale Gehalt der durch die Behauptung ausgedrückten (kundgegebenen) Überzeugung.

In vielen Fällen fällt das mit einer Behauptung Gesagte – oder, in diesem Falle: Behauptete – mit der sprachlichen Bedeutung des geäußerten Satzes zusammen. Das ist

⁸⁸ Im philosophischen Diskurs ist die Frage oft so formuliert worden: “Welche *Form* könnte (müßte) eine Bedeutungstheorie annehmen?” Ich werde diese Art, die Frage zu stellen, im Verlauf dieses Abschnitts motivieren.

⁸⁹ Natürlich ist diese Rede von “sagen” auch mehrdeutig. Ich werde in Kürze darauf eingehen.

⁹⁰ Ich hatte diese Unterscheidung bereits in § 1.7.5 angedeutet.

bei solchen Sätzen der Fall, die weder (syntaktisch oder semantisch) äquivok sind noch Indikatoren enthalten, also bei Sätzen wie “Alle Raben sind schwarz” oder “17 ist eine Primzahl”. Das mit einer Äußerung Gesagte fällt aber nicht immer mit der sprachlichen Bedeutung des geäußerten Satzes zusammen. So wird etwa mit einer Äußerung von

(*) Heute ist Dienstag

am Dienstag etwas Wahres gesagt, am Mittwoch etwas Falsches. Also wird mit (*) heute und morgen *Verschiedenes* gesagt. Aber natürlich ändert der Satz nicht über Nacht seine sprachliche Bedeutung. Also fallen sprachliche Bedeutung und das mit der entsprechenden Äußerung Gesagte hier nicht zusammen. Doch auch wenn das Gesagte nicht immer mit der sprachlichen Bedeutung des geäußerten Satzes zusammenfällt, so wird doch stets durch die sprachliche Bedeutung des geäußerten Satzes – in vielen Fällen zusammen mit dem Kontext der Äußerung (Sprecher, Zeit, Ort etc.) – *festgelegt, was mit einer Äußerung des fraglichen Satzes gesagt wird*. Da dieses “Festlegen” ein *metaphysisches* ist,⁹¹ und der ausgedrückte propositionale Gehalt der intentionale Gehalt der Äußerung ist, kann man das auch so ausdrücken: Die sprachliche Bedeutung “konstituiert”, allein oder zusammen mit anderen Faktoren, den intentionalen Gehalt einer Äußerung. Darin besteht der enge Zusammenhang zwischen sprachlicher Bedeutung und intentionalem Gehalt.

Die Bedeutung eines Satzes (einer Äußerung) ist dasjenige, was jemand “erfaßt”, der den Satz (die Äußerung) *versteht*. Die Begriffe der sprachlichen Bedeutung und der Äußerungsbedeutung (des mit der Äußerung Gesagten) sind mit je verschiedenen *Verstehens*-Begriffen korreliert. Mein sprachliches Verständnis von Satz (*) besteht in meinem Wissen, daß mit diesem Satz von dem Tag, an dem er geäußert wird, gesagt wird, er sei ein Dienstag. Dieses Wissen reicht nicht aus, um eine gegebene Äußerung von (*) *vollständig* zu verstehen; dafür muß ich zusätzlich wissen, an welchem Tag die Äußerung stattfindet. Gleichwohl bildet dieses Wissen die Grundlage für jenes vollständige Verständnis.⁹²

Um die verschiedenen Aspekte noch einmal klar gegenüberzustellen: In der Einleitung (§ 0.1.2) und in § 1.7.5 habe ich den Zusammenhang zwischen intentionalem Gehalt und dem mit einer Äußerung Gesagten angesprochen. In diesem Abschnitt habe ich unterschieden zwischen der sprachlichen Bedeutung eines Satzes und dem durch seine

⁹¹ Wenn ich sage, daß “festlegen” hier einen “metaphysischen” Sinn hat, dann meine ich, daß eine Äußerung u.a. *deshalb* gerade die Proposition als intentionalen Gehalt hat, die sie eben als intentionalen Gehalt hat (und keine andere), *weil* der geäußerte Satz die sprachliche Bedeutung hat, die er hat (und keine andere). Diesen Sinn von “festlegen” erlaube ich mir im hinteren Teil des Satzes durch “konstituieren” wiederzugeben.

⁹² Mehr zu diesen und anderen Sinnen von “verstehen” (und korrelierten Sinnen von “Bedeutung”) findet sich in Künne 1981, 1983, Kapitel 5.2 sowie Strawson 1997a.

Äußerung Gesagten, und ich habe versucht, den Begriff des intentionalen Gehalts zu diesen *beiden* Begriffen von Bedeutung bzw. Verstehen zu korrelieren. Im Folgenden werde ich mich mit sprachlichem Verstehen, d.h. dem Erfassen sprachlicher Bedeutung, beschäftigen. Dabei wird es zunächst nur um sprachliches Verstehen im Prozeß-Sinn, und erst später auch um dispositionales Verstehen gehen.

2.1.3 Das Standard-Modell sprachlichen Verstehens

Betrachten wir unsere Fähigkeit, Sätze unserer natürlichen Sprache(n) zu verstehen, die uns gänzlich neu sind. Versuchen wir uns ein Bild von dem zu machen, was passiert, wenn ein normaler Sprecher einer natürlichen Sprache, sagen wir: des Deutschen, die Äußerung eines deutschen Satzes *s* versteht (im Prozeß-Sinn), mit dem er noch niemals konfrontiert war. Hier ist ein solches Bild. Es ist das

Standardmodell sprachlichen Verstehens

1. Der Sprecher kennt syntaktische Regeln für das Deutsche. Mit deren Hilfe ermittelt er die syntaktische Struktur von *s*. Er gelangt also zu einem Wissen darüber, aus welchen einzelnen Bestandteilen, grob gesprochen: aus welchen Wörtern, *s* in welcher Weise aufgebaut ist.
2. Der Sprecher kennt weiterhin die Bedeutungen der semantisch einfachen Ausdrücke (grob gesagt: der Wörter) des Deutschen. Er kann also jedem der Wörter, aus denen *s* aufgebaut ist, eine Bedeutung zuordnen.
3. Nun verfügt der Sprecher außerdem noch über Regeln, die für jede mögliche Weise, in der Wörter oder Phrasen zu komplexeren Phrasen (nach den Regeln der Syntax) zusammengesetzt werden, die Bedeutung der komplexen Phrase einer bestimmten Bauart in Abhängigkeit von den Bedeutungen der Bestandteile angibt. Auf diese Weise "komponiert" oder "errechnet" unser Sprecher die Bedeutung von *s*.⁹³

Man *kann* sich das Verstehen der fraglichen Äußerung als einen mentalen Prozeß vorstellen, der die angegebenen drei Schritte nacheinander durchläuft.

Angesichts dessen drängt sich allerdings eine *skeptische Nachfrage* auf: "Haben wir wirklich all diese Kenntnisse? Schließlich könnte niemand von uns auf Nachfrage mit ihnen herausrücken! Und wenn man sich ein bißchen in der modernen Syntax auskennt, dann weiß man, daß dort mit Begriffen gearbeitet wird, die niemand beherrscht, der sich nicht jahrelang auf diesem Gebiet betätigt hat. Ist das vorgeschlagene Modell nicht unangemessen, weil es uns einfach viel zu viel abverlangt?"

⁹³ Das Standard-Modell wird auch beschrieben von Schiffer (1987: 5f).

“Nein”, könnte der Verfechter des Standard-Modells antworten, und sich darauf zurückziehen, den *Modell*-Charakter seiner Theorie zu betonen. “Es geht mir”, so könnte er sagen, “gar nicht darum, eine These darüber aufzustellen, was *tatsächlich* in unseren Köpfen passiert, wenn wir einen Satz verstehen. Was ich tun möchte, ist lediglich, ein Modell zu entwickeln, so daß gilt: *Wenn* ein Wesen so wäre und sich so verhielte, wie mein Modell das vorsieht, *dann* wäre es in der Lage, eine natürliche Sprache zu verstehen. *Ob* wir Menschen tatsächlich so sind und uns so verhalten, wie das Modell es vorsieht, ist dann eine ganz andere Frage – und eine, zu der ich nichts zu sagen habe.”⁹⁴ Ich werde im Folgenden ganz einfach davon sprechen, daß das Standard-Modell ein gewisses Wissen voraussetzt – wie auch immer diese Voraussetzung am besten gedeutet wird.

2.1.4 Die Idee einer Bedeutungstheorie

Das Standard-Modell setzt bei einem kompetenten Sprecher einer Sprache *L* das folgende Wissen voraus:

1. Kenntnis der syntaktischen Regeln von *L*,
2. Kenntnis des Lexikons von *L* und
3. Kenntnis der semantischen Regeln von *L*.

Die unter 2. und 3. erwähnten Kenntnisse entsprechen zusammengenommen dem, was oft als “Bedeutungstheorie” bezeichnet wird. Dabei ist dieser Ausdruck funktional zu verstehen.

Definition: Eine *Bedeutungstheorie* ist, was immer die folgende Bedingung erfüllt: Die Kenntnis einer Bedeutungstheorie für eine (natürliche) Sprache *L*, sowie, möglicherweise, das Erfüllen zusätzlicher Bedingungen, *erklärt* (jedenfalls zum Teil), wie eine Person in der Lage sein kann, beliebige *L*-Äußerungen zu verstehen (d.h. die Sprache *L* selbst zu verstehen).⁹⁵

⁹⁴ Diese Antwort findet sich etwa in Davidson 1973a, 1986.

⁹⁵ Mit den Worten “a theory of meaning must be a theory of understanding” (Dummett 1975: 3) machte Dummett in den siebziger Jahren einen seiner Hauptvorwürfe gegen Davidsons Projekt. Dummett wollte mit diesen Worten etwas einklagen, dem Davidsons Idee seiner Meinung nach nicht gerecht wurde. Aber, so könnte man sich fragen, hat Dummett Davidson überhaupt gelesen? Schließlich hatte der zwei Jahre zuvor verkündet: “[T]he main, if not only, ultimate concern of philosophy of language is the understanding of natural languages” (Davidson 1973: 71). Natürlich hat Dummett Davidson gelesen. Das Problem ist, daß Dummett den Ausdruck “theory of meaning” hier nicht im Sinne von “Bedeutungstheorie” (so, wie ich das eben definiert habe) gebraucht, sondern mit diesem Ausdruck direkt auf das Bezug nimmt, wovon Davidson meint, daß es *die Rolle einer Bedeutungstheorie* spielen könne: eine Wahrheitsstheorie im Stile Tarskis. (Ich werde bald erläutern, was das ist.) Leider

Dabei wird zweierlei vorausgesetzt:

- Daß die zusätzlichen Bedingungen solche sind, die sehr eng mit dem Verfügen über eine Bedeutungstheorie zusammenhängen. Andernfalls käme mehr oder weniger alles als Bedeutungstheorie einer Sprache in Frage, solange die zusätzlichen Bedingungen nur stark genug wären.
- Daß die Syntax einer Sprache nicht zu ihrer Bedeutungstheorie gehört. *Aber*: Um eine Bedeutungstheorie in dem hier relevanten Sinn zu “kennen”, um sie “einsetzen” zu können, muß man die Syntax der fraglichen Sprache beherrschen.

Die funktionale Definition sagt uns, welche *Rolle* eine Bedeutungstheorie (für eine bestimmte Sprache) spielt. Sie sagt uns nicht, *was* diese Rolle *de facto* spielt. Und sie sagt uns auch nicht, wie etwas (eine Theorie) beschaffen sein könnte, damit es die Rolle einer Bedeutungstheorie spielen könnte. Die Frage, *was* als Bedeutungstheorie einer natürlichen Sprache fungieren könnte, wird mich im nächsten Abschnitt beschäftigen.

2.1.5 Bedeutung und Wahrheit

Wer einen Aussagesatz versteht (seine sprachliche Bedeutung erfaßt), der weiß, was der Fall sein muß, damit eine Äußerung des Satzes wahr ist (einen wahren propositionalen Gehalt ausdrückt). Das liefert uns eine

Minimalbedingung an eine zufriedenstellende Bedeutungstheorie: Wer eine zufriedenstellende Bedeutungstheorie für L kennt, weiß von jedem Aussagesatz in L , unter welcher Bedingung eine Äußerung des Satzes *wahr* ist.

Wie muß eine Bedeutungstheorie beschaffen sein, die diese Minimalbedingung erfüllt? Machen wir uns klar, daß eine besondere Schwierigkeit darin besteht, daß in natürlichen Sprachen einerseits *unendliche* viele Aussagesätze gebildet werden können, es aber andererseits schwer vorstellbar ist, daß die Angaben der Wahrheitsbedingungen unendlich vieler Sätze in unseren Köpfen abgelegt sind. Der mehr oder weniger einzige bekannte Kandidat für die Rolle einer Bedeutungstheorie für eine natürlich Sprache L , der die Minimalbedingung erfüllen könnte, ist daher das, was ich einen “kompositionalen Wahrheitsbedingungen-Kalkül” für L nenne:

Definition: Ein *kompositionaler Wahrheitsbedingungen-Kalkül* (W-Kalkül) für eine Sprache L ist eine endliche Menge von Sätzen (Axiomen), die jedem semantisch einfachen Ausdruck in L eine Extension zuweisen und für jede mögli-

gebrauchen beide das Wort mal in meinem Sinne, mal so wie Dummett hier. Das stiftet Verwirrung. Ich sehe es als Vorteil meiner funktionalen Definition, daß sie in dieser Hinsicht eindeutig ist.

che syntaktische Verknüpfung von L -Ausdrücken angibt, in welcher Weise sich die Extension der komplexen Phrase aus den Extensionen der Teile ergibt.⁹⁶

Ein W -Kalkül für eine Sprache L ist folglich *nur dann* angemessen, wenn aus ihm für jeden Satz s von L ein Theorem der Form

W Eine Äußerung des Satzes s ist wahr $\leftrightarrow p$

ableitbar ist, so daß der rechts gebrauchte Satz “ p ” in der Sprache des Kalküls dieselbe Wahrheitsbedingung hat wie der links erwähnte Satze s in der (Objekt-)Sprache L .⁹⁷ Ein angemessener (auf Deutsch verfaßter) W -Kalkül für das Englische sollte also etwa das folgende Theorem implizieren:

Eine Äußerung von “Today is Monday” ist genau dann wahr, wenn die fragliche Äußerung an einem Montag stattfindet.⁹⁸

2.1.6 Kompositionalität und logische Form

Da – erstens – das Standard-Modell sprachlichen Verstehens voraussetzt, daß Sprecher natürlicher Sprachen über Bedeutungstheorien für diese Sprachen verfügen, und – zweitens – W -Kalküle die einzigen bekannten Kandidaten für die Rolle von Bedeutungstheorien sind, ergibt sich, daß das weithin anerkannte Standard-Modell uns *de facto* auf die Annahme festlegt, daß es zu jeder natürlichen Sprache einen korrekten W -Kalkül gibt.⁹⁹ Und in der Tat: Diese Annahme ist genauso weit verbreitet wie das Standard-Modell selbst.¹⁰⁰ Sie tritt meist unter dem folgenden Titel in Erscheinung:

⁹⁶ Zum Begriff der Extension siehe § 1.2.1.

⁹⁷ Vgl. Tarski 1935: 481f. Den Term “Wahrheitsbedingungen-Kalkül” übernehme ich von Kühne (1990: 218). Ein Wort zu meinem Gebrauch von “angemessen”: Ein W -Kalkül für L ist genau dann *angemessen*, wenn die Sätze (“Axiome”), aus denen er besteht, *wahr* sind. Die Axiome des Kalküls sind genau dann wahr, wenn alle implizierten W -Sätze wahr sind. (Diese Sätze werden oft als “Axiome” bezeichnet. Aber zumindest im Falle natürlicher Sprachen sind die “Axiome” keine bloßen Stipulationen. Ich sehe daher keinen Grund, hier nicht von Wahrheit zu sprechen.) Tarski selbst sprach nicht von der Angemessenheit, sondern vom “sachlichen Zutreffen” eines W -Kalküls (einer “Definition des Prädikates ‘wahr in L ’”, wie er sagte).

⁹⁸ Es ist keineswegs trivial, die Wendung “die fragliche Äußerung” auf eine angemessene Art auszubuchstabieren. Doch das braucht hier nicht unser Thema zu sein.

⁹⁹ Strenggenommen bräuchten wir vor dem Hintergrund meiner Definition einer Bedeutungstheorie keinen W -Kalkül für L , sondern nur einen W -Kalkül für alle Aussagesätze in L . Meine auf Aussagesätze eingeschränkte Definition von “Bedeutungstheorie” ist in dieser Hinsicht idiosynkratisch. Diese Abweichung ist vorteilhaft, denn sie entfernt uns nur minimal vom üblichen Verständnis dieses Wortes, vereinfacht die Diskussion aber sehr.

¹⁰⁰ Ich möchte noch einmal darauf hinweisen, daß die hier gemachten Annahmen weithin anerkannt sind und denjenigen, die sie machen, keineswegs auf Davidsons Programm festlegen. Zwei der entscheidenden weitergehenden Annahmen, die Davidson macht, sind diese: *Ers-*

Prinzip der W-Kompositionalität: Natürliche Sprachen sind kompositional, und zwar in folgendem Sinne: Es gibt für jede natürliche Sprache einen korrekten kompositionalen W-Kalkül.¹⁰¹

Nehmen auch wir an, das Prinzip der W-Kompositionalität sei wahr. Wenn dem so ist, dann muß es im Prinzip möglich sein, von jedem Satz, etwa des Deutschen, anzugeben, welche logische Form er hat.

Definition: Die *Angabe der logischen Form* für eine Klasse von Sätzen besteht in einer Angabe der Wahrheitsbedingungen jener Sätze, die deutlich macht, auf welche Weise die Wahrheitsbedingungen der Sätze von den Extensionen ihrer Teilausdrücke abhängen.

Daraus ergibt sich, daß eine gelungene Angabe der logischen Form von Sätzen einer bestimmten Klasse deutlich macht, in welchen logischen Beziehungen die Sätze dieser Klasse zu anderen Sätzen stehen. Natürlich kann man die logische Form von Sätzen verschieden genau angeben. Je “genauer” die Angabe der logischen Form eines Satzes *s* ist, desto mehr *material* gültige Schlüsse von und auf *s* treten (bei geeigneter Repräsentation der jeweils anderen beteiligten Sätze) als *formal* schlüssig in Erscheinung. Beispiele für philosophisch einflußreiche (versuchte) Angaben der logischen Form von Sätzen sind Russells Theorie der logischen Form von Sätzen, die Kennzeichnungen enthalten, und Davidsons Theorie der logischen Form von Handlungssätzen.¹⁰²

tens, ein Wahrheitsbedingungen-Kalkül *allein* kann (unter gewissen Bedingungen) die Rolle einer Bedeutungstheorie spielen. *Zweitens*, ein W-Kalkül, der diese Rolle für eine natürliche Sprache spielt, kann und sollte in die Sätze der Objektsprache allein die logischen Strukturen der Prädikatenlogik erster Stufe hineinlesen. Auf keine dieser Annahmen habe ich mich festgelegt.

¹⁰¹ Es macht Sinn, zwei Kompositionalitätsprinzipien zu unterscheiden. Diese Unterscheidung wird oft verwischt. Im Unterschied zum Prinzip der W-Kompositionalität, das von der Komposition von Wahrheitsbedingungen handelt, handelt das Prinzip der Bedeutungskompositionalität (auf das ich hier nicht weiter eingehen werde) von der Komposition von Bedeutungen. Die Unterscheidung korrespondiert der Fregeschen Unterscheidung zwischen Sinn- und Bedeutungskompositionalität. Siehe dazu etwa Künne 1996. (Bei der Zuordnung ist natürlich Freges idiosynkratischer Gebrauch von “Bedeutung” zu beachten.)

¹⁰² Siehe Russell 1905, Davidson 1967a.

2.2 Desiderate

Im weiteren Verlauf dieses Kapitels werde ich mich mit der Frage beschäftigen, wie die logische Form von Sätzen der Form $\lceil x \text{ glaubt, daß } p \rceil$ angegeben werden kann. Es wird sinnvoll sein, mit dem Aufstellen einiger Desiderate zu beginnen. Jedes der folgenden Desiderate ist entweder schon begründet worden oder wird im Folgenden begründet werden. Natürlich ist jedes von ihnen im Prinzip verhandelbar. Niemand muß mir in der Anerkennung gerade dieser Desiderate folgen. Das Ergebnis meiner Überlegungen wird konditional zu begreifen sein: Relativ zu den angenommenen Desideraten ist das-und-das eine befriedigende Antwort auf unsere Frage.¹⁰³

2.2.1 Kompositionalität

Das im letzten Abschnitt entwickelte Prinzip der W-Kompositionalität hat für die folgende Untersuchung den Status einer Art “Super-Desiderat”. Dem Prinzip gerecht zu werden, ist nicht ein Desiderat, das an die Beantwortung einer unabhängig davon gestellten Frage herangetragen wird; das Prinzip “definiert” überhaupt erst den Begriff der logischen Form, und damit die Ausgangsfrage dieses Kapitels.

2.2.2 Relationalität

Dieses Desiderat hatte ich bereits in der Einleitung (§ 0.1.2) intuitiv motiviert.

Relationalität. Das Verb “glauben” in $\lceil x \text{ glaubt, daß } p \rceil$ denotiert eine zwei- oder mehrstellige Relation.

Es liegt überaus nahe, anzunehmen, daß “glauben” hier eine Relation zwischen der Person x und dem Denotat von $\lceil \text{daß } p \rceil$ bezeichnet. Ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal zwischen verschiedenen theoretischen Auffassungen von der logischen Form von Überzeugungszuschreibungen ist die Frage, welche Sorte von Entitäten von der jeweiligen Position als Denotate von daß-Sätzen betrachtet werden. Es ist daher praktisch, einen Term zu haben, der eben jene Denotate bezeichnet – was immer sie auch sein mögen. Der Ausdruck, der oft in dieser Weise eingeführt wird, ist “Proposition”. Nun ist dieser Ausdruck allerdings auch mindestens ebenso gut in der Bedeutung von “propositionaler intentionaler Gehalt” in der Diskussion verankert. Manchmal wird vorausgesetzt, daß “Proposition” in den beiden Bedeutungen koextensional ist. Ich möchte mich darauf auf

¹⁰³ Zur Rolle von Desideraten vgl. § 0.2.3.

gar keinen Fall von Anfang an festlegen. Ich werde diese Dinge daher auch terminologisch auseinanderhalten.

Definition: *D-Propositionen* sind diejenigen Entitäten, die von den daß-Sätzen in opaken Sätzen der Bauart $\lceil x \text{ glaubt, daß } p \rceil$ denotiert werden.¹⁰⁴

(Der Ausdruck “D-Proposition” möge andeuten, daß es hier um *Denotate* geht.) Die Definition ist nicht so zu lesen, daß etwas nur dann eine D-Proposition ist, wenn es *de facto* von irgendeinem daß-Satz der angegebenen Art denotiert wird. Die Idee ist vielmehr diese: Es gibt genau eine Sorte von Entitäten, welche die angegebene Rolle spielen können. Die Entitäten dieser Sorte sind D-Propositionen (ob sie nun *de facto* als Denotat irgendeines daß-Satzes fungieren oder nicht).¹⁰⁵ Ich gebrauche hier, wie üblich, “*p*” als Platzhalter für D-Propositionen.

Kommen wir zurück zum Relationalitäts-Desiderat selbst. Es ist nicht nur intuitiv plausibel. Es gibt darüber hinaus noch wenigstens zwei weitere Gründe, es anzuerkennen.

Erstens ist es zweifelhaft, ob sich die Gültigkeit von Schlüssen wie den folgenden ohne die Annahme der Relationalität von “glauben” erklären läßt.¹⁰⁶

Anna glaubt, daß es regnet, und Bertha glaubt das auch.

Also gibt es etwas, das Anna und Bertha beide glauben.

Anna glaubt alles was Bertha sagt.

Bertha sagt, daß es regnet.

Also glaubt Anna, daß es regnet.

Zweitens stellt sich die Frage: Was wäre die Alternative zu der Auffassung, daß “glaubt” in

(1) Ralf glaubt, daß die Erde rund ist.

eine Relation zwischen Ralf und (mindestens) dem Denotat von “daß die Erde rund ist” denotiert? Wenn wir (1) nicht irgendwie in der Art von

¹⁰⁴ Zur Opakheit siehe Kapitel 1, Abschnitt 4. Der Sinn der Einschränkung wird in § 2.5.1 deutlich werden.

¹⁰⁵ Der Idee unterliegt natürlich die Voraussetzung, daß es tatsächlich *eine* Sorte von Entitäten gibt, welche die angegebene Rolle spielen. Diese Voraussetzung ist allgemein anerkannt, und auch ich werde sie übernehmen.

¹⁰⁶ Vgl. Fodor 1978, Schiffer 1992, 1998.

Mit dem Desiderat der Relationalität schließe ich einige prominente theoretische Ideen zur logischen Form von Überzeugungszuschreibungen, aus der folgenden Diskussion aus. Hiezu gehören u.a. die einflussreichen Arbeiten von Prior (1963) und Davidson (1968). Diese Ideen werden nicht diskutiert werden, weil sie meines Erachtens kaum Implikationen haben für die Frage nach der Natur intentionaler Gehalte, auf welche dieses Kapitel im Kontext der ganzen Arbeit ja zugeschnitten ist.

GLAUBEN (Ralf, daß die Erde rund ist)

$[R(a, b)]$

lesen wollen, dann bleibt wohl nur etwas wie

GLAUBEN-DASS-DIE-ERDE-RUND-IST (Ralf)

$[Fa]$ ¹⁰⁷

Die zweite Alternative besteht aber darin, das Prädikat “glaubt, daß die Erde rund ist” als *semantisch atomar* betrachten. Nur die Relationalitätsannahme erlaubt uns ja, den Teil rechts von “glaubt” als semantisch strukturiert zu betrachten. Die Annahme, daß derartige Prädikate semantisch atomar sind, ist allerdings sehr unplausibel. Denn im Deutschen lassen sich *unendlich viele* solcher Prädikate bilden. Auf der Basis der Annahme, daß Prädikate wie “__glaubt, daß die Erde rund ist” semantisch atomar sind, wäre es deshalb ausgeschlossen, daß es einen korrekten W-Kalkül für das Deutsche gibt. Denn jedes Prädikat der fraglichen Sorte würde ein Axiom für sich beanspruchen. Aber ein W-Kalkül hat *per definitionem* nur eine endliche Anzahl von Axiomen, und das aus gutem Grund, denn andernfalls könnte er nicht als Bedeutungstheorie fungieren.¹⁰⁸

2.2.3. Existenzindifferenz

Aus Kapitel 1, Abschnitt 3 ergibt sich das folgende Desiderat:

Existenzindifferenz. Die logische Form muß so angegeben werden, daß $\lceil x$ glaubt, daß a F ist \rceil auch dann wahr sein kann, wenn a nicht existiert. (Entsprechendes wird für semantisch komplexere daß-Sätze gefordert.)

2.2.4. Opaheit: Die Frege-Fälle

Aus Kapitel 1, Abschnitt 4 ergibt sich:

Opaheit. Die logische Form muß auf eine Weise angegeben werden, die der Opaheit vieler Äußerungen (Satzvorkommnisse) der Form $\lceil x$ glaubt, daß p \rceil Rechnung trägt.

Hier spielen natürlich die *Frege-Fälle* eine herausragende Rolle. Frege-Fälle sind Fälle, in denen eine Person von einem bestimmten Gegenstand glaubt, er sei F , und von demselben Gegenstand glaubt, er sei nicht F , *ohne daß das für die fragliche Person irratio-*

¹⁰⁷ Ich formuliere hier absichtlich schwach. Wir werden später – auf einem wesentlich differenzierteren Niveau – sehen, daß es keineswegs unplausibel ist, die Annahme $\lceil x$ glaubt, daß p \rceil habe (grob repräsentiert) die logische Form $R(a, b)$, zu verwerfen – *solange man bei der Behauptung bleibt, “glauben” denotiere eine Relation.*

¹⁰⁸ Vgl. Fodor 1978, Davidson 1987, Schiffer 1987.

nal wäre.¹⁰⁹ In diesen Fällen sind wir geneigt, die relevanten doxastischen Zustände der fraglichen Person durch einen Satz zu beschreiben, der dem folgenden Schema genügt:

x glaubt, daß a F ist, aber x glaubt nicht, daß b F ist.

Ich werde Sätze diese Form im folgenden auch als “*Frege-Sätze*” bezeichnen. Hier ist ein Beispiel: Anna mag Madonna, und sie glaubt, daß Madonna musikalisch ist – jedenfalls ist sie bereit, dem Satz “Madonna ist musikalisch” ohne Zögern zuzustimmen. Anna ist zusammen mit einem Mädchen namens Elsa Jones zur Schule gegangen, das damals nichts unternahm, um ihr musikalisches Talent unter Beweis zu stellen. Anna, die sich an Elsa Jones erinnert, ist nicht bereit, dem Satz “Elsa Jones ist musikalisch” zuzustimmen. Nichtsdestotrotz ist Elsa Jones Madonna.¹¹⁰ Unter diesen Umständen, so sieht es jedenfalls aus, ist der folgende Satz buchstäblich wahr:

- (2) Anna glaubt, daß Madonna musikalisch ist, aber sie glaubt nicht, daß Elsa Jones musikalisch ist.

Die Literatur ist voll von Beispielgeschichten dieser Art. Es ist nicht schwer, sich Situationen vorzustellen, in denen wir bereit wären, Personen etwa mit Hilfe der folgenden Sätze zu beschreiben:

- (3) Anna glaubt, daß Cicero blauäugig ist, aber sie glaubt nicht, daß Tullius blauäugig ist.
- (4) Ödipus glaubt, Iokaste geheiratet zu haben, aber er glaubt nicht, seine Mutter geheiratet zu haben.
- (5) Ralf glaubt, daß der Morgenstern ein Planet ist, aber er glaubt nicht, daß der Abendstern ein Planet ist.¹¹¹

Beispiele von dieser Art motivieren

¹⁰⁹ Schiffer (1992, 1995) weist darauf hin, daß die Frege-Fälle auch “andersherum” auftreten können: Jemand weiß nicht, daß zwei Prädikate dieselbe Eigenschaft denotieren und glaubt von ein- und derselben Eigenschaft, daß ein Gegenstand sie hat, und daß derselbe Gegenstand sie nicht hat (“doghood”/“schmoghood”, “woodchuck”/“groundhog”). Diese Fälle bringen für die Überlegungen, die ich anstellen werde, nichts Neues. Ich werde sie daher nicht behandeln. Ich beschränke mich auf die Opakheit der Subjektstelle.

¹¹⁰ Der Name ist frei erfunden; ich habe keine Ahnung, wie Madonna mit bürgerlichem Namen heißt.

¹¹¹ Bei den beiden letzten Beispielen mag man sich daher fragen, ob sie wirklich echte singuläre Terme involvieren, und folglich wirklich Frege-Sätze sind. Dennoch sind beides oft verwandte Beispielsätze. Wie andere, die mit ihnen arbeiten, betrachte ich sie daher so, als seien sie tatsächlich Frege-Sätze.

Frege's Desiderat: Eine zufriedenstellende Theorie der logischen Form von Überzeugungszuschreibungen sollte zulassen, daß mit Frege-Sätzen auch dann etwas *buchstäblich* Wahres gesagt werden kann, wenn *a* und *b* identisch sind.¹¹²

¹¹² Schiffer (1992: 509) ist in diesem Punkt sehr explizit.

2.3 Naive Semantik

Ich komme nun – endlich – zur Beantwortung der Leitfrage dieses Kapitels: Was ist die logische Form von Sätzen der Bauart $\lceil x \text{ glaubt, daß } p \rceil$? Im Folgenden werde ich einige mögliche Antworten auf diese Frage diskutieren. Dabei versuche ich, die grundlegenden Probleme, die sich bei der Beantwortung der Frage stellen, klar und zusammenhängend zu exponieren. Die verschiedenen Ansätze, die ich besprechen werde, sind im Hinblick auf die systematischen Fragen ausgewählt und angeordnet, und nicht im Hinblick auf historische Aspekte.

2.3.1. *Das naive Bild*

Ich beginne mit einem Abschnitt, in dem ich noch einmal die Perspektive einnehme, die wir im ersten Kapitel als das *naive Bild* kennengelernt haben. Während im ersten Kapitel das naive Bild intentionaler Phänomene selbst mein Thema war, werde ich jetzt auf das naive Bild von der Zuschreibung intentionaler Phänomene eingehen.¹¹³ Aus expositiven Gründen werde ich dabei zunächst kurz ein naives Bild *der Bedeutungen von Ausdrücken* ansprechen, um dann auf ein entsprechendes naives Bild *der logischen Form von Überzeugungszuschreibungen* zu sprechen zu kommen.

Das naive Bild der *Bedeutung* besagt, die Bedeutung eines Wortes sei dasjenige, was es denotiert. Die Bedeutung von “Fido” ist dieser Idee zufolge nichts anderes als Fido selbst.¹¹⁴ Die Bedeutung des generellen Terms “Hund” (wie die des Prädikats “ist ein Hund”) ist der naiven Auffassung zufolge die Eigenschaft, ein Hund zu sein. (Ich werde im Folgenden manchmal auf die von einem generellen Term bezeichnete Eigenschaft Bezug nehmen, indem ich ein entsprechendes Substantiv bilde, das auf “-heit” endet. Es wird daher von Dingen wie der *Hundheit* die Rede sein.)

Soviel zur Bedeutung einzelner Wörter. Die Bedeutung eines singulären Satzes wie

(6) Fido ist ein Hund.

läßt sich den naiven Bild zufolge auf kompositionale Weise als ein geordnetes Paar, bestehend aus den Bedeutungen des den Satz aufbauenden singulären und generellen Terms angeben. In unserem Falle:

¹¹³ Ich verstehe das “naive Bild” als ein sehr generelles Bild von verschiedenen Dingen, die im Zusammenhang mit intentionalen Eigenschaften eine Rolle spielen. Im ersten Kapitel habe ich in einen Teil des umfassenden naiven Bildes betrachtet, hier betrachte ich einen anderen.

¹¹⁴ Daher wird das naive Bild auch manchmal als “‘Fido’-Fido-Theory” bezeichnet (etwa in Schiffer 1987a, 1992). Mit Fido gedenken wir Gilbert Ryles treuem Haustier.

<Fido; Hundheit>

Geordnete Paare wie dieses, also solche der Form $\langle a; F \rangle$, werden meist als “*singuläre Propositionen*” bezeichnet.

Definition: Eine *singuläre Proposition* ist ein geordnetes Paar aus einem Gegenstand und einer Eigenschaft oder einem n -Tupel von Gegenständen und einer n -stelligen Relation.

Man kann singulären Propositionen Wahrheitswerte zusprechen – und zwar *absolut* (d.h. ohne die Frage, welchen Wahrheitswert eine singuläre Proposition hat, auf irgendwelche anderen Faktoren relativieren zu müssen). Die singuläre Proposition $\langle a; F \rangle$ ist genau dann wahr, wenn $a F$ ist.

Auch die Bedeutungen relationaler, komplexer und quantifizierter Sätze lassen sich im Sinne des naiven Bildes der Bedeutung nach dem Muster singulärer Propositionen konstruieren: als geordnete n -Tupel bestehend aus den Denotaten der den jeweiligen Satz aufbauenden Wörter.¹¹⁵ Die von dem naiven Bild als Satzbedeutungen favorisierten n -Tupel werde ich als “*Russell-Propositionen*” bezeichnen. Singuläre Propositionen sind demnach eine besondere Sorte von Russell-Propositionen.¹¹⁶

Es sieht aus, als seien Russell-Propositionen nichts anderes als Sachverhalte.¹¹⁷ Aber es ist nicht ganz unproblematisch, die Extensionen der beiden Terme zu identifizieren. Denn Sachverhalte sollen Entitäten sein, die entweder *bestehen* oder *nicht bestehen*, während Russell-Propositionen Entitäten sein sollen, die *wahr* oder *falsch* (oder keines von beiden) sind. Die Wörter stammen aus verschiedenen philosophischen Diskussionszusammenhängen. Da ich weder Russell-Propositionen noch Sachverhalte mit den oben erwähnten Tupeln *identifiziert* habe, steht es mir frei, die Umfangsgleichheit der beiden Begriffe zu bestreiten. Ich möchte die Frage hier offen lassen.

Halten wir fest:

¹¹⁵ Eine Möglichkeit, mit den Bedeutungen relationaler, komplexer und quantifizierter Sätze zu verfahren, ist, sie auf die Bedeutungen singulärer Sätze, d.i. auf singuläre Propositionen, zu reduzieren. Im Falle eines aus einem Relationsausdruck und zwei singulären Termen bestehenden Satzes “*Rab*” erhielten wir als Bedeutung entsprechend das Paar $\langle \langle a; b \rangle; R \rangle$. Die Bedeutung von “*Fa & Gb*” wäre anzugeben als $\langle \langle \langle a; F \rangle; \langle b; G \rangle \rangle; \text{KON} \rangle$, wobei “*KON*” diejenige Relation zwischen zwei Russell-Propositionen bezeichnet, die genau dann besteht, wenn sie beide wahr sind. Die Bedeutung von “*Alle F sind G*” ließe sich als $\langle \langle F; G \rangle; \text{ALL} \rangle$, wobei “*ALL*” diejenige Relation bezeichnet, die zwischen zwei Eigenschaften F und G genau dann besteht, wenn die Extension von F eine Teilmenge der Extension von G ist.

¹¹⁶ Bei Russell-Propositionen ist es – wie bei Sachverhalten – wichtig, daß sie sich in einem 1:1-Verhältnis den erwähnten Tupeln zuordnen lassen. Man muß *nicht* annehmen, daß Russell-Propositionen (oder Sachverhalte) mit jenen Tupeln *identisch* sind.

¹¹⁷ Siehe § 1.2.1.

Definierend für das *naive Bild von der logischen Form von Überzeugungszuschreibungen* ist die Behauptung, daß die logische Form von Sätzen der Bauart $\lceil x$ glaubt, daß $p \rceil$ im Rekurs auf ein zweistelliges “Glaubensprädikat” anzugeben ist, das eine Relation zwischen Personen und Russell-Propositionen denotiert.¹¹⁸

Das naive Bild besteht auch hier durch schlichte Klarheit. Ihm zufolge denotiert das Verb “glauben” eine zweistellige Relation zwischen einer Person x und einer Russell-Proposition p_R :

$$B(x, p_R)^{119}$$

Die Relation B besteht genau dann zwischen x und p_R , wenn man x wahrheitsgemäß eine Überzeugung zuschreiben kann, so daß gilt: Der verwendete daß-Satz ist die Nominalisierung eines Satzes, der p_R denotiert, bzw. der naiven Theorie der Bedeutung zufolge: p_R bedeutet. Eine der zentralen Thesen des Vertreters des naiven Bildes von der logischen Form von Überzeugungszuschreibungen ist also diese:

D-Propositionen sind Russell-Propositionen.

Anders gesagt: Die Entitäten, die die D-Propositions-Rolle spielen (von den entsprechenden daß-Sätzen denotiert werden) sind Russell-Propositionen. Dementsprechend ist die logische Form von

(1) Ralf glaubt, daß die Erde rund ist.

diesem Ansatz zufolge anzugeben als

(7) $B(\text{Ralf}, \langle \text{die Erde}; \text{Rundsein} \rangle)$.

Ich schließe mit einem Hinweis zur Klarstellung: Naive Auffassungen hinsichtlich

- (a) intentionaler Phänomene,
- (b) Bedeutung und
- (c) Überzeugungszuschreibungen

sind eng miteinander verwandt, aber sie sind *nicht* drei Seiten ein- und derselben Medaille. Es ist keineswegs inkonsistent, nur einen Teil eines umfassenden naiven Bildes anzuerkennen, und den Rest zu verwerfen. Es ist sogar üblich, wenn überhaupt, dann nur gewisse Teile des naiven Bildes anzuerkennen. (Mir ist kein Autor bekannt, der ein umfassendes naives Bild vertritt.) Salmon etwa vertritt eine naive Auffassung sowohl von Bedeutung als auch von Überzeugungszuschreibungen, lehnt aber das naive Bild

¹¹⁸ Hier wie im folgenden werde ich den Aspekt der Zeit ignorieren.

¹¹⁹ “B” steht für “believing”. Ich fasse es als Platzhalter für diejenige Relation auf, die von der jeweiligen Theorie die “die Glaubensrelation” gehalten wird. Wenn wir also etwa einem Theoretiker begegnen, der die Glaubensrelation für dreistellig hält (was der Fall sein wird), dann werde ich das auch mit “B” formulieren.

intentionaler Phänomene selbst ab, Fodor vertritt eine naive Auffassung von Bedeutungen, lehnt aber die beiden anderen Teile des naiven Bildes ab.¹²⁰

2.3.2 Zwei Probleme

Im Hinblick auf die oben erwähnten Phänomene und Desiderate hat das naive Bild zwei relativ offensichtliche Probleme. Sie sind strukturell analog zu den im ersten Kapitel angeführten Problemen des naiven Bildes intentionaler Phänomene selbst. Auf der Basis der dort eingeführten Begriffe kann ich die Probleme der naiven Auffassung von Überzeugungszuschreibungen hier sehr knapp abhandeln.

Erstes Problem: Existenzindifferenz. Der naiven Auffassung zufolge wird mit

(8) Ralf glaubt, daß Superman ein netter Kerl ist

gesagt, daß Ralf in der Glaubensrelation B zu der Russell-Proposition steht, die durch

(9) Superman ist ein netter Kerl

denotiert wird. Doch eine solche Russell-Proposition gibt es nicht. Es gibt sie einfach deshalb nicht, weil es Superman nicht gibt. Demnach wird der naiven Auffassung zufolge (jedenfalls in der ungeschliffenen Form, in der ich sie hier eingeführt habe) mit (9) *nichts* gesagt, und mit (8) eine Überzeugung durch Bezugnahme auf *nichts* zugeschrieben.

Nun läßt sich diese Schwierigkeit formal sicher leicht beheben. Wir brauchen nichts weiter zu tun, als das Konzept der Russell-Propositionen ein wenig zu modifizieren, und zwar so: Nehmen wir an, das Denotat von

Die Erde ist rund

sei nicht (wie bisher angenommen)

<die Erde; Rundheit>,

sondern vielmehr dies:

<{die Erde}; Rundheit>

Verwenden wir derart modifizierte Russell-Propositionen, läßt sich das im letzten Absatz beschriebene Problem leicht lösen. Der modifizierten naiven Theorie zufolge denotiert der Satz (8) die Russell-Proposition

<{Superman}; Nettigkeit>,

und damit haben wir auch eine Interpretation von (8), nämlich diese:

¹²⁰ Vgl. Salmon 1986, Fodor 1989, 1994: Kap. 2.

(10) $B(\text{Ralf}, \langle \emptyset; \text{Nettigkeit} \rangle)$.

Diese Modifikation mag *ad hoc* erscheinen. Im gegebenen Zusammenhang möchte ich sie als eine rein technische betrachten, die durch die Lösung des im letzten Absatz aufgeworfenen Problems hinreichend gerechtfertigt ist.

So weit, so gut. Wer das Problem auf diese Weise löst, handelt sich ein relativ offensichtliches Folgeproblem ein. Führen wir uns vor Augen, was der *modifizierten* naiven Auffassung zufolge die logische Form von

(11) Ralf glaubt, daß Batman ein netter Kerl ist.

ist. Überraschenderweise liefert die Theorie *wiederum* (10) als Interpretation. Dem modifizierten naiven Bild zufolge gibt es keinen semantischen Unterschied zwischen (8) und (11). Die beiden Zuschreibungssätze (wie auch Gehaltsätze) bedeuten der modifizierten naiven Auffassung zufolge schlicht und ergreifend dasselbe. Das erscheint nicht eben plausibel. Die naive Auffassung hat hier ein ernsthaftes Problem. Allerdings tritt, was als Problem mit dem Desiderat der Existenzindifferenz begann, jetzt eher als Problem mit dem Desiderat der Opakheit in Erscheinung.¹²¹

Zweites Problem: Opakheit. Wenn wir dem Desiderat der Opakheit Rechnung tragen wollen, stoßen wir mit der naiven Auffassung *prima facie* auf ein Problem (über das zuletzt genannte hinaus). Betrachten wir die Frege-Fälle. Die Anforderung besteht allein darin, zu erklären *wie* – oder wenigstens damit verträglich zu sein, *daß* – Frege-Sätze wie

(12) Anna glaubt, daß Cicero blauäugig ist, aber
sie glaubt nicht, daß Tullius blauäugig ist.

manchmal wahr sein können. Das naive Bild scheint nicht nur keine Erklärung dafür zu liefern, wie Sätze wie (12) wahr sein können – mehr noch: Sie scheint jede Erklärung des Phänomens zu vereiteln. Das wird deutlich, wenn wir betrachten, wie die logische Form von (12) der naive Bild zufolge anzugeben ist. Nämlich so:

(13) $B(\text{Anna}, \langle \text{Cicero}; \text{Blauäugigkeit} \rangle) \ \&$
 $\neg B(\text{Anna}, \langle \text{Cicero}; \text{Blauäugigkeit} \rangle)$.

Im Rahmen des naiven Bildes treten Sätze wie (12) als glatte Widersprüche in Erscheinung.

Konklusion. Natürlich haben die Verfechter radikaler semantischer Naivität, wie etwa Salmon, auf diese augenscheinlichen Probleme reagiert. Den verschlungenen Pfaden

¹²¹ In § 1.3.3 habe ich ein strukturell analoges Manöver bezüglich der naiven Auffassung intentionaler Phänomene selbst durchgespielt.

Salmons nachzugehen würde allerdings den Rahmen sprengen, den ich der Sache in dieser Arbeit zubilligen kann und möchte. Wie der Renegat Mark Richard denke ich, daß der naive Ansatz die vielen Opfer, die zu bringen wären, um die angesprochenen Probleme zu beheben, vermutlich nicht wert ist.¹²² Ich lasse das naive Bild daher zunächst auf sich beruhen, versuche aus seinen Problemen zu lernen und halte nach Vorschlägen Ausschau, die sie lösen.¹²³

¹²² Richard 1990: 128.

¹²³ Für die Diskussion um das naive Bild siehe, neben Salmon 1986 ,Schiffers Kritik (1987a) und Salmons Replik (1989).

2.4 Begriffe und Gegebenheitsweisen

2.4.1 Warum wir Begriffe brauchen

Rekapitulieren wir einige Überlegungen aus dem ersten Kapitel. Dort hatte ich die Schwierigkeiten des naiven Bildes intentionaler Phänomene zum Anlaß genommen, um *Freges Frage* zu stellen: *Was unterscheidet Vorkommnisse intentionaler Phänomene derselben Person, welche sich zeitlich überlappen, denselben Modus und dasselbe intentionale Objekt haben?* Am Ende des ersten Kapitels zeichnete sich dann ein Bild intentionaler Phänomene ab, demzufolge solche Phänomene essentiell eine Doppelrolle spielen. Einerseits *repräsentieren* intentionale Phänomene Dinge und Eigenschaften “in der Welt”, andererseits spielen sie eine *explanatorische* Rolle (sie haben einen kognitiven Aspekt): Im Rekurs auf sie läßt sich Verhalten erklären. Diesen zweiten Aspekt hatte das naive Bild intentionaler Phänomene ignoriert. Entsprechend lautete meine erste Antwort auf Freges Frage: *Vorkommnisse intentionaler Phänomene (einer bestimmten Person zu einer bestimmten Zeit) mit identischem Modus und identischem Objekt können sich ihrem kognitiven Aspekt, d.h. in ihrer explanatorischen Rolle, unterscheiden.* Mit dem kognitiven Aspekt erschienen *Begriffe* auf der Bildfläche.

Das alles geschah im ersten Kapitel dieser Arbeit. Inzwischen haben wir auch das naive Bild von der logischen Form von Überzeugungszuschreibungen betrachtet, und es hat sich gezeigt, daß die beiden Teile des naiven Bildes strukturell gleiche Probleme aufweisen: Überzeugungen (und ihre Gehalte) *haben* nicht nur einen explanatorischen Aspekt; es sieht so aus, als würden wir Überzeugungen auch u.a. *anhand dieses Aspekts charakterisieren, wenn wir sie zuschreiben.* Und dieser Umstand schlägt sich in der logischen Form der Zuschreibungssätze nieder: Die Wahrheit oder Falschheit einer Zuschreibung hängt auch davon ab, wie gut sie den kognitiven Aspekt der zugeschriebenen Überzeugung einfängt. Anders formuliert: Die Wahrheit einer Zuschreibung hängt u.a. davon ab, ob sie ihren Adressaten als einen mit einer Überzeugung charakterisiert, welche die-und-die *Begriffe* involviert.

2.4.2 Gegebenheitsweisen

Da sich Überzeugungen, welche dieselben Dinge und Eigenschaften repräsentieren, in ihrer explanatorischen Rolle unterscheiden können, kann man das Problem mit dem naiven Bild auch so fassen: Russell-Propositionen sind zu “grob” individuierte Entitäten, um die logische Form von Überzeugungszuschreibungen allein im Rekurs auf sie zu

charakterisieren. Wenn wir für einen Moment in einem allgemeinen Sinn von “Gedanken” reden wollen, läßt sich sagen: Mit Hilfe von Russell-Propositionen allein läßt sich eben nur charakterisieren, *wovon* ein Gedanke handelt; es läßt sich nicht charakterisieren *wie* eine Person an die relevanten Gegenstände und Eigenschaften denkt. Doch mit vielen Überzeugungszuschreibungen charakterisieren wir eben *auch* die Art und Weise, in der eine Person die relevanten Gegenstände und Eigenschaften auffaßt oder – wie ich auch sagen werde – *konzeptualisiert*, die *psychische Perspektive*, die sie hinsichtlich der Dinge einnimmt. Anhand der Opakheitsphänomene läßt sich *zeigen, daß das so ist*, und durch die Überlegungen zur explanatorischen Rolle intentionaler Phänomene läßt sich *erklären, warum das so ist*. Wir brauchen demnach eine Theorie, die – anders als das naive Bild – die Ebene der psychische Perspektive, und d.h. die Ebene der *Begriffe*, mit ins Spiel bringt.

In den Frege-Fällen, die dem naiven Bild solche Probleme bereiten, können wir die involvierten Begriffe als (u.a.) durch “Gegebenheitsweisen” individuiert betrachten.¹²⁴ Gegebenheitsweisen spielen hier die Rolle dünner Begriffe.¹²⁵ Ich werde die Bedeutung des Wortes “Gegebenheitsweise” anhand der Frege-Fälle “funktional” einführen. Die Idee dabei ist, zu sagen: Eine Gegebenheitsweise ist dasjenige, was in diesen Fällen eine bestimmte explanatorische Rolle spielt – was immer das auch sein mag. Betrachten wir die Beispielgeschichte von Anna und Madonna aus Abschnitt § 1.2.4, der zufolge

- (2) Anna glaubt, daß Madonna musikalisch ist, aber sie glaubt nicht, daß Elsa Jones musikalisch ist.

Dabei ist Anna in einem Maße rational, in dem normale Menschen dies normalerweise sind. Frage: *Wie kann das sein?* – Antwort:

- (i) Es sind hier *zwei verschiedene* Gegebenheitsweisen für dieselbe Sache (Madonna) im Spiel.
- (ii) Anna *weiß nicht*, daß diese beiden Gegebenheitsweisen beide Gegebenheitsweisen von derselben Sache (Madonna) sind.

Das scheint unsere Frage auf ganz natürliche Weise zu beantworten – sofern wir das Wort “Gegebenheitsweise” so verstehen, daß (i) und (ii) wahr sind. Das Wort bedeutet, was es bedeuten muß, damit wir derartige Erklärungen abgeben können. Die Pointe des Begriffs einer Gegebenheitsweise ist einfach die, daß er Erklärungen wie diese ermöglicht. Stephen Schiffer hat den Begriff durch *Freges Bedingung* (“*Frege’s constraint*“) auf den Punkt gebracht:

¹²⁴ Dieser Sprachgebrauch nimmt seinen Ausgang bei Frege, der von der “Art des Gegeben-seins” sprach (1892: 41).

¹²⁵ Vgl. § 1.7.3.

”First, it says that a rational person x may both believe and disbelieve that a certain thing or property y is such and such only if there are distinct modes of presentation m and m' such that x believes y to be such and such under m and disbelieves it to be such and such under m' .

Then it says that there are distinct modes of presentation m and m' such that rational person x believes y to be such and such under m and disbelieves y to be such and such under m' only if x fails to realize that m and m' are modes of presentation of one and the same thing” (Schiffer 1990c: 252).¹²⁶

Freges Bedingung gibt uns die folgende

minimale Definition: Die Bedeutung des Wortes “Gegebenheitsweise” ist (wenigstens) durch Freges Bedingung gegeben.¹²⁷

Die These dieses Paragraphen ist, daß Gegebenheitsweisen Begriffe sind. Sie sollte keiner weiteren Begründung mehr bedürfen. Die These impliziert offenkundig nicht, daß *jeder* Begriff eine Gegebenheitsweise ist. Aus der Definition der Entsprechungs-Relation für Begriffe in § 1.7.3 ergibt sich das folgende Prinzip der

Entsprechung von Gegebenheitsweisen: Die Gegebenheitsweisen m und n entsprechen sich $\leftrightarrow (\forall P) (\forall Q) (P \text{ und } Q \text{ sind propositionale intentionale Gehalte, welche sich nur dadurch “unterscheiden”, daß } P \text{ } m \text{ enthält, während } Q \text{ “an derselben Stelle” } n \text{ enthält} \leftrightarrow P \text{ entspricht } Q)$.

2.4.3 Erläuterungen

Minimaler Charakter der Definition. Um zu erklären, was ich hier mit “minimal” meine, möchte ich meine Definition mit derjenigen Schiffers vergleichen. Er definiert “Gegebenheitsweise” *vollständig* über Freges Bedingung. In seiner Verwendung ist etwas genau dann eine Gegebenheitsweise, wenn es Freges Bedingung erfüllt.¹²⁸ Damit hat das

¹²⁶ Ich übernehme Schiffers Bezeichnung “Freges Bedingung” ohne damit irgendetwas über den historischen Frege sagen zu wollen.

¹²⁷ Natürlich setzte ich hier voraus, daß “mode of presentation” im Englischen dasselbe bedeuten möge wie “Gegebenheitsweise” im Deutschen. Strenggenommen habe ich nicht den Begriff einer Gegebenheitsweise definiert, sondern den Begriff einer Gegebenheitsweise, wie sie in eine Überzeugung, daß $a F$ ist, “an der a -Stelle” involviert sein kann. Die Definition müßte also eigentlich in zwei Richtungen ausgeweitet werden: *Erstens* müßten Gegebenheitsweisen von Eigenschaften (“an der F -Stelle”) berücksichtigt werden (vgl. etwa das “woodchuck”/“groundhog”-Beispiel in Schiffer 1995). *Zweitens* müßte Überzeugungen von komplexerer logischer Struktur Rechnung getragen werden. Ich sehe hinsichtlich beider Ausweitungen der Definition keine prinzipiellen Probleme. Aber natürlich würde das Ganze sehr viel unübersichtlicher. Schiffers Formulierung ist noch einigermaßen unkompliziert, und sie enthält den entscheidenden Punkt. Ich belasse es also bei ihr.

¹²⁸ Peacocke (2000: 330) übernimmt diese Definition unter expliziter Berufung auf Schiffer.

Wort in Schiffers Mund eine vollständig determinierte Bedeutung. Hingegen ist die Bedeutung, die das Wort in meinem Mund hat, durch die minimale Definition nur *teilweise* determiniert. Die minimale Definition ist eine bloß *partielle* Definition. Die Idee dabei ist diese: Das Erfüllen von Freges Bedingung ist auf jeden Fall eine notwendige Bedingung dafür, eine Gegebenheitsweise zu sein. Ob es auch eine hinreichende Bedingung ist, wird durch die minimale Definition offen gelassen. Das Erfüllen von Freges Bedingung ist eine *Minimalanforderung* an Gegebenheitsweisen. Deshalb spreche ich von einer “minimalen Definition”. Ob es letztendlich sinnvoll ist, den Begriff so zu definieren, daß noch weitere Anforderungen an Gegebenheitsweisen gestellt werden (durch das Hinzufügen weiterer implizit definierender Klauseln), ist eine Frage, die ich hier bewußt offen lasse. Ich werde später versuchen zu zeigen, daß es sich dabei um eine außerordentlich wichtige Frage handelt.¹²⁹ Um sie nicht einfach stipulativ zu entscheiden (was keine Entscheidung in der Sache wäre) definiere ich hier mit Fingerspitzengefühl.¹³⁰

Maximale Liberalität. Die minimale Definition setzt die Bedeutung von “Gegebenheitsweise” so fest, daß *allein* diejenigen Eigenschaften dabei eine Rolle spielen, wegen derer wir Gegebenheitsweisen überhaupt einführen, *und keine anderen*. Ein positives Ergebnis dessen ist, daß jeder diese Definition teilen kann. Sie ist unabhängig von irgendwelchen theoretischen Voraussetzungen.

Erfüllung der intuitiven und theoretischen Anforderungen. Die minimale Definition erfüllt die intuitiven Anforderungen an einen Begriff einer Gegebenheitsweise. Eine solche Anforderung ist diese:

- Gegebenheitsweisen sollten “psychische Perspektiven” auf Dinge, Eigenschaften und Relationen sein.

Wir haben den Begriff aus dem Anna/Madonna-Beispiel heraus entwickelt. Die Metapher der psychischen Perspektive war nicht mehr als ein anderer – intuitiver – Ausdruck für das, was wir durch Freges Bedingung definiert haben.

- Gegebenheitsweisen sollten uns eine Antwort auf Freges Frage liefern. Sie sollten das sein, worin sich Überzeugungen (als Typen) mit identischen intentionalen Objekten (repräsentierten Sachverhalten, Russell-Propositionen) unterscheiden können.

Der Punkt der Frege-Fälle ist ja gerade, daß wir es in diesen Fällen mit Überzeugungen zu tun haben, die identische intentionale Objekte haben, aber dennoch verschieden sind. Die erste Klausel von Freges Bedingung definiert Gegebenheitsweisen genau so, daß

¹²⁹ Siehe vor allem Kapitel 5, Abschnitt 3.

¹³⁰ Nachdem ich nun einmal deutlich gesagt habe, daß es sich um eine partielle Definition handelt, werde ich im folgenden der Einfachheit halber wieder von der Bedeutung von “Gegebenheitsweise” sprechen – obwohl ich mich *de facto* erst auf eine Klasse von Bedeutungen festgelegt habe.

gilt: In den Frege-Fällen sind immer zwei von ihnen im Spiel. Die Erfüllung der Anforderungen “folgt” demnach direkt aus der minimalen Definition.

- Gegebenheitsweisen sollten so sein, daß sich die explanatorische Rolle von Überzeugungen (in erster Linie) auf die in sie involvierten Gegebenheitsweisen gründet.

Die zweite Klausel in Freges Bedingung fordert, daß die Personen in den Frege-Fällen nicht wissen, daß sie ein- und dieselbe Sache durch zwei verschiedene Gegebenheitsweisen repräsentieren. Im Rekurs auf diese “psychische Barriere”, die jetzt *per definitionem* besteht, können wir die unterschiedlichen explanatorischen Rollen der fraglichen Überzeugungen erklären. Mehr noch: Es scheint, als sei die durch unsere Definition festgeschriebene psychische Barriere eine notwendige Bedingung für *jede* derartige Erklärung.

Intuitiver, nicht technischer Begriff. Ich habe den *technischen Ausdruck* “Gegebenheitsweise” so definiert, daß er einen sehr *intuitiven und alltäglichen Begriff* ausdrückt. Von dem fraglichen Begriff machen wir alle ganz intuitiv Gebrauch, wenn wir mit Frege-Fällen konfrontiert sind. Wir können uns das leicht klar machen, indem wir überlegen, wie wir selbst *erklären* würden, wie es kommt, daß Anna rationalerweise glaubt, was sie glaubt. Wir würden so etwas sagen wie: “Na ja, Anna weiß eben nicht, daß Elsa Jones Madonna ist. Deshalb kann sie von Madonna *als* Madonna glauben, daß sie musikalisch ist, ohne das von Madonna *als* Elsa Jones zu glauben.” Mit dem “als”, so scheint es, machen wir hier von genau dem Begriff Gebrauch, den ich definiert habe.¹³¹

Bisher rein intrapersonal festgelegter Begriff. Es ist leicht zu sehen, daß die minimale Definition – *via* Freges Bedingung – die Bedeutung des Wortes “Gegebenheitsweise” allein an *intrapersonale*, und nicht (auch) an *interpersonale*, Bedingungen knüpft. Das scheint in der Natur der Beispiele zu liegen, anhand derer der Begriff normalerweise eingeführt wird, und die mit Hilfe des Begriffs explanatorisch bewältigt werden sollen. Dieser Punkt ist vor allem im Zusammenhang mit dem zuerst genannten wichtig. Der Hauptgrund dafür, die Definition von “Gegebenheitsweise” für eventuelle weitere Klauseln offen zu halten, ist genau dieser: Es soll die Möglichkeit offen gehalten werden, den bisher rein intrapersonal gefaßten Begriff interpersonal auszubauen. Ob ein solcher Ausbau Sinn macht, sofern der Begriff ein intuitiver bleiben soll, ist natürlich eine ganz andere Frage. Ich werde in § 5.3.2 auf sie zurückkommen.

Natürlich schließt nichts davon aus, daß verschiedene Personen *sich entsprechende* Gegebenheitsweisen haben. Das ist ganz sicher der Fall. Denn manchmal können wir die Handlungen verschiedener Personen erklären, indem wir sie unter dieselbe Generalisierung subsumieren. In diesem Fall haben die Personen sich entsprechende Überzeu-

¹³¹ Auch Schiffer hält den Begriff für einen intuitiven (1990c: 250f).

gungen. Wenn das der Fall ist, entsprechen sich aber auch die in den Überzeugungen involvierten Gehalte und folglich die Begriffe bzw. Gegebenheitsweisen, die als ihre Konstituenten fungieren.¹³²

Gegebenheitsweisen und gegebene Dinge. Gegebenheitsweisen sind (im Normalfall) Gegebenheitsweisen *von* etwas, so wie Begriffe (im Normalfall) Begriffe *von* etwas sind. Die fraglichen Gegebenheitsweisen Annas, von denen oben die Rede war, sind beide Gegebenheitsweisen *von* Madonna. Das gehört zur Idee der Gegebenheitsweise. In Schiffers Formulierung von Freges Bedingung klingt es in der Wendung “believing a thing to be such-and-such under a certain mode of presentation“ an. Ich werde die Relation zwischen einer Gegebenheitsweise und dem Gegenstand (im weitesten Sinne), wovon sie eine Gegebenheitsweise ist (dem jeweiligen Repräsentat), durch das Verb “festlegen“ ansprechen. Ich setze *nicht* voraus, daß Gegebenheitsweisen Repräsentate *absolut* festlegen, d.h. daß Gegebenheitsweisen unter allen Umständen dieselben Repräsentate festlegen müssen.

Was Gegebenheitsweisen festlegen, ist natürlich korreliert mit dem, was intentionale Phänomene und ihre Konstituenten repräsentieren.¹³³ Sagen wir, Anna glaubt, daß *a* *F* ist. Die in Annas Überzeugung involvierten Gegebenheitsweisen *m* (für *a*) und *n* (für *F*) legen nichts anderes als *a* bzw. *F* selbst fest. Die der vollständigen Überzeugung korrespondierende Gegebenheitsweise $\langle m; n \rangle$ legt das vollständige intentionale Objekt der Überzeugung fest: $\langle a; F \rangle$.

Was sind Gegebenheitsweisen? Ich habe festgelegt, welchen Begriff das Wort “Gegebenheitsweise“ (im Rahmen dieser Arbeit) ausdrückt. Der fragliche Begriff ist funktional (in einem weiten Sinn von “funktional“). Er charakterisiert die Eigenschaft, eine Gegebenheitsweise zu sein, wie auch die Entitäten, die diese Eigenschaft haben (seine Extension) nur indirekt. Wir können also immer noch mit Sinn fragen, welche Art von Entitäten eigentlich Gegebenheitsweisen *sind*. Mehr noch: Die angegebene Definition macht es überhaupt erst möglich, daß wir diese Frage mit Sinn stellen, denn sie verleiht dem Wort “Gegebenheitsweise“ ja erst eine Bedeutung. Erst nachdem festgelegt ist, Gegebenheitsweisen seien diejenigen Entitäten, welche die beschriebene Rolle spielen, läßt sich die Frage stellen, welche Entitäten denn für das Spielen jener Rolle in Frage kommen, d.i. welche Entitäten Gegebenheitsweisen *sind*.

Die Frage ist analog zu der Frage zu verstehen, was Gene *sind* (so, wie sie in der Biologie gestellt wurde). Auch dieser Frage liegt eine funktionale Festlegung der Bedeutung des Wortes “Gen“ zugrunde: Ein Gen ist, was eine bestimmte funktionale Rolle bei der Weitergabe von Erbinformationen spielt. *Auf der Basis dessen* wird nach einer

¹³² Vgl. dazu §§ 1.6.1, 1.7.3.

¹³³ Siehe § 1.2.1.

(mehr) intrinsischen Charakterisierung der Sorte von Enitäten gefragt, welche jene funktionale Rolle spielen. Die Frage wurde beantwortet, indem durch biologische Forschungen herausgefunden wurde, daß die für Gene charakteristische funktionale Rolle von gewissen Segmenten der DNA gespielt wird. Auf diese Weise konnte sich *herausstellen*, daß diese Segmente Gene *sind*. Auf analoge Weise sollte die Frage, was Gegebenheitsweisen *sind*, verstanden werden.¹³⁴

Propositionale und andere Gegebenheitsweisen. Freges Bedingung erlaubt uns von Gegebenheitsweisen von "Dingen" einerseits und von solchen von Eigenschaften andererseits zu sprechen. Nehmen wir an, m sei eine Gegebenheitsweise von einem "Ding" a und n sei eine Gegebenheitsweise einer Eigenschaft F . Nun können wir diese beiden Gegebenheitsweisen auch als Konstituenten einer komplexen Gegebenheitsweise des Sachverhalts $\langle a; F \rangle$ auffassen. Die komplexe Gegebenheitsweise können wir durch das geordnete Paar $\langle m; n \rangle$ repräsentieren. Gegebenheitsweisen von vollständigen Sachverhalten werde ich als *propositionale* Gegebenheitsweisen bezeichnen.

¹³⁴ Dieser Vergleich wird u.a. von Schiffer (1992: 510) angestellt.

2.5 Kognitivismus

Was ich hier als “Kognitivismus” bezeichne, kann als Reaktion auf die genannten Probleme der naiven Auffassung betrachtet werden.¹³⁵ Der Kognitivist sieht, daß wir bei der Zuschreibung von Überzeugungen nicht nur auf den repräsentationalen Aspekt von Überzeugungen abheben, sondern (jedenfalls manchmal) auch auf deren kognitiven Aspekt, d.h. auf die involvierten Gegebenheitsweisen. Anders gesagt: Wenn wir eine Überzeugung zuschreiben, dann charakterisieren wir nicht nur, *was* die Person mit dieser Überzeugung repräsentiert, sondern auch *wie* sie es repräsentiert.

2.5.1 Die Idee

Das eben Gesagte ist die *Motivation* für die kognitivistische Position, nicht die Position selbst. Die Grundidee des Kognitivisten läßt sich in zwei Thesen festhalten. Hier ist die erste:

1. Sätze der Bauart $\lceil x \text{ glaubt, daß } p \rceil$ haben die logische Form $R(a, b)$.

Diesen Teil der Grundidee teilt der Kognitivist mit dem Vertreter des naiven Bildes. Der entscheidende Unterschied besteht in der zweiten These.

2. R ist – sofern das fragliche Satzvorkommnis ein *opakes* ist – eine Relation zwischen Personen und Gegebenheitsweisen.¹³⁶

Dementsprechend wird das $\lceil \text{daß } p \rceil$ in $\lceil x \text{ glaubt, daß } p \rceil$ – genau wie vom Verfechter des naiven Bildes – als singulärer Term betrachtet. Folglich macht auch der Kognitivist Gebrauch von der Idee von D-Propositionen. Der entscheidende Unterschied besteht darin, daß der naive Theoretiker behauptet, und der Kognitivist bestreitet, daß die D-Propositions-Rolle von Russell-Propositionen gespielt wird (daß D-Propositionen Russell-Propositionen sind). Der Kognitivist behauptet stattdessen, daß die D-Propositions-Rolle von Gegebenheitsweisen gespielt wird (daß Propositionen Gegebenheitsweisen sind).

Wer die Thesen 1. und 2. akzeptiert, erkennt an, daß sich die logische Form von

(14) $x \text{ glaubt, daß } p$

(wenigstens in erster Annäherung) so angeben läßt:

¹³⁵ Das Label “Kognitivismus” übernehme ich von Richard 1990.

¹³⁶ In § 1.4.1 hatte ich “ist opak” – vielleicht etwas idiosynkratisch, aber praktisch – als ein Prädikat definiert, das auf ganze Zuschreibungssätze angewendet werden kann.

(15) $B(x, \langle m; n \rangle)$

Die “Glaubensrelation”, d.i. die von “glauben” denotierte Relation, wird vom Kognitiven als Relation zwischen Personen und *Gegebenheitsweisen* behandelt. m und n sind Gegebenheitsweisen von a und F ; $\langle m; n \rangle$ ist eine propositionale Gegebenheitsweise des Sachverhalts $\langle a; F \rangle$. Natürlich kommen überhaupt nur Gegebenheitsweisen einer bestimmten “Form” für die Rolle von D-Propositionen in Frage, nämlich diejenigen, die wir oben als “satzartige” oder “propositionale” Gegebenheitsweisen bezeichnet haben. Ich werde derartige Gegebenheitsweisen von nun an auch “*kognitivistische Propositionen*” nennen und “ p_K ” als Platzhalter für kognitivistische Propositionen gebrauchen.

Das ist, wie gesagt, die kognitivistische Grundidee. Wobei These 2., wie die Gegenüberstellung mit dem naiven Theoretiker zeigt, die zentrale These ist. Die Probleme, zu denen die Grundidee Anlaß gibt, können sehr leicht zur Aufgabe der ersten These führen. Weil sich eine Position “im Geiste des Kognitivismus” auch formulieren läßt, ohne sich auf These 1 festzulegen, werde ich das Label “Kognitivismus” auf eine Weise verwenden, die es von These 1 unabhängig macht, nämlich so:

Definierend für *die Position des Kognitiven* ist die Behauptung, daß die logische Form von opaken Satzvorkommnissen der Bauart $\lceil x$ glaubt, daß $p \rceil$ im Rekurs auf ein zweistelliges “Glaubensprädikat” anzugeben ist, das eine Relation zwischen Personen und kognitivistischen Propositionen denotiert.

Der Kognitivist macht typischerweise einen Unterschied zwischen der logischen Form von transparenten und opaken (Vorkommnissen von) Zuschreibungssätzen. Im Hinblick auf transparente Zuschreibungen unterscheidet er sich nicht von der Auffassung des naiven Theoretikers. Interessant macht den Kognitiven, was er zu opaken Zuschreibungen sagt. *Nur* damit werde ich mich im folgenden beschäftigen. Ich werde im folgenden nicht ständig wiederholen, daß es nur um opake Zuschreibungssätze geht.

2.5.2 Strenger Kognitivismus

Die generelle kognitivistische Grundidee läßt Raum für verschiedene konkrete Positionen. Hier ist eine davon:

Definition: *Strenger Kognitivist* ist, wer Kognitivist ist, und zusätzlich behauptet, daß mit Äußerungen von opaken Sätzen des Bauart $\lceil x$ glaubt, daß $p \rceil$ eine Person in Hinblick auf *genau eine* kognitivistischen Proposition charakterisiert wird.

Der strenge Kognitivist steht sozusagen am Ausgangspunkt kognitivistischer Überlegungen. Er unterschreibt tatsächlich beide in der Einleitung zu diesem Abschnitt ge-

nannten Thesen und ist folglich der Meinung, daß die logische Form von (14) als (15) repräsentiert werden kann.

Dabei stellt sich eine entscheidende Frage: Wir wissen über m und n ja bisher nicht mehr als daß sie Gegebenheitsweisen von a bzw. F sind. Nun behauptet aber der strenge Kognitivist, es seien *ganz bestimmte* Gegebenheitsweisen m und n , zu denen x mit einer Äußerung von einer opaken Instanz von (14) in Beziehung gesetzt würde. Es stellt sich demnach die Frage: *Welche* Gegebenheitsweisen (von a bzw. F) sind m und n ? Wie stellt sich der strenge Kognitivist vor, daß m und n festgelegt werden?

Eine Möglichkeit, diese Frage zu beantworten, ist diese: *Die Gegebenheitsweisen werden durch die sprachliche Bedeutung der verwendeten Ausdrücke festgelegt.* Die Idee ist, daß mit den Ausdrücken einer natürlichen Sprache (im Normalfall) genau eine Gegebenheitsweise assoziiert ist. Daher gelingt es uns, Ralf mit einer Äußerung von

(1) Ralf glaubt, daß die Erde rund ist.

zu *genau einer* kognitivistischen Proposition in Beziehung zu setzen, nämlich zu derjenigen, die aus den Gegebenheitsweisen komponiert ist, die im Deutschen mit “die Erde” und “ist rund” assoziiert sind. Der entsprechende Vorschlag für die logische Form von (1) sieht dementsprechend so aus:

(16) B(Ralf, <die mit “die Erde” im Deutschen assoziierte Gegebenheitsweise; die mit “ist rund” im Deutschen assoziierte Gegebenheitsweise>).

Ein Einwand drängt sich auf. Es scheint, als hätten wir das Kind mit dem Bade ausgeschüttet: War das naive Bild daran gescheitert, daß es allein auf das abhebt, *was* von einer Überzeugung denotiert wird, aber unterschlägt, *wie* es denotiert (oder repräsentiert) wird, so scheinen wir es jetzt mit einem Vorschlag zu tun zu haben, der den gegenteiligen Fehler macht: In (16) ist schließlich überhaupt nicht mehr die Rede von dem, was von Ralfs Überzeugung denotiert wird. Aber die Spezifikation des Denotats einer Überzeugung ist doch ganz sicher ein Teil dessen, was wir mit Überzeugungszuschreibungen leisten! Es sieht aus, als würde der Kognitivist gegen ein Desiderat verstoßen, das so selbstverständlich erscheint, daß wir es bisher nicht explizit gemacht haben, nämlich dieses:

Repräsentat-Bestimmung. Aus einem Satz der Form $\lceil x$ glaubt, daß a F ist \rceil folgt, daß x eine Überzeugung hat, die (wenn überhaupt etwas, dann) den Sachverhalt $\langle a; F \rangle$ repräsentiert.

Hier ist eine mögliche Replik des strengen Kognitivisten auf diesen Einwand: Der von Ralfs Überzeugung repräsentierte Sachverhalt wird zwar tatsächlich nicht explizit in (16) benannt, dafür aber eine Gegebenheitsweise jenes Sachverhalts, *und diese legt jenen eindeutig fest.* Deshalb ist es nicht tragisch, daß der von Ralfs Überzeugung reprä-

sentierte Sachverhalt in (16) nicht explizit auftaucht. Er wird ja durch die erwähnte Gegebenheitsweise eindeutig festgelegt und somit durch (16) implizit spezifiziert. Also liegt kein Verstoß gegen das Desiderat der Repräsentat-Bestimmung vor.

Das klingt einleuchtend. Aber führen wir uns dennoch einmal klar vor Augen, auf welche Thesen sich der strenge Kognitivist damit festlegt. Ich möchte das Augenmerk auf die folgenden beiden Voraussetzungen lenken:

- K1** Mit Ausdrücken natürlicher Sprachen sind Gegebenheitsweisen assoziiert. Manchen Ausdrücken sind Gegebenheitsweisen absolut zugeordnet (vielleicht “Wasser” oder “10”) und manchen Ausdrücken sind Gegebenheitsweisen relativ zu bestimmten Äußerungskontexten zugeordnet (“Bank”, “dies”, “heute”, “Madonna”).
- K2** Gegebenheitsweisen legen ihre Objekte *absolut* fest. Wenn eine Gegebenheitsweise ein Objekt hat, dann hat sie unter allen Umständen dasselbe Objekt.¹³⁷

2.5.3 Erstes Problem: Madonna und Aristoteles

Ein Problem, das ich für die strenge kognitivistische Auffassung sehe, wird deutlich, wenn wir z.B. eine bestimmte Äußerung von

(17) Alle, die Madonna kennen, glauben, daß Madonna musikalisch ist.

durch, sagen wir, Knut betrachten. Der strengen kognitivistischen Auffassung zufolge müßte die logische Form von (17) so aussehen:

(18) $(\forall x) [x \text{ kennt Madonna} \rightarrow B(x, \langle \text{die mit Knuts Äußerung von “Madonna” assoziierte Gegebenheitsweise; die mit “ist musikalisch” im Deutschen assoziierte Gegebenheitsweise} \rangle)]$.

Nennen wir die Gegebenheitsweise, die Knut bei seiner Äußerung mit “Madonna” assoziiert hat “ m_{Knut} ”. Mit (18) wird gesagt, daß alle, die Madonna kennen, in der Glaubensrelation B zu *einer ganz bestimmten* kognitivistischen Proposition stehen, die aus m_{Knut} und einer weiteren Komponente “komponiert” ist.

Das Problem mit (18) ist, daß es sehr, sehr viele Menschen gibt, die Madonna kennen, und daß diese Menschen sehr verschiedene Vorstellungen von ihr haben. Manche von ihnen kennen sie nur als Kind, andere haben sie nie gesehen, wieder andere haben vielleicht nur Bilder von ihr gesehen, ohne jemals ihre Musik zu hören. Wenn (18) die logische Form von (17) korrekt einfangen würde, wäre – wie wir gesehen haben – für die Wahrheit von (17) erforderlich, daß es *eine einzige* Gegebenheitsweise von Madon-

¹³⁷ Diese Annahme impliziert, daß kognitivistische Propositionen auch ihren Wahrheitswert, wenn sie überhaupt einen haben, *absolut* haben.

na gäbe, unter der *alle* diese Personen glaubten, daß Madonna musikalisch ist. Daß es eine solche gibt, erscheint aber wenig unplausibel. Da die vielen verschiedenen Personen, die Madonna aus vielen verschiedenen Kontexten kennen (und glauben, sie sei musikalisch), sehr verschiedene Vorstellungen von ihr (verschiedene “*Madonna-Bilder*”) haben, erscheint es als unplausibel, daß sie alle *dieselbe* Gegebenheitsweise von Madonna haben sollten. Folgendes scheint also der Fall zu sein:

(*) Es gibt nicht *genau eine* Gegebenheitsweise, unter der *alle*, die glauben, daß Madonna musikalisch ist, dies glauben.

Doch der strenge Kognitivist ist auf genau das festgelegt, was in (*) negiert wird. Der strenge Kognitivismus scheint hier demnach ein Problem zu haben.¹³⁸

Vielleicht bleibt es bei dem Anschein eines Problems. Es bliebe dann bei einem Anschein, der sich auf den zweiten Blick verflüchtigt, wenn der strenge Kognitivist plausibel machen könnte, daß Sätze wie (17) niemals opak gebraucht werden.¹³⁹ Unter diesen Bedingungen fielen solche Sätze gar nicht in den Anwendungsbereich der kognitivistischen These.¹⁴⁰

Man kann denselben Punkt aber auch mit Sätzen machen, die zweifellos eine opake Verwendung haben. Betrachten wir

(19) Aristoteles’ Mutter glaubte, daß Aristoteles Grieche war.

Der strengen kognitivistischen Auffassung zufolge wird durch meine Äußerung von (19) genau eine Gegebenheitsweise von Aristoteles spezifiziert. (19) ist dem strengen Kognitivisten zufolge nur dann wahr, wenn Aristoteles Mutter eine entsprechende Überzeugung hatte, die *genau diese* Gegebenheitsweise ihres Sohnes involviert. Welche Gegebenheitsweise ist das? Plausiblerweise sollten wir annehmen, daß verschiedene Personen bei verschiedenen Äußerungen verschiedene Gegebenheitsweisen mit “Aristoteles” verbinden. (Das sollten wir schon deshalb annehmen, weil mal der Philosoph, mal der Reeder und mal sonst wer gemeint sein kann.) Folglich muß der strenge Kognitivist annehmen, daß (19) nur dann wahr sein kann, wenn Aristoteles’ Mutter eine entsprechende Überzeugung hatte, die *genau diejenige* Gegebenheitsweise involvierte, die *ich jetzt bei meiner Äußerung von (19)* mit dem Namen “Aristoteles” verbinde. Da (19) fraglos wahr ist, ist dieses Resultat nicht eben attraktiv.¹⁴¹

¹³⁸ Dieses Problem wird auch von Kripke 1979 und Schiffer 1992 aufgeworfen. Genau wie sie setzte ich die Wahrheit von (*) hier voraus. In einem Anhang zu diesem Abschnitt erkläre ich, warum das strenggenommen nicht korrekt ist, und wie sich die dadurch in dem Argument gegen den strengen Kognitivist klaffende Lücke vielleicht dennoch schließen läßt.

¹³⁹ Zum Begriff der Opakheit siehe § 1.4.1.

¹⁴⁰ Vgl. meine Definition der kognitivistischen Position am Anfang des Abschnitts.

¹⁴¹ Das Beispiel stammt aus Schiffer 1994a.

2.5.4 Zweites Problem: Individualismus

Ich hatte bereits darauf hingewiesen, daß der strenge Kognitivist Vorschläge für die Angabe der logischen Form von Überzeugungszuschreibungen macht, in denen überhaupt nicht auf die Repräsentate der zugeschriebenen Überzeugung Bezug genommen wird. Ich hatte auch gesagt, der strenge Kognitivist betrachte dies nicht als ein Problem, denn er sei der Ansicht, die in seinem Vorschlag explizit erwähnten Gegebenheitsweisen seien von der Art, daß sie *eindeutig* das intentionale Objekt der zugeschriebenen Überzeugung festlegen (Annahme **K2**). Deshalb sei es nicht nötig, die logische Form von Überzeugungszuschreibungen so auszubuchstabieren, daß die repräsentierten Sachverhalte explizit erwähnt werden.

Doch die kognitivistische Annahme **K2** scheint falsch zu sein, *sofern Gegebenheitsweisen individualistisch konzipiert werden*.¹⁴² Es genügt in unserem Kontext, wenn wir die entsprechende Annahme relativ simpel formulieren, nämlich so:

Individualismus bezüglich Gegebenheitsweisen: Gegebenheitsweisen supervenieren auf den internen physikalischen Eigenschaften von Personen. Personen, die alle physikalischen Eigenschaften teilen, teilen alle Gegebenheitsweisen.

Warum vereitelt nun ein Individualismus bezüglich Gegebenheitsweisen die oben skizzierte kognitivistische Antwort auf den angesprochenen Einwand?

Man kann sich das anhand eines klassischen Gedankenexperiments klar machen. Nehmen wir an, es gäbe irgendwo im All eine *Zwillingserde*: Einen Planeten, der mit dem unseren in jeder Hinsicht Molekül-für-Molekül typ-identisch ist, und auf dem sich zeitlich synchron genau dasselbe abspielt wie auf der Erde.¹⁴³ Jeder von uns hat seinen Molekül-für-Molekül typ-identischen Zwilling dort, der ein genau paralleles Leben lebt. “Phänomenologisch” betrachtet, stellt sich die Sache so dar: Unsere Zwillinge dort tun dieselben Dinge wie wir, sie denken – in irgendeinem Sinne – dieselben Gedanken und haben dieselben Empfindungen.

Betrachten wir nun einen Bewohner der Erde, Ralf, sowie seinen Zwilling Zwilling-Ralf (der natürlich ebenfalls auf den Namen “Ralf” hört). Die beiden führen in jedem Moment ein exakt paralleles Leben, haben stets exakt dieselben Empfindungen, jeder Moment ihres Lebens “fühlt sich für die beiden genau gleich an”. Ich werde das im folgenden auch so ausdrücken: Die beiden sind *phänomenologisch ununterscheidbar*. Vergleichen wir nun die propositionalen Einstellungen der beiden, z.B. diejenigen, die sie mit einer Äußerung des Satzes

¹⁴² In § 1.6.4 hatte ich meine offizielle Neutralität bezüglich der Frage erklärt, *ob* der kognitive Aspekt intentionaler Gehalte (und damit Begriffe, und damit Gegebenheitsweisen) individualistisch zu deuten sind.

¹⁴³ Das Gedankenexperiment der Zwillingserde geht zurück auf Putnam 1975.

(20) Wasser ist naß.

ausdrücken würden. Eines scheint unter den geschilderten Bedingungen klar zu sein: Die Überzeugungen, die Ralf und Zwilling-Ralf mit diesem Satz (wie mit beliebigen anderen Sätzen) ausdrücken würden, sind, phänomenologisch betrachtet, völlig gleich. Sie involvieren dieselbe kognitive Perspektive.¹⁴⁴

Modifizieren wir nun unsere Vorstellung von der Zwillingserde ganz leicht, indem wir einen einzigen Unterschied zu unserer Erde einbauen: Es gibt auf der Zwillingserde kein Wasser. Statt dessen befindet sich überall dort, wo sich auf der Erde Wasser befindet, auf der Zwillingserde XYZ, eine Verbindung, die genau dieselben chemischen Makroeigenschaften hat wie Wasser, und deshalb im Leben der Bewohner der Zwillingserde genau dieselbe Rolle spielen kann, die Wasser bei uns spielt.¹⁴⁵

Welche Überzeugungen sind Ralf und Zwilling-Ralf unter diesen Bedingungen aufgrund ihrer Äußerungen von (14) zuzuschreiben? Offenbar diese:

(21) Ralf glaubt, daß Wasser naß ist.

(22) Zwilling-Ralf glaubt, daß XYZ naß ist.

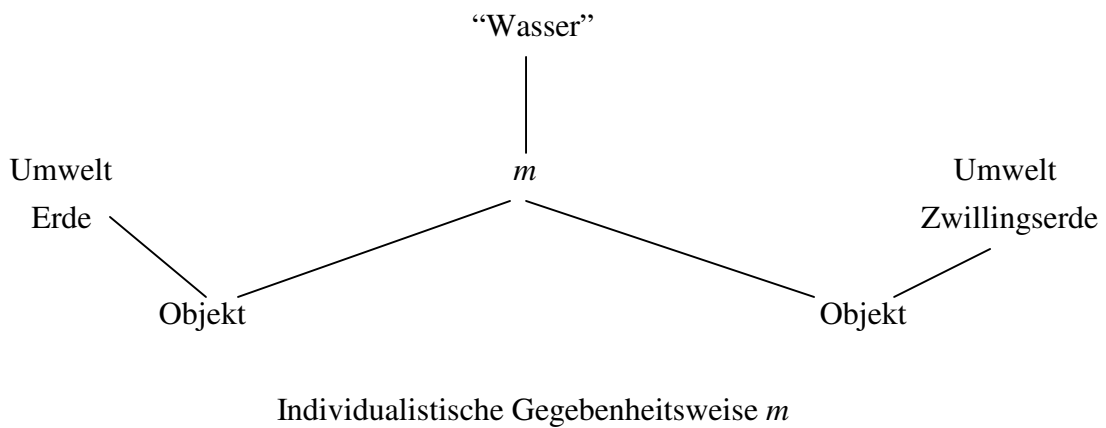
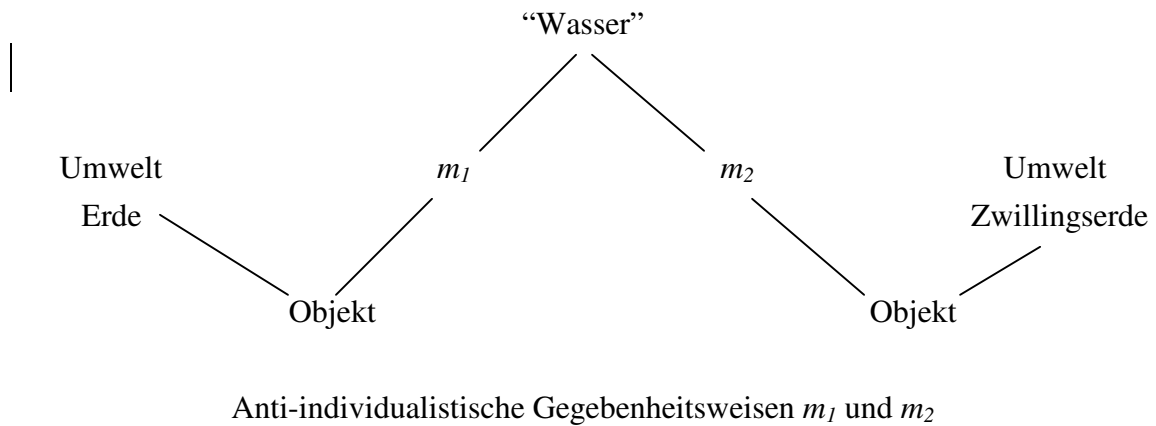
Die beiden drücken mit ihren Äußerungen von (20) (Typ-)verschiedene Überzeugungen aus, denn ihre Überzeugungen handeln von verschiedenen Dingen. Die von Ralf und Zwilling-Ralf mit (20) ausgedrückten Überzeugungen involvieren dieselben Gegebenheitsweisen, sofern diese individualistisch konzipiert sind, aber sie haben dennoch verschiedene Denotate. Den beiden Zwillingen ist Verschiedenes (Wasser und XYZ) unter phänomenologisch gleicher Perspektive gegeben. Offenbar folgt also aus der Identität der in gewisse Überzeugungen involvierten (individualistisch konzipierten) Gegebenheitsweisen nicht die Identität der Objekte, die sie festlegen.

Individualistisch konzipierte Gegebenheitsweisen legen ihre Denotate nicht absolut fest. Sie tun dies nur relativ zur Umgebung, in der sich die relevante Person befindet. K2 ist falsch, sofern Gegebenheitsweisen individualistisch konzipiert werden.

¹⁴⁴ Da uns unsere Definition strenggenommen zu keinerlei Aussage über die interpersonale Identität von Gegebenheitsweisen bemächtigt, sollten wir uns diesbezüglich zurückhalten. Das ist aber auch nicht weiter wichtig im gegebenen Kontext, denn was uns interessiert, ist ja die kognitivistische Position. Die besagt, daß Gegebenheitsweisen normalerweise öffentlich sind. Der Kognitivist *kann* also im Prinzip sagen, daß die von Ralf und Zwilling-Ralf durch je eine Äußerung von (14) ausgedrückten Überzeugungen dieselben Gegebenheitsweisen involvieren. Und sofern unser Kognitivist außerdem Individualist mit Bezug auf Gegebenheitsweisen ist, *muß* er das sogar sagen.

¹⁴⁵ Putnams Gedankenexperiment krankt strenggenommen daran, daß Ralf und Zwilling-Ralf beide zu 70% aus Wasser bestehen. Aber dieser Defekt ließe sich natürlich leicht beheben. Ich schrecke deshalb nicht davor zurück, die Geschichte in ihrer klassischen Variante zu erzählen.

Die Ideen individualistischer bzw. anti-individualistischer Gegebenheitsweisen kann man sich so vor Augen führen:



Oben hatte ich den Kognitivisten annehmen lassen, seine Gegebenheitsweisen determinierten ihre Objekte absolut (**K2**). Damit konnte er seinen Vorschlag für die Angabe der logischen Form von Einstellungsberichten gegen den Einwand schützen, er sei deshalb inadäquat, weil ihm zufolge bei der Zuschreibung von Überzeugungen die Denotate dieser Einstellungen nicht spezifiziert würden. Wir haben jetzt gesehen, daß der Kognitivist diesem Einwand doch ausgesetzt ist, sofern er seine Gegebenheitsweisen individualistisch konzipiert.

2.5.5 Drittes Problem: Kompositionalität

Die Idee der strengen kognitivistischen Position läßt sich als *These von der Verschiebung des Denotats* beschreiben. Der strenge Kognitivist negiert, daß Instanzen von

"a" denotiert a

bzw.

“*F*” denotiert *F*-heit

unter allen Bedingungen wahr sind. Denn, so seine grundlegende These, im Kontext von

“*x* glaubt, daß...”

denotiert weder “*a*” *a*, noch denotiert “*F*” *F*-heit. *In diesem Kontext* gilt vielmehr:

$(\exists m_1)$ (“*Fa*” denotiert m_1 & m_1 ist eine Gegebenheitsweise von $\langle a; F \rangle$).

Die Denotate von “*a*” und “*F*” *verschieben* sich der kognitivistischen These zufolge, wenn sie in einen Operator der Form “*x* glaubt, daß...” eingebettet werden. Die Ausdrücke haben, wie Frege sagen würde, hier ihre “*ungerade Bedeutung*”.¹⁴⁶

Die Verschiebungsthese scheint fatal zu sein. So scheint es jedenfalls, wenn wir in Betracht ziehen, daß man Operatoren von der erwähnten Art wiederholt anwenden kann. Denn im Kontext von

“*x* glaubt, daß *y* glaubt, daß...”

denotieren die Ausdrücke der strengen kognitivistischen Auffassung zufolge schon wieder etwas anderes. Für das “*Fa*” *in dieser Position* gilt nämlich

$(\exists m_1) (\exists m_2)$ (“*Fa*” denotiert m_2 &
 m_2 ist eine Gegebenheitsweise von m_1 &
 m_1 ist eine Gegebenheitsweise von $\langle a; F \rangle$).

Entsprechend würde bei der nächsten Schachtelung ein m_3 denotiert, das eine Gegebenheitsweise von m_2 ist, welches ihrerseits eine Gegebenheitsweise von m_1 ist usw., usw. Das Spiel ließe sich unendlich oft wiederholen. Die Fregeanische Auffassung impliziert, daß jeder Satz (und jedes Wort) *unendlich viele Denotate und Bedeutungen hat*. Je nach Kontext, in den der Satz eingebettet ist, nimmt er eine dieser Bedeutungen und eines dieser Denotate an. Diese Konsequenz erscheint, gelinde gesagt, nicht eben plausibel.

Was ich oben über die Denotate von “*Fa*” in der ersten und zweiten Einbettung formuliert habe, bestimmt diese nicht eindeutig. Für jede derartige Formulierung gilt: Der offene Satz, der auf den Existenzquantor folgt, wird von unendlichen vielen Gegebenheitsweisen erfüllt. Welche davon sollen wir als das Denotat von “*Fa*” in einer gegebenen Einbettung betrachten? Ich kenne keine Antwort auf diese Frage. Es scheint einfach keine Instanz zu geben, die das Denotat z.B. von einer Instanz von “*x* glaubt, daß *y* glaubt, daß *a F* ist” eindeutig festlegt. Wenn dies aber so ist, dann scheint es ebenso unmöglich zu sein, eine Regel anzugeben, welche die Bedeutung (oder auch nur das Denotat) eines Satzes in einer gegebenen Einbettung aufgrund der Bedeutungen (Deno-

¹⁴⁶ Vgl. Frege 1892.

tate) seiner Teile und der Art ihrer Zusammensetzung angibt. Die Verschiebungsthese des strengen Kognitivisten ist problematisch.¹⁴⁷

Die Moral aus der vorangegangenen Diskussion ist das

Prinzip der semantischen Unschuld: Wörter bezeichnen in opaken Kontexten nichts anderes als das, was sie in allen anderen Kontexten bezeichnen.¹⁴⁸

Das Prinzip möge uns als weiteres Desiderat bei der Suche nach einer angemessenen Repräsentation der logischen Form von Überzeugungszuschreibungen dienen. Es scheint nicht mehr und nicht weniger zu erfordern als einen Schritt zurück zu einem ganz wesentlichen Bestandteil des naiven Bildes: Es scheint zu erfordern, daß wir anerkennen, daß die Denotate der daß-Sätze (die D-Propositionen) nichts anderes als Russell-Propositionen sein können. Doch bevor ich diesen Schritt vollziehe, möchte ich der Frage nachgehen, ob nicht vielleicht eine liberalere Version des Kognitivismus Erfolg verspricht.

2.5.6 Liberaler Kognitivismus

Die Grundidee des *liberalen* Kognitivismus sei wiederum anhand dessen verdeutlicht, was die Theorie zu (1) zu sagen hat. Es ist das folgende:

(23) $(\exists m)(\exists n)$ [m ist eine Gegebenheitsweise der Erde &
 n ist eine Gegebenheitsweise des Rundseins &
 $B(\text{Ralf}, \langle m; n \rangle)$].

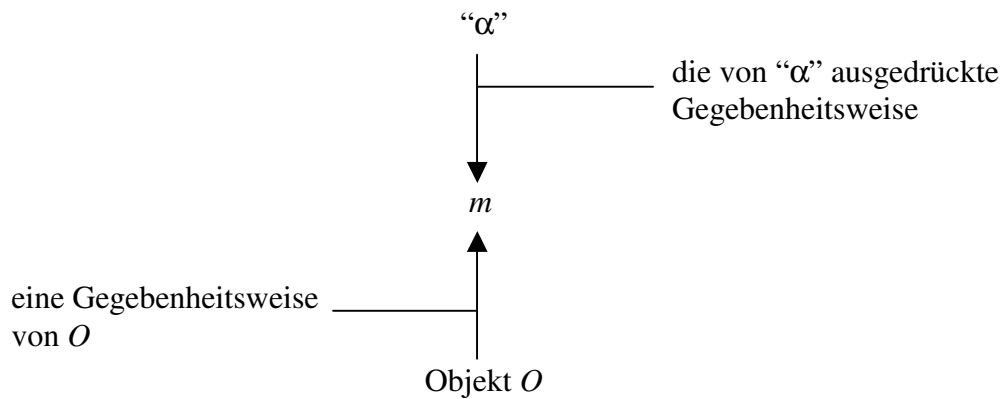
Bevor ich zur entscheidenden Idee kommen, seien zwei Dinge am Rande erwähnt.

Erstens. Es wird deutlich, daß der liberale Kognitivist tatsächlich die erste der beiden Thesen, mit denen ich die Ausgangsidee des Kognitivismus charakterisiert hatte, fallen läßt. Er bringt zwar das zweistellige kognitivistische Glaubensprädikat in Anschlag, aber (1) wird nicht mehr als Satz der Form $R(a, b)$ betrachtet. Das unterscheidet den liberalen Kognitivisten vom Vertreter des naiven Bildes wie vom strengen Kognitivisten.

Zweitens. Es zeigt sich noch ein weiterer “formaler” Unterschied zum strengen Kognitivisten, auf den ich hinweisen möchte. Während es zur Idee des strengen Kognitivisten gehört, die Gegebenheitsweisen “von oben”, d.h. über die Ausdrücke, denen sie assoziiert sind, herauszupicken, wählt der liberale Kognitivist den Weg “von unten”: Er greift seine Gegebenheitsweisen über die Objekte heraus, die sie festlegen.

¹⁴⁷ Vgl. hierzu auch Carnap 1955: § 30, Davidson 1986, Kaplan 1977.

¹⁴⁸ Den Titel des Prinzips übernehme ich aus Barwise/Perry 1981 und Crimmins/Perry 1989.



Zwei Möglichkeiten, auf eine Gegebenheitsweise Bezug zu nehmen

Nun zum entscheidenden Punkt: Der liberale Kognitivist nimmt Abstand von der Idee, daß der Zuschreiber die Gegebenheitsweisen, unter denen ein anderer etwas konzeptualisiert, *eindeutig* charakterisiert. Ihm zufolge wird mit (1) nicht mehr behauptet, als daß es eben *irgendwelche* Gegebenheitsweisen gibt, unter denen Ralf die Erde und das Rundsein konzeptualisiert (aus denen sich, das ist das Kognitivistische des Vorschlags, der Gehalt von Ralfs Überzeugung zusammensetzt).

Die Idee des liberalen Kognitivismus läßt sich verdeutlichen, wenn wir noch einmal den für den strengen Kognitivisten problematischen Satz (17) betrachten. Der liberale Kognitivist liest ihn so:

$$(24) \quad (\forall x) [x \text{ kennt Madonna} \rightarrow (\exists m) (\exists n) (m \text{ ist eine Gegebenheitsweise von Madonna} \& n \text{ ist eine Gegebenheitsweise der Musikalität} \& B(x, \langle m; n \rangle))].$$

Diesem Vorschlag zufolge wird mit (17) bloß gesagt, daß es für alle Personen, die Madonna kennen, *irgendwelche* Gegebenheitsweisen von Madonna und Musikalität gibt, unter denen sie glauben, Madonna sei musikalisch. Im Extremfall könnten alle diese Gegebenheitsweisen verschieden sein.

Was ist von dem liberalen kognitivistischen Vorschlag zu halten? Es scheint, als hätten wir, in einer anderen Hinsicht, schon wieder das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Während der strenge Vorschlag *zu restriktiv* war, scheint dieser *zu liberal* zu sein. Denn es erscheint nicht plausibel, daß wir mit unseren Zuschreibungen zwar einerseits unterstellen, daß jemand einen Sachverhalt auf irgendeine bestimmte Art konzeptualisiert, wir aber andererseits diese Art und Weise *überhaupt nicht* charakterisieren.

Neben der intuitiven Unangemessenheit gibt es wenigstens ein sehr klares Argument, das gegen die liberale kognitivistische Position spricht. Das Problem besteht darin, daß der liberale Kognitivist, wie der naive Theoretiker, auf die involvierten Gege-

benheitsweisen anhand der intentionalen Objekte, die sie festlegen, Bezug nimmt. Denn dadurch erbt der liberale Kognitivist die Probleme des naiven Theoretikers mit leeren Termen. Betrachten wir, um das zu sehen, noch einmal den Satz

(8) Ralf glaubt, daß Superman ein netter Kerl ist

Wenn wir versuchen, die Idee des liberalen Kognitivisten auf (8) anzuwenden, gelangen wir zu

(25) $(\exists m) (\exists n)$ [m ist eine Gegebenheitsweise von Superman &
 n ist eine Gegebenheitsweise der Nettigkeit &
 $B(\text{Ralf}, \langle m; n \rangle)$].

Doch (25) hat, selbst wenn (8) wahr ist, keinen Wahrheitswert. Das liegt einfach daran, daß in (25) von Superman die Rede ist. (25) kann nur dann wahr sein, wenn es Superman gibt. Doch den gibt es nicht.

Dieses Problem läßt sich nun mit Hilfe des schon erwähnten technischen Tricks lösen. Der liberale Kognitivist kann einfach annehmen, daß die Russell-Proposition, die das intentionale Objekt der zugeschriebenen Überzeugung ausmacht, “an ihrer Subjektstelle” die leere Menge enthält. Damit bekäme er die folgende Lesart von (8):

(25a) $(\exists m) (\exists n)$ [m ist eine Gegebenheitsweise von \emptyset &
 n ist eine Gegebenheitsweise der Nettigkeit &
 $B(\text{Ralf}, \langle m; n \rangle)$].

Doch das führt den liberalen Kognitivisten nur zu einem neuen Problem: Seinem Vorschlag zufolge hat

(11) Ralf glaubt, daß Batman ein netter Kerl ist.

genau dieselbe Wahrheitsbedingung wie (8) – nämlich (25a). Dieses Ergebnis ist nicht zu tolerieren. Der Ansatz des liberalen Kognitivisten ist, so scheint es, *zu liberal*.

Betrachtet man die erwähnten Interpretations-Vorschläge des liberalen Kognitivisten etwas genauer, so mag man (überrascht) feststellen, daß in ihnen keine Ausdrücke in opaker Position stehen. Der liberale Kognitivist rettet nicht einmal die Opakheit der ursprünglichen Sätze in seine Interpretationen. Angesichts dessen könnte man sich fragen, ob das noch der Grundidee des Kognitivismus entspricht. Andererseits: Der liberale Kognitivist fällt eindeutig unter die Definition des Kognitivismus, die ich oben gegeben habe. Und es ist keinesfalls unüblich, die kognitivistische Position auf diese Weise zu definieren.¹⁴⁹ Vielleicht zeigt sich am liberalen Kognitivisten, daß die Definition nicht optimal ist.

¹⁴⁹ Siehe z.B. Schiffer 1994a.

Appendix: Das Madonna-Argument

In § 2.3.2 habe ich darauf hingewiesen, daß dem strengen Kognitivisten zufolge

(17) Alle, die Madonna kennen, glauben, daß sie musikalisch ist.

voraussetzt, daß

(*) Es ist nicht der Fall, daß es *genau eine* Gegebenheitsweise gibt, unter der *alle*, die glauben, daß Madonna musikalisch ist, dies glauben.

falsch ist. (*) scheint aber wahr zu sein. Deshalb hat der strenge Kognitivist hier ein Problem.

Kripke und Schiffer bringen dieses Argument, und sie setzen voraus, daß (*) wahr ist. Das Problem dabei ist, daß der Begriff einer Gegebenheitsweise, bzw. das, was wir bisher über die Bedeutung von “Gegebenheitsweisen” festgelegt haben, einen Schluß auf (*) strenggenommen *nicht* legitimiert. Das liegt daran, daß unser Verständnis des Wortes “Gegebenheitsweise” so minimal (maximal liberal) ist, daß aus ihm bloß eine hinreichende Bedingung für die Verschiedenheit von Gegebenheitsweisen *ein und derselben Person* folgt, nicht aber eine solche für Gegebenheitsweisen *verschiedener Personen*. Ich hatte oben (§ 2.4.2) bereits darauf hingewiesen, daß der Begriff – so weit, wie ich ihn bisher festgelegt habe – ein rein intrapersonaler Begriff ist.¹⁵⁰

Erinnern wir uns: Ich habe die Definition von “Gegebenheitsweise” oben bewußt unabgeschlossen gelassen. Jetzt wird ein Grund dafür deutlich: Es wäre – so könnte man jedenfalls meinen – angemessen, “Gegebenheitsweise” so zu definieren, daß damit (*) die Chance eingeräumt wird, etwas Wahres auszudrücken.

Doch selbst wenn (*) im Rekurs auf die bisher festgeschriebene Bedeutung von “Gegebenheitsweise” nicht gerechtfertigt werden kann, so läßt sich aus der Madonna-Überlegung dennoch ein Argument gegen den strengen Kognitivisten gewinnen – nämlich ein *argumentum ad hominem*. Die Idee ist diese: Uns legitimiert im Moment nichts dazu, Aussagen von der Art

Die (verschiedenen) Personen x und y haben Überzeugungen, welche dieselben/verschiedene Gegebenheitsweisen involvieren.

zu machen. Das gibt unser minimaler Begriff der Gegebenheitsweise schlicht und ergreifend nicht her. Ganz anders liegen die Dinge beim strengen Kognitivisten. Dieser ist

¹⁵⁰ Kripke und Schiffer setzen die Wahrheit von (*) schlicht voraus. Schiffer scheint damit einen Fehler zu begehen. Denn er definiert “Gegebenheitsweise” *vollständig* über Freges Bedingung. In seiner Sprache drückt das Wort folglich einen rein intrapersonal definierten Begriff aus. Folglich hat (*) – so scheint es – in Schiffers Sprache strenggenommen überhaupt keine vollständige Bedeutung. Das ist der Grund, aus dem heraus ich es offen gelassen habe, daß Freges Bedingung *alles* ist, was “Gegebenheitsweise” definiert.

bereits darauf festgelegt, daß Aussagen über interpersonale Identität bzw. Verschiedenheit von Gegebenheitsweisen einen Sinn machen und manchmal wahr sind. Daß der strenge Kognitivist darauf festgelegt ist, sieht man leicht, wenn man sich eine weitere Voraussetzung des strengen kognitivistischen Bildes klar macht, nämlich diese:

K3 Gegebenheitsweisen sind *öffentlich*: Ein und dieselbe Gegebenheitsweise kann in die Überzeugungen verschiedener Personen involviert sein. Mit anderen Worten: Verschiedene Personen können Überzeugungen mit derselben kognitivistischen Proposition als Objekt haben.

Es folgt ein Einschub zur Klarstellung: Das Prinzip der Öffentlichkeit der Gegebenheitsweisen impliziert, daß Gegebenheitsweisen intersubjektiv geteilt werden können. Das liegt nicht in unserem Begriff der Gegebenheitsweise. Der strenge Kognitivist kann die Aussagen über interpersonale Identität bzw. Verschiedenheit von Gegebenheitsweisen, soweit ich sehe, nur dadurch legitimieren, daß er plausibel macht, daß die-und-die Entitäten – sagen wir *Fs* – die Rolle von Gegebenheitsweisen spielen, und daß *Fs* Entitäten sind, die intersubjektiv geteilt werden können. Auf die mit der Frage nach der intersubjektiven Teilbarkeit von Gegebenheitsweisen zusammenhängenden Probleme werde ich später, unabhängig von Kognitivisten, eingehen. Ich möchte die Sache hier nicht weiter verfolgen.

Das Ergebnis der vorangegangenen Überlegungen ist dies: Der strenge Kognitivist muß annehmen, daß Gegebenheitsweisen intersubjektiv teilbar sind. Auf der Basis dieser Annahme sieht es aber so aus, als sei (*) wahr. Der strenge Kognitivist ist aber darauf festgelegt, daß (*) falsch ist. Also hat der strenge Kognitivist ein Problem.

Nun kann man natürlich sagen: “Selbst unter der Annahme, daß Gegebenheitsweisen intersubjektiv geteilt werden können – (*) sieht ja plausibel aus. Aber ist es, unter dieser Annahme, tatsächlich wahr? Wo ist das Argument?”

Hier ist es.

Erste Überlegung. Nehmen wir an, Bertha kenne Madonna aus Schulzeiten, sei aber aus tiefgreifender Abneigung gegenüber jeder Form von Pop-Kultur niemals mit ihrem künstlerischen Schaffen konfrontiert gewesen. Mit anderen Worten: Bertha kennt Madonna *nur* als Schülerin. Ralf hingegen kennt Madonna so, wie die meisten von uns: als exzentrische Gesangs- und Schauspiel-Diva – und *nur* so. Nehmen wir weiter an, die beiden würden mit einem neuen, ihnen bis dato unbekanntem, Video-Clip Madonnas konfrontiert. (Auch Bertha kann sich diesmal nicht entziehen.) Beide würden, so können wir annehmen, beim Betrachten des Video-Clips sehr ähnliche Überzeugungen erwerben, z.B. die, daß die Frau im Video-Clip eine neue Version von “American Pie” singt. Doch diese neu gewonnenen Überzeugungen würden in den Überzeugungssystemen von

Bertha und Ralf ganz verschiedene Rollen spielen. Während die genannte Überzeugung bei Ralf, mit dessen sonstigen Überzeugungen über Madonna inferentiell interagieren würde, wäre nichts dergleichen bei Bertha der Fall. Berthas alte Madonna-Überzeugungen aus der Schulzeit, und ihre neuen – anhand des Video-Clips erworbenen – Überzeugungen über Madonna wären inferentiell voneinander abgeschottet. Das potentielle Bestehen, bzw. Nicht-Bestehen solcher inferentieller Barrieren mag unser Gefühl nähren, daß Ralf und Bertha vor dem Ansehen des Video-Clips verschiedene Freugesche Sinne mit “Madonna” assoziierten.

Zweite Überlegung. Verändern wir das im letzten Absatz geschilderte Szenario in einem einzigen Punkt. Nehmen wir an, Ralf habe Madonna vor dem Betrachten des Video-Clips überhaupt nicht gekannt. Nun könnte nach dem Ansehen des Video-Clips etwa folgendes der Fall sein:

Bertha glaubt, daß Madonna eine neue Version von “American Pie” singt, aber sie glaubt nicht, daß Elsa Jones eine neue Version von “American Pie” singt,

wobei “Elsa Jones” – das sei hier noch einmal angenommen – der bürgerliche Name von Madonna ist, unter dem auch Bertha sie als Schülerin kannte. Hieraus läßt sich nun tatsächlich – vor dem Hintergrund der minimalen Definition von “Gegebenheitsweise” – folgern, daß Bertha über zwei verschiedene Gegebenheitsweisen von Madonna verfügt (und nicht weiß, daß sie beide Gegebenheitsweisen von Madonna sind.) Madonna ist Bertha unter einer dieser Gegebenheitsweisen schon seit ihrer Schulzeit bekannt, unter der anderen erst seit ein paar Minuten.

Wenn wir nun von hier aus weiter argumentieren wollen, müssen wir uns hypothetisch auf die Annahme des Kognitivisten einlassen, daß Gegebenheitsweisen intersubjektiv teilbar sind. Auf dieser Basis können wir, ausgehend von der *intrapersonalen* Verschiedenheit der mit “Madonna” assoziierten Gegebenheitsweisen, plausiblerweise auf eine gewisse *interpersonale* Verschiedenheit der Gegebenheitsweisen schließen. Nämlich so: Es sei b_1 die alte “Madonna”-Gegebenheitsweise von Bertha (also der, die sie seit Schulzeiten mit diesem Wort assoziiert), b_2 sei Berthas neue (durch das Ansehen des Video-Clips erworbene) “Madonna”-Gegebenheitsweise und r sei die Gegebenheitsweise, die Ralf mit “Madonna” assoziiert. Im letzten Absatz habe ich gefolgert, daß

$$b_1 \neq b_2.$$

Nun scheint die Situation, in der sich Bertha und Ralf befinden, eine Situation *par excellence* zum Erwerb derselben Gegebenheitsweise zu sein. Aufgrund welcher Umstände sollten Personen *jemals* dazu gelangen, mit einem Ausdruck dieselbe Gegebenheitsweise zu assoziieren, wenn nicht durch Umstände wie diese? Zu bestreiten, daß es jedenfalls sein könnte, daß Bertha und Ralf hier dieselbe Gegebenheitsweise von Madon-

na erwerben, erscheint mir wie zu bestreiten, daß es überhaupt möglich ist, daß zwei Personen mit einem Ausdruck dieselbe Gegebenheitsweise verbinden. Doch wer das behaupten wollte, müßte das Prinzip der Öffentlichkeit der Gegebenheitsweise **K3**, und damit den strengen Kognitivismus, gegen den ich hier argumentiere, verwerfen. – Ich sehe demnach keine andere Chance für den strengen Kognitivist, als einzuräumen, daß es möglich ist, Bertha und Ralf in dieser Situation dieselbe “Madonna”-Gegebenheitsweise erwerben.

Wir können annehmen, daß im Beispiel tatsächlich *der Fall* ist, was jedenfalls *möglich* ist: Bertha und Ralf haben durch das Betrachten des Videos dieselbe Gegebenheitsweise mit den Namen “Madonna” verknüpft; und mithin ist

$$b_2 = r.$$

Es ergibt sich also, daß

$$b_1 \neq r.$$

Anders formuliert: Berthas “alte” “Madonna”-Gegebenheitsweise ist verschieden von der Gegebenheitsweise, die Ralf mit diesem Namen verbindet. Damit ist gezeigt, daß sich bei verschiedenen Personen, die sehr verschiedene “Bilder” mit einem bestimmten Namen assoziieren, tatsächlich die mit dem Namen verbundenen Gegebenheitsweisen unterscheiden. (Mit “verschiedenen Bildern” sind hier solche gemeint, die in dem Maße verschieden sind, wie die Bilder von Bertha vor dem Ansehen des Video-Clips von demjenigen Ralf nachher.)

Soweit meine Überlegungen zur Begründung von (*). Wenn das vorgetragene Argument akzeptabel ist, dann hat der strenge Kognitivist in der Tat ein Problem mit Sätzen wie (17), jedenfalls solange er nicht zeigen kann, daß solche Sätze niemals opak verwendet werden.¹⁵¹

¹⁵¹ Die hier angedeutete Alternative hatte ich in § 2.5.3 angesprochen.

2.6. Die flexible Theorie

2.6.1 Der dreistellige Ansatz

Wie könnte eine Theorie aussehen, die alle sieben Desiderate erfüllt, weil sie die Vorteile des naiven Bildes wie des Kognitivismus für sich verbuchen kann, während sie die Nachteile beider vermeidet? Vor dem Hintergrund der bisherigen Diskussion sollte deutlich sein, daß eine Theorie, welche die folgenden Behauptungen impliziert, gute Chancen hat, diesen Anforderungen gerecht zu werden:

- Mit Überzeugungszuschreibungen wird auch der kognitive Aspekt der zugeschriebenen Überzeugung charakterisiert. Durch sie werden Gegebenheitsweisen ins Spiel gebracht.

Aber:

- Dennoch denotieren die Wörter in den daß-Sätzen nichts anderes als das, was sie sonst auch denotieren. Die daß-Sätze als Ganze denotieren dementsprechend Russell-Propositionen (und sonst nichts). D-Propositionen sind Russell-Propositionen.

Man kann diese beiden Annahmen unter zwei Perspektiven betrachten. Unter der einen Perspektive läßt sich sagen: Die erste dieser Annahmen schließt das naive Bild aus, die zweite den Kognitivismus. Unter der zweiten Perspektive läßt sich sagen: Die zweite der genannten Annahmen bewahrt eine (*die?*) zentrale Motivation für das naive Bild, die erste bewahrt eine (*die?*) zentrale Motivation des Kognitivismus.

Die Probleme des naiven Bildes haben einerseits deutlich gezeigt, daß Überzeugungszuschreibungen Gegebenheitsweisen ins Spiel bringen. Andererseits ist anhand der Probleme des Kognitivismus aber auch deutlich geworden, daß es problematisch ist, die Glaubensrelation als eine zweistellige Relation zwischen Personen und Gegebenheitsweisen anzusehen, und in Folge dessen davon auszugehen, daß die Ausdrücke, die auf das "daß" folgen, in diesem Kontext die mit ihnen verbundenen Gegebenheitsweisen denotieren. Deshalb ist auch die zweite der genannten Annahmen gut motiviert.

Die zentrale Frage, die sich anläßlich der genannten Annahmen stellt, ist also nicht: *Wie sind diese Annahmen zu motivieren?* Die Frage ist: *Wie lassen sie sich unter einen Hut bringen?* Anders gefragt: *Wie kann ein Ansatz aussehen, der die zentralen Motive des naiven Bildes einerseits und des Kognitivismus andererseits bewahrt, und gleichzeitig die Nachteile beider Auffassungen vermeidet?* Die folgende Annahme hat eine gute Chance, als Basis eines solchen Ansatzes herhalten zu können:

- “glauben” denotiert (in Standardzuschreibungen) eine *dreistellige* Relation $B(x, p, m)$ zwischen Personen, Russell-Propositionen und Gegebenheitsweisen.

Diese Annahme eröffnet uns die Chance, einerseits Gegebenheitsweisen ins Spiel zu bringen, aber andererseits allein die Russell-Proposition als das Denotat des daß-Satzes aufzufassen.

Wird das dreistellige Glaubensprädikat ohne Umschweife auf (1) angewendet, ergibt sich die folgende Interpretation:

$$(26) \quad (\exists m) (\exists n) [B(\text{Ralf}, \langle \text{die Erde}; \text{Rundheit} \rangle, \langle m; n \rangle)].$$

Wenn wir jetzt (das muß zusätzlich gesagt werden) allein die Russell-Proposition als Denotat des daß-Satzes betrachten, erfüllt der Ansatz die beiden eingangs genannten Bedingungen.

Aber natürlich ist der Vorschlag, der sich in (26) ausdrückt, noch sehr roh. Er hat ein relativ offensichtliches Problem: Er ist zu liberal, und zwar in genau demselben Sinne, in dem der oben erläuterte liberale kognitivistische Vorschlag zu liberal ist. Laut (26) wird mit (1) bloß gesagt, daß Ralf unter irgendeiner Gegebenheitsweise glaubt, daß die Erde rund ist, aber es wird in keinster Weise spezifiziert, was für eine Gegebenheitsweise dies ist. Deshalb führt der dreistellige Ansatz in obiger Rohfassung in dieselben Probleme bezüglich leerer Terme wie die Auffassung des liberalen Kognitivisten. Auch dem rohen salomonischen Ansatz zufolge wäre die Wahrheitsbedingung von

$$(8) \quad \text{Ralf glaubt, daß Superman ein netter Kerl ist}$$

und

$$(11) \quad \text{Ralf glaubt, daß Batman ein netter Kerl ist}$$

auf dieselbe Weise anzugeben. Nämlich so:

$$(27) \quad (\exists m) (\exists n) [B(\text{Ralf}, \langle \emptyset, \text{Nettigkeit} \rangle, \langle m; n \rangle)].$$

Die Probleme mit leeren Termen, mit denen bereits das naive Bild zu kämpfen hatte, ziehen sich, über die Position des liberalen Kognitivismus, bis hierher, zur rohen Anwendung eines dreistelligen Glaubensprädikats.

In der rohen Form scheitert der dreistellige Ansatz. Aber dennoch: Die grundlegende Idee, ein dreistelliges Glaubensprädikat einzuführen, verdient sicher der weiteren Betrachtung. Wie läßt sich der Ansatz zu einer plausiblen Theorie entwickeln? Eine sehr abstrakte Antwort auf diese Frage liegt auf der Hand: Das Problem an (26) ist, daß dort einfach nur über Gegebenheitsweisen *quantifiziert* wird, ohne sie im geringsten zu *qualifizieren*. Das scheint unserer Praxis nicht angemessen zu sein. Wenn wir versuchen, den dreistelligen Ansatz so auszubauen, daß er dem Rechnung trägt, dann ist es überaus naheliegend, die logische Form von (1) durch das folgende Schema anzugeben:

(28) $(\exists m) (\exists n) [\langle m; n \rangle \text{ ist } \Phi^* \ \& \ B(\text{Ralf}, \langle \text{die Erde; Rundheit} \rangle, \langle m; n \rangle)]$.¹⁵²

Dies bringt zum Ausdruck, daß mit einer Äußerung von (1) nicht bloß über Gegebenheitsweisen quantifiziert wird, sondern diese auch qualifiziert werden. Es wird gesagt, daß das geordnete Paar aus den beiden relevanten Gegebenheitsweisen eine bestimmte Eigenschaft hat: Φ^* . Was für eine Eigenschaft das ist, ist dabei völlig offen. (Deshalb ist die Antwort so abstrakt.)

In (28) manifestiert sich somit noch keine eigene Theorie zur Angabe der logischen Form von Überzeugungszuschreibungen. Aber auf der Basis von (28) sind verschiedene Theorien denkbar. Sie unterscheiden sich im Hinblick darauf, welche Annahmen sie über Φ^* machen. (28) eröffnet einen Rahmen für ein ganzes Spektrum von Theorien. In diesem Abschnitt werde ich die dieser Tage populärste Theorie dieser Art unter die Lupe nehmen. Im letzten Abschnitt werde ich eine Alternative dazu entwickeln.

2.6.2 Die flexible Theorie

Eine Möglichkeit, den dreistelligen Ansatz weiterzuentwickeln, ist die im Moment sehr beliebte *flexible* Theorie.¹⁵³ Die flexible Theorie basiert auf zwei Grundideen:

Erste Idee: Die Eigenschaft Φ^* wird durch den jeweiligen Äußerungskontext festgelegt.

Dieser Annahme wegen bezeichne ich den Ansatz als die “flexible Theorie”. Der Preis für die Flexibilität bei der Charakterisierung der Gegebenheitsweisen liegt im Postulieren eines versteckten Indikators:

Zweite Idee: Auf die jeweils einschlägige Eigenschaft Φ^* wird innerhalb des Zuschreibungssatzes durch einen versteckten Indikator Bezug genommen.

Die Idee der “quasi-demonstrativen” Bezugnahme auf Φ^* eröffnet erst die Möglichkeit der Flexibilität, in der die eigentliche Attraktivität der Theorie liegt. Was ich hier als die “flexible Theorie” bezeichne ist strenggenommen keine konkrete Theorie, sondern eher ein Rahmen, der verschiedene Möglichkeiten eröffnet.

¹⁵² (28) enthält den Schemabuchstaben Φ^* und ist damit streng genommen nur ein Kandidat für ein *Schema* der logischen Form von (1). Einen Kandidaten für die Angabe der logischen Form von (1) erhält man streng genommen erst, wenn man den Schemabuchstaben durch die Bezeichnung einer Eigenschaft ersetzt. In dieser Hinsicht unterscheidet sich (28) von den bislang diskutierten Kandidaten.

¹⁵³ Was ich hier als flexible Theorie darstelle, ist im wesentlichen Schiffers Version einer solchen Theorie (siehe etwa Schiffer 1992). Im übrigen vertritt (vertrat) Schiffer von ihm dargestellte Theorie nur relativ zu einer Annahme, die er für fragwürdig hält: nämlich die, daß es möglich ist, für natürliche Sprachen kompositionale W-Kalküle anzugeben. Zum Begriff des kompositionalen W-Kalküls siehe § 2.1.5. Weitere Versionen der flexiblen Theorie finden sich in Crimmins/Perry 1989, Fodor 1989 und Crimmins 1992.

Betrachten wir die Idee etwas genauer.

Der versteckte Indikator. Der flexiblen Theorie zufolge sind Standardzuschreibungssätze in Analogie zu Sätzen wie “Es regnet” zu betrachten. Mit “Es regnet” nehmen wir normalerweise implizit auf einen Ort Bezug. (Meistens ist das der Ort der Äußerung, aber man kann den Satz auch verwenden, wenn man in München nach dem Wetter in Hamburg gefragt wird.) Dennoch enthält der Satz selbst keinen *expliziten* Bestandteil, der auf die entsprechende Raumregion verweist. Es wird deshalb angenommen, daß er einen *impliziten* Bestandteil enthält, der den Bezug herstellt, und damit scheint etwa folgendes gemeint zu sein: Der Satz verhält sich semantisch gesehen so, als enthielte er den fraglichen Bestandteil explizit. Ein Satz s enthält demnach genau dann einen impliziten Bestandteil α , wenn α in einer (der?) korrekten Angabe der logischen Form von s auftaucht, in s selbst aber weder α noch ein bedeutungsgleicher Ausdruck zu finden ist.

Flexibilität. Der postulierte implizite singuläre Term ist ein *Indikator*. Dadurch kann die Frage, *welche* Eigenschaft durch den verborgenen Bestandteil denotiert wird, d.h. *wie* die fraglichen Gegebenheitsweisen charakterisiert werden, vom jeweiligen Kontext der Äußerung abhängig gemacht werden.

Das Bild, das hier von der logischen Form von Überzeugungszuschreibungen entworfen wird, ist sehr flexibel, weil es einerseits Gegebenheitsweisen einführt, andererseits weder auf einen strengen noch auf einen liberalen Umgang mit ihnen festgelegt ist. Damit ist folgendes gemeint: Die flexible Theorie impliziert weder, daß die Zuschreibung stets nur dann wahr sein kann, wenn “das Subjekt” der Zuschreibung eine Überzeugung mit einer genau angegebenen Gegebenheitsweise hat, noch impliziert es, daß Gegebenheitsweisen zwar ins Spiel gebracht werden, aber immer *völlig unbestimmt* bleiben. Die erste dieser beiden unattraktiven Annahmen war die des strengen Kognitivisten, die zweite die des liberalen Kognitivisten. Dem flexiblen Bild zufolge *kann* sowohl das eine als auch das andere auftreten: die präzise Bestimmung wie auch das völlige Unbestimmt-Lassen der fraglichen Gegebenheitsweisen. Darüber hinaus ist jede erdenkliche, mehr oder minder starke Art der Charakterisierung der relevanten Gegebenheitsweisen möglich. Das alles kann von Fall zu Fall wechseln. Diese Möglichkeit wird durch die kontextuelle Festlegung von Φ^* geschaffen.

Besondere Form der Kontextabhängigkeit. Der flexiblen Theorie zufolge haben Sätze der Bauart $\lceil x \text{ glaubt, daß } p \rceil$ ihre Wahrheitswerte nicht *absolut*, sondern nur *relativ auf eine bestimmte Verwendungssituation*. Das allein ist noch nichts besonderes. Ein Satz wie “Anna glaubt, daß heute Montag ist” hat seinen Wahrheitswert *natürlich* nicht absolut, sondern relativ zu gewissen Zügen der Situation, in der er geäußert wird. Sein Wahrheitswert in einer bestimmten Situation hängt davon ab, an welchem Tag er geäußert wird und wer mit “Anna” gemeint ist. Das liegt auf der Hand und wird nicht nur von den Vertretern der flexiblen Theorie so gesehen. Doch der flexiblen Theorie zufolge

gibt es neben den genannten Hinsichten (und anderen, man denke etwa an Äquivokation) *noch eine weitere Hinsicht*, in welcher der Wahrheitswert von Sätzen der Form $\lceil x$ glaubt, daß $p \rceil$ kontextabhängig ist. Der Wahrheitswert solcher Sätze ist diesem Bild zufolge auch deshalb kontextabhängig, weil er davon abhängt, welchen Wert Φ^* in einer bestimmten Situation annimmt.

Hier ist ein Beispiel. Anna und Bertha befinden sich auf einer Party. Ein Mann ist ihnen eben als “Schmidt” vorgestellt worden. Nun sagt Anna über ihren Freund Hubert zu Bertha:

(29) Hubert glaubt, daß Schmidt für diesen miserablen Wein verantwortlich ist.

Wie hat Anna hier diejenige Gegebenheitsweise von Schmidt charakterisiert, unter der Hubert ihrer Meinung nach von Schmidt glaubt, daß dieser für den miserablen Wein verantwortlich sei? Die Antwort der flexiblen Theorie ist: “Das kommt drauf an.” Theesen darüber aufzustellen, worauf es genau ankommt, würde bedeuten, anzufangen, eine konkrete flexible Theorie auszubuchstabieren. Wie auch immer eine solche Ausarbeitung im Detail aussehen würde: Ein wichtiger Parameter sollten in jedem Fall die Mutmaßungen der Zuschreiberin (Anna) darüber sein, in welcher Weise das “Subjekt” der Zuschreibung (Hubert), den Gegenstand, von dem die zugeschriebene Überzeugung handelt (Schmidt), konzeptualisiert. Vergleichen wir zwei mögliche Situationen.

Situation 1: Hubert ist derjenige, der Anna und Bertha eben mit Schmidt bekannt gemacht hat.

Situation 2: Hubert befindet sich nicht auf der Party, sondern zu Hause. Er hat Schmidt noch nie gesehen, aber er weiß, daß Schmidt der Weinhändler des Gastgebers ist. Als Anna sich eben am Telefon über den Wein beklagte, gab Hubert zu verstehen, was Anna mit ihrer Äußerung von (29) Bertha berichtete.

Die flexible Theorie eröffnet uns die Möglichkeit, anzunehmen, daß Anna in den beiden möglichen Situationen plausiblerweise die Gegebenheitsweise, unter der Hubert Schmidt konzeptualisiert, verschieden charakterisiert. Das ist plausibel, weil sie in den verschiedenen Situationen ganz verschiedene Überzeugungen über Huberts Überzeugungen über Schmidt hat.¹⁵⁴

¹⁵⁴ Ein weiterer Kandidat für einen Parameter, der Einfluß auf die Weise der Charakterisierung von Gegebenheitsweisen haben könnte, sind die Mutmaßungen der Zuschreiberin hinsichtlich des Adressaten der Zuschreibung und dessen Weise, den Gegenstand der zugeschriebenen Überzeugung zu konzeptualisieren, dar. Darauf möchte ich hier aber nicht weiter eingehen.

2.6.3 Relative Überlegenheit

Die flexible Theorie scheitert an keinem der Einwände, die ich gegen die anderen Ansätze vorgebracht habe. Ich werde im Folgenden noch einmal stichwortartig die Probleme durchgehen, die sich für die anderen erwähnten Ansätze stellen, und erklären, warum sie keine Herausforderung für die flexible Theorie darstellen.

- *Kompositionalität, bzw. Prinzip der semantischen Unschuld* (§§ 2.2.1, 2.5.5). Der Kognitivist hat aufgrund seiner Verschiebungsthese ein Problem mit dem Kompositionalitäts-Desiderat. Die flexible Theorie braucht keine Verschiebungsthese. Da sie allein die fragliche Russell-Proposition als Denotat des daß-Satzes einer Überzeugungszuschreibung betrachtet, und damit dem Prinzip der semantischen Unschuld folgt, hat sie keine besonderen Probleme mit dem Kompositionalitäts-Desiderat.
- *Relationalität* (Einleitung, § 2.2.2). Es ist offenkundig, daß die flexible Theorie das Glaubens-Prädikat als relational auffaßt.
- *Existenzindifferenz, bzw. leere Terme* (§ 2.2.3). An diesem Desiderat ist noch der rohe dreistellige Ansatz gescheitert. Die flexible Theorie hat kein Problem mit leeren Termen, sofern wir ihr den Kunstgriff erlauben, die leere Menge als “Quasi-Bezugsobjekt” für leere Terme einzuführen. Im Hinblick auf die naive Theorie wurde diese Option bereits diskutiert.¹⁵⁵ Dort hatte sich allerdings gezeigt, dass auf diese Weise zwar zunächst ein Problem umgangen werden könnte, doch im Resultat ein weiteres Problem entstünde: Den Sätzen (8) (“Ralf glaubt, daß Superman ein netter Kerl ist”) und (11) (“Ralf glaubt, daß Batman ein netter Kerl ist”) würde dieselbe Wahrheitsbedingung zugewiesen. Im Rahmen der flexiblen Theorie hingegen ergäbe sich diese Konsequenz bei der Einführung der leeren Menge als “Quasi-Bezugsobjekt” für leere Terme nicht, denn plausiblerweise würden bei Äußerungen von (8) bzw. (11) die involvierten Gegebenheitsweisen durch die jeweilige Eigenschaft Φ^* ganz verschieden charakterisiert.
- *Opakheit, bzw. Freges Desiderat* (§ 2.2.4). Die flexible Theorie hat keine Schwierigkeiten, Freges Desiderat zu genügen, da sie ja Gegebenheitsweisen in die Angabe der logischen Form mit einfließen läßt. Freges Desiderat deckt sicher den zentralen Aspekt des allgemeinen Desiderats der Opakheit ab. Auf einen weiteren Aspekt (Kripkes Puzzle) und die damit verbundenen Fragen werde ich im nächsten Paragraphen eingehen. Im Anschluß werden wir sehen, ob die flexible Theorie auch diesem speziellen Fall Rechnung tragen kann.

¹⁵⁵ Siehe § 2.3.2.

- *Repräsentat-Bestimmung* (§ 2.5.2). Der Kognitivist hat ein Problem mit diesem Dilemma, weil er annimmt, daß die Glaubensrelation allein zwischen Personen und Gegebenheitsweisen besteht. Die flexible Theorie ist frei von diesem Problem, weil ihr zufolge auch das Repräsentat einer Überzeugung selbst (die fragliche Russell-Proposition) ein Relatum der Glaubens-Relation ist.

Die flexible Theorie scheint somit allen anderen erwähnten Ansätzen überlegen zu sein, jedenfalls im Hinblick auf die Probleme, die in der bisherigen Diskussion dieses Kapitels eine Rolle gespielt haben.¹⁵⁶

Die Popularität der flexiblen Theorie gründet sich darüber hinaus nicht zuletzt darauf, daß sie neben den erwähnten noch einen ganz besonderen Trumpf im Ärmel zu haben scheint: Es ist weithin anerkannt, daß die flexible Theorie die Ressourcen für eine plausible Reaktion auf Kripkes Puzzle in sich birgt.

“[T]he London/Londres and Paderewski-examples that puzzled Saul Kripke [...] are no puzzles for the hidden-indexical theory” (Schiffer 1992: 510).¹⁵⁷

Im folgenden werde ich die Reaktion der flexiblen Theorie auf Kripkes Puzzle unter die Lupe nehmen.

2.6.4 Kripkes Puzzle

¹⁵⁶ Es soll nicht verschwiegen werden, dass es natürlich weitere Probleme für die flexible Theorie gibt. Schiffer (1992) stellt drei weitere Probleme der flexiblen Theorie heraus, von denen ich im Rahmen dieser Arbeit nur eines werde diskutieren können.

Das Problem des Meinens wird in § 2.7.1. diskutiert werden.

Das Problem der logischen Form. Der flexiblen Theorie zufolge denotiert “glauben” eine dreistellige Relation. Aber wir gebrauchen in der natürlichen Sprache niemals Sätze, in denen diese angebliche Dreistelligkeit explizit gemacht wird. Das läßt die Annahme der flexiblen Theorie *ad hoc* erscheinen. Ludlow (1995) argumentiert, daß sich dieses Problem lösen läßt, und daß seine Lösung zu einer Verschärfung des Problems des Meinens führt. Der Gedankengang ist jedoch zu komplex, um im Rahmen dieser Arbeit dargestellt zu werden.

Das Problem der Gegebenheitsweisen. Dieses Problem ist ein sehr generelles. Die flexible Theorie involviert Gegebenheitsweisen. Wir können die Idee einer Gegebenheitsweise durch Freges Bedingung in plausibler Weise auf den Begriff bringen. Doch dadurch erhalten wir nur einen Begriff. Die Frage, welche Sorte von Entitäten die Rolle der Gegebenheitsweisen spielt, ist nach wie vor offen. Wir wissen bisher nicht, was Gegebenheitsweisen sind, und es scheint kein leichtes Unternehmen zu sein, diese Frage in zufriedenstellender Weise zu beantworten. Dieses Problem teilt die flexible Theorie natürlich mit jeder anderen Theorie, die Gegebenheitsweisen ins Spiel bringt. Eine mögliche Reaktion darauf ist, Ansätze für ein plausibles Bild von Gegebenheitsweisen zu entwickeln. Im nächsten Kapitel werde ich versuchen, hierzu einen Beitrag zu leisten.

¹⁵⁷ Auf den Paderewski-Fall werde ich in § 2.7.3 eingehen.

*Der Pierre-Fall.*¹⁵⁸ Kripke schildert den folgenden Fall: Pierre ist ein monolingualer Franzose, der niemals in England war. Was er in Frankreich über London hört, bringt ihn dazu, dem Satz

(30) “Londres est jolie”

zuzustimmen. Wir sollten also annehmen, daß gilt:

F Pierre glaubt, daß London_D schön ist.

Irgendwann siedelt Pierre nach London_D über, ohne zu erkennen, daß die Stadt, in die er gezogen ist, diejenige ist, die er “Londres” nennt. In London_D lernt Pierre Englisch – und zwar “direkt”, also ohne vom Französischen zu übersetzen.¹⁵⁹ U.a. lernt er, daß die Stadt, in der er lebt, auf Englisch “London_E” heißt. Da es ihn in einen ziemlich häßlichen Teil Londons verschlagen hat, ist Pierre jetzt bereit, dem folgenden Satz zuzustimmen:

(31) “London_E is not pretty”

Das sollte uns *prima facie* zu folgender Zuschreibung veranlassen:

E Pierre glaubt, daß London_D nicht schön ist.

Kripke macht plausibel, daß Pierre keine der relevanten Überzeugungen, die er in Frankreich hatte, in London_D nicht mehr hat.

Was genau ist das Puzzle? Eine Möglichkeit, das durch Pierre aufgeworfene Problem zu beschreiben, ist diese: Jeder einzelne der folgenden drei Sätze erscheint als wahr; dennoch ist das Trio klarerweise inkonsistent:

- (i) Die Sätze **F** und **E** sind wahr.
- (ii) Pierre ist nicht irrational (es fehlt ihm bloß eine Information).
- (iii) Sofern Pierre nicht irrational ist, können **F** und **E** nicht beide wahr sein.

Wenigstens eine der drei Behauptungen muß falsch sein. Kripke selbst setzt voraus, daß (ii) und (iii) unbestreitbar sind. Folglich muß (i), und also entweder **F** oder **E**, falsch sein. Deshalb ist für Kripke die entscheidende Frage diese:

“[T]his is the puzzle: Does Pierre, or does he not, believe that London is pretty?” (Kripke 1979: 259)

Es liegt nahe, die Frage, die Kripke hier stellt, so zu paraphrasieren:

¹⁵⁸ Kripke 1979.

¹⁵⁹ Der Index soll deutlich machen, daß es sich um ein deutsches, nicht ein englisches Wort handelt (sofern man bei Namen überhaupt davon sprechen kann, daß sie bestimmten Sprachen angehören). Der Sinn der Indizierung wird bald deutlich werden.

Kripkes Frage: Welche Wahrheitswerte haben die Sätze F und E?

Eine (nicht allzu fern liegende) Möglichkeit, auf Kripkes Frage zu reagieren, ist diese: “Ich habe keine Ahnung, wie ich *diese* Frage beantworten soll. Aber ich kann auf andere Weise beschreiben, was mit Pierre los ist.” Eine Antwort von dieser Art betrachtet Kripke als Ausflucht:

“Does Pierre, or does he not, believe that London is pretty? I know of no answer to *this* question that seems satisfactory. It is no answer to protest that, in some *other* terminology, one can state ‘all the relevant facts’” (Kripke 1979: 259).

Kripke insistiert an diesem Punkt: Was er das “Puzzle” nennt, ist (u.a.) dadurch definiert, daß eine Lösung nur in einer direkten Antwort auf Kripkes Frage bestehen kann. Ich werde das Wort “Kripkes Puzzle” im folgenden so verstehen wie Kripke selbst es versteht.

Natürlich genügt es zur Lösung des Puzzles nicht, *irgendeine* Antwort auf Kripkes Frage zu geben. Die Situation ist vielmehr die: Wir haben, so sieht es *prima facie* aus, vier mögliche Wahrheitswertverteilungen über die Sätze **F** und **E**:

- (a) **F** & **E**,
- (b) \neg **F** & **E**,
- (c) **F** & \neg **E**,
- (d) \neg **F** & \neg **E**.

Alle vier Beschreibungen erscheinen auf den ersten Blick als unplausibel. Daraus ergibt sich, was als Lösung des Puzzles zählen würde.

Eine Lösung des Puzzles müßte ein plausibles Bild von der logischen Form von Überzeugungszuschreibungen zeichnen, in dem sich zeigen ließe, daß eine der vier möglichen Verteilungen von Wahrheitswerten nur auf den ersten, nicht aber auf den zweiten Blick, unplausibel erscheint.

Dies ist die Aufgabe, die Kripke uns stellt.¹⁶⁰

2.6.5 Eine plausible Reaktion

Bevor ich auf die flexible Theorie eingehe, sei kurz erwähnt, daß weder das naive Bild noch der Kognitivismus Kripkes Aufgabe bewältigen können. Im Falle des naiven Bildes ist das relativ offensichtlich. Diesem Bild zufolge sind sowohl **F** als auch **E** wahr. Das naive Bild diktiert uns also eine Entscheidung für (a), doch es gibt uns nichts an die Hand, um dieses Resultat plausibel machen. Die Konsequenz ist, daß sich dieselben

¹⁶⁰ Es ist nicht klar, ob Kripke selbst glaubt, daß es überhaupt möglich ist, das Puzzle zu lösen. Ich werde später darauf eingehen.

Schwierigkeiten ergeben, die wir schon anhand der anderen Frege-Fälle betrachtet haben.¹⁶¹ Auch die verschiedenen kognitivistischen Theorien scheinen Kripkes Aufgabe nicht zu bewältigen. Dafür argumentiert dieser überzeugend in seinem Aufsatz. Ich werde seine Argumente hier nicht wiederholen.

Keine Lösung. Entgegen dem, was vielfach in der Literatur suggeriert wird, möchte ich hier die Ansicht vertreten, daß auch die flexible Theorie *keine Lösung* des Puzzles bietet.¹⁶² Sie bietet keine Lösung, weil sie uns *keine* direkte Antwort auf Kripkes Frage gibt. Sie gibt uns keine direkte Antwort auf Kripkes Frage, weil sie keine der vier möglichen Verteilungen von Wahrheitswerten aus guten Gründen als die richtige ausweist.

Der flexiblen Theorie zufolge ist die logische Form von **F** so auszubuchstabieren:

$\mathbf{F}_{FT} \quad (\exists m) (\exists n) [\langle m; n \rangle \text{ ist } \Phi^* \ \& \ \text{B}(\text{Pierre}, \langle \text{London}; \text{Schönheit} \rangle, \langle m; n \rangle)]$.

Und **E** wird interpretiert als

$\mathbf{E}_{FT} \quad (\exists m) (\exists n) [\langle m; n \rangle \text{ ist } \Phi^* \ \& \ \text{B}(\text{Pierre}, \langle \text{London}; \text{Die Eigenschaft, nicht schön zu sein} \rangle, \langle m; n \rangle)]$.¹⁶³

Da die Wahrheit bzw. Falschheit dieser Interpretationen von Φ^* abhängt, Φ^* aber kontextuell determiniert ist, können wir den Sätzen \mathbf{F}_{FT} und \mathbf{E}_{FT} überhaupt keinen absoluten Wahrheitswert zuordnen. Folglich können wir der flexiblen Theorie zufolge auch den Sätzen **F** und **E** keinen absoluten Wahrheitswert zuordnen. Folglich liefert uns die flexible Theorie keinen Grund, eine der vier zur Diskussion stehenden Wahrheitswertverteilungen zu akzeptieren.

Obgleich auch die flexible Theorie keine *Lösung* des Puzzles bietet, hat sie dennoch eine *plausible Reaktion* auf das Puzzle zu bieten. Zwischen einer plausiblen Reaktion auf das Puzzle und einer Lösung (als Spezialfall einer plausiblen Reaktion) wird oft nicht sauber unterschieden. Ich halte die Unterscheidung für wichtig, und möchte deshalb betonen dass die flexible Theorie, trotz aller Plausibilität ihrer Reaktion, auf Kripkes Frage *ausweichend* reagiert. Sie liefert keine Antwort auf Kripkes Frage.

Aber (prima facie) plausible Reaktion. Die flexible Theorie sagt uns, daß die Wahrheit von Äußerungen von **F** bzw. **E** *kontextabhängig* ist. Ob eine Äußerung von **F** bzw. **E** wahr ist oder nicht, hängt davon ab, auf welche Eigenschaft Φ^* im gegebenen Kontext Bezug genommen wird. Die Theorie selbst sagt uns nichts darüber, in welchen Kontext-

¹⁶¹ Siehe § 2.3.2. Auch der Pierre-Fall ist ein Frege-Fall. Mehr dazu in § 2.7.3.

¹⁶² Siehe Schiffer 1992, Crimmins 1992.

¹⁶³ Der Einfachheit halber gehe ich hier davon aus, daß es “negative Eigenschaften” gibt. Der Punkt scheint in meinem Kontext hier ohne großen Belang zu sein.

ten Φ^* welche Eigenschaft denotiert. Sie eröffnet nur einen Spielraum, füllt ihn aber mit keinerlei Prinzipien aus.

Doch allein das Eröffnen des Spielraums hat intuitiv viel für sich. Im Rahmen der flexiblen Theorie könnten wir z.B. die folgenden Annahmen machen:

- Jean ist ein alter Freund Pierres in Frankreich. Schon vor Jahren haben Pierre und Jean einen Ausflug in die Stadt geplant (aber nie durchgeführt), die sie beide “Londres” nennen. Nehmen wir an, Jean hat seit langem nichts von Pierre gehört, und insbesondere, daß er keine Ahnung davon hat, daß Pierre inzwischen in London lebt. Pierre ist aus London zu Besuch in Frankreich und trifft zufällig Jean. Später berichtet Jean seiner Deutsch sprechenden Freundin von Pierre und den alten gemeinsamen Reisplänen berichten. Dabei fällt auch Satz **F**. Man mag es intuitiv plausibel finden, daß Jean in der geschilderten Situation mit **F** etwas Wahres sagt, und daß er in derselben Situation mit **E** etwas Falsches gesagt hätte.
- Jane ist eine Nachbarin Pierres in London. Sie weiß nichts von Pierres französischer Vergangenheit, und insbesondere nichts über Pierres Disposition (30), zuzustimmen. Aufgrund einer Äußerung von (30) durch Pierre äußert sie, ihrem deutschen Freund gegenüber, Satz **E**. Man mag es ebenfalls intuitiv plausibel finden, daß Jane in der geschilderten Situation mit **E** etwas Wahres sagt, und daß er in derselben Situation mit **F** etwas Falsches gesagt hätte.

Die flexible Theorie trägt der Intuition Rechnung, daß die Wahrheitswerte von **F** und **E** von Kontext zu Kontext schwanken können. Wer derlei Intuitionen hat, dem ist mit der Theorie gut gedient. (Keine andere der bisher betrachteten Theorien kann derartige Schwankungen zulassen.)

Um es noch einmal zu sagen: Die flexible Theorie weicht einer direkten Antwort auf Kripkes Frage aus, indem sie die (besondere) Kontextabhängigkeit der Wahrheitswerte von **F** und **E** postuliert. Diese Art, der Frage auszuweichen, mag man, vor dem Hintergrund von Beispielen wie denen von Jean und Jane, für eine plausible Reaktion auf das Puzzle halten.

Ich habe der flexiblen Theorie auf den letzten Seiten eine Menge Glanz verliehen. Und in der Tat: Ihre relative Überlegenheit gegenüber allen anderen erwähnten Theorien kann kaum bestritten werden. Das bleibt natürlich innerhalb der Diskussion nicht folgenlos. Die flexible Theorie ist dieser Tage beliebter als jeder andere Ansatz:

“There has been a growing consensus amongst a set of writers who do not agree on much else, that the most promising treatment of propositional attitude contexts must invoke some hidden reference to notions or ways of thinking [i.e. modes of presentation]” (Peacocke 2000: 330).

Es ist sicher verführerisch, sich jenem “growing consensus” anzuschließen. Aber manchmal täuscht eine so weitreichende Einigkeit auch darüber hinweg, daß vielleicht doch eine gewisse Skepsis angebracht wäre.

2.7 Intentionen und die egozentrische Theorie

Ich habe die flexible Theorie bisher in sehr abstrakter Weise dargestellt. Über die entscheidende Frage, nach *welchen* Prinzipien Φ^* denn jeweils bestimmt wird, habe ich wenig gesagt. (Das hat meine Darstellung mit den Darstellungen der meisten Vertreter dieser Theorie gemeinsam.) In diesem letzten Abschnitt werde ich einige einfache Annahmen darüber, wie Φ^* in bestimmten Situationen festgelegt werden könnte, zur Diskussion stellen. Die Überlegungen werden am Ende darauf hindeuten, daß wir die Freiheit, die wir der flexiblen Theorie zufolge bei der Charakterisierung von Gegebenheitsweisen haben (sollten wir sie denn tatsächlich haben), in den meisten Fällen gar nicht nutzen. Dieser Umstand wird meine Aufmerksamkeit auf eine Alternative zur flexiblen Theorie richten: die egozentrische Theorie.

2.7.1 Das Problem des Meinens

Schiffer weist auf das folgende Problem der flexiblen Theorie hin: Wenn die Theorie richtig ist, dann ist sie deshalb richtig, weil gewöhnliche Sprecher, die Standardzuschreibungssätze äußern, normalerweise das damit *meinen*, was diese Sätze der flexiblen Theorie zufolge besagen. Nun gehört es zum flexiblen Bild, daß diese Sätze “in ihrer logischen Tiefenstruktur” einen Indikator enthalten, der “an ihrer Oberfläche” nicht auftaucht. Über diesen Indikator nimmt jemand, der eine Überzeugung zuschreibt, dem flexiblen Bild zufolge, jeweils auf eine Eigenschaft Φ^* Bezug, welche die zugeschriebenen Gegebenheitsweisen charakterisiert. Das Problem ist: Es ist unwahrscheinlich, daß wir beim Zuschreiben von Überzeugungen tatsächlich eine bestimmte Eigenschaft Φ^* *meinen*.

Es ist instruktiv, an dieser Stelle noch einmal den Vergleich mit “Es regnet” heranzuziehen. Mit einer Äußerung von “Es regnet” nehmen wir implizit auf eine Raumregion Bezug. Und es ist plausibel, anzunehmen, daß diese Bezugnahme durch einen versteckten *Indikator* erfolgt, denn wir nehmen ja nicht immer auf dieselbe Raumregion Bezug. Zwischen den beiden Fällen besteht aber der folgende Kontrast: Wer sagt “Es regnet”, kann im Normalfall auf Nachfrage angeben, von welcher (mehr oder weniger klar begrenzten) Raumregion er sagen wollte, daß es *in ihr* regnet. Wer einen Satz der Form “[*x* glaubt, daß *p*]” äußert, kann normalerweise *nicht* auf Nachfrage angeben, von welcher (mehr oder weniger klar charakterisierten) Gegebenheitsweise er sagen wollte, daß *x* das-und-das *unter ihr* glaubt.

Der entscheidende Punkt ist nun dieser: Die Annahme, daß “Es regnet” einen versteckten Indikator enthält, ist u.a. deshalb plausibel, weil es plausibel scheint, daß Leute,

die diesen Satz gebrauchen, normalerweise tatsächlich eine bestimmte Raumregion *meinen* – von der sie sagen, daß es *in ihr* regnet. *Aber*: Es ist wesentlich weniger plausibel, anzunehmen, daß Sätze der Form $\lceil x \text{ glaubt, daß } p \rceil$ einen versteckten Indikator enthalten, weil es wesentlich weniger plausibel ist, anzunehmen, daß Leute, die einen Satz dieser Form gebrauchen, normalerweise tatsächlich eine bestimmte Gegebenheitsweise *meinen* – von der sie sagen, daß *x unter ihr* das-und-das glaubt.

Eine Reaktion auf das Problem des Meinens könnte darin bestehen, das flexible Bild dahingehend zu revidieren, daß es vom *Zuschreiber* nicht verlangt, daß er *genau eine* Eigenschaft Φ^* spezifiziert, sondern daß hier ein gewisses Maß an Unbestimmtheit herrschen kann.¹⁶⁴ Das ist sicher plausibel. Ob sich allerdings das Problem des Meinens zur Gänze in einem Nebel der Unbestimmtheit auflösen läßt, ist zu bezweifeln.

Es scheint mir sinnvoll, das Problem des Meinens sozusagen aus zwei Richtungen anzugehen: Auf der einen Seite kann man – mit Schiffer – sicher dafür argumentieren, daß Φ^* für gewöhnlich ein gewisses Maß an Unbestimmtheit aufweist. Auf der anderen Seite liegt es aber auch nahe, sich einfach auf die Suche zu machen, nach Prinzipien, welche die Bestimmung von Φ^* (wenigstens zum Teil) tatsächlich regeln. M.E. können wir bei genauen Hinsehen schon einige plausible Annahmen dazu machen. Im folgenden werde ich zwei Hypothesen über die Prinzipien, nach denen Φ^* festgelegt werden könnten, vorstellen.

2.7.2 Aufgeklärte und unaufgeklärte *Zuschreiber*

Im Mittelpunkt der Hypothesen, die ich vorstellen möchte, stehen die *Mutmaßungen* eines *Zuschreibers* über die *Überzeugungen* des “*Subjekts*” einer *Zuschreibung* bezüglich des Gegenstandes, von dem die zugeschriebene *Überzeugung* handelt. Da diese *Mutmaßungen* plausiblerweise einen Einfluß darauf haben, was der *Zuschreiber* mit seiner *Zuschreibung* *meint*, werde ich jene *Mutmaßungen* hier als einen Aspekt der *Intention* des *Zuschreibers* behandeln.¹⁶⁵

¹⁶⁴ Eine Entwicklung des naiven Bildes in diese Richtung findet sich in Schiffer 1995.

¹⁶⁵ Dabei verwende ich “*Intention*” in einem weiten Sinn. Es wird nicht gefordert, daß der *Zuschreiber* darüber *nachdenkt*, welche Begriffe er ausdrücken will. Das hier Gemeinte läßt sich vielleicht eher anhand der Reaktionen des *Zuschreibers* zu angebotenen Paraphrasen seiner *Zuschreibung* festmachen. Das ist sicher ein sehr weiter Gebrauch des Wortes “*Intention*”, aber er vereinfacht meine Redeweise ganz erheblich. Und die Einführung einer neuen Vokabel wäre sicher noch verwirrender.

Eine wichtige Unterscheidung zwischen Zuschreibern bezüglich ihrer Mutmaßungen in der eben erwähnten Hinsicht ist die Unterscheidung zwischen einem *aufgeklärten* und einem *unaufgeklärten* Zuschreiber. Frege-Fälle – so hatte ich am Anfang dieses Kapitels definiert – sind Fälle, in denen eine Person x von einem bestimmten Gegenstand glaubt, er sei F , und von demselben Gegenstand glaubt, er sei nicht F , *ohne daß das für die fragliche Person irrational wäre*.¹⁶⁶ Das Vorkommen von Frege-Fällen haben wir erklärt, indem wir sagten, x repräsentiere den fraglichen Gegenstand unter zwei verschiedenen Gegebenheitsweisen. Nehmen wir an, es sei $a=b$. Dann gilt:

Definition: Die Person x ist genau dann *getäuscht bezüglich Identität von a und b* , wenn x glaubt, daß $a \neq b$.

Jeder Frege-Fall setzt voraus, daß eine Person mit Bezug auf die Identität von irgendetwas getäuscht ist. Andernfalls könnte die fragliche Person nicht rational sein. Betrachten wir etwa den Fall von Anna, die mit einem Mädchen namens Elsa Jones zur Schule gegangen ist, und nicht weiß, daß Elsa Jones Madonna ist (was laut Annahme der Fall ist.) Anna ist *getäuscht* bezüglich der Identität von Madonna und Elsa Jones.

Nehmen wir nun zusätzlich an, y sei getäuscht bezüglich der Identität von a und b . Dann gilt:

Definition: x ist genau dann ein *aufgeklärter* Zuschreiber bezüglich y und der Identität von a und b , wenn x glaubt, daß y glaubt, daß $a \neq b$. Andernfalls ist x ein *unaufgeklärter* Zuschreiber bezüglich y und der Identität von a und b .

Ich weiß, daß Anna glaubt, daß Madonna und Elsas Jones verschiedene Personen sind. Deshalb bin ich bezüglich Anna und der Identität von Madonna und Elsa Jones ein *aufgeklärter* Zuschreiber.¹⁶⁷ – Es ist wichtig zu sehen, daß der Begriff eines aufgeklärten Zuschreibers nur im Hinblick auf eine getäuschte Person definiert ist.

Nehmen wir an, Bertha sei ebenfalls mit Anna und Madonna zur Schule gegangen. Und nehmen wir weiterhin an, daß Bertha weiß, daß Madonna Elsa Jones ist. Und außerdem, daß Bertha voraussetzt, daß Anna das auch weiß. Bertha kommt gar nicht auf die Idee, daran zu zweifeln, daß Anna weiß, daß Madonna Elsa Jones ist. In diesem Falle ist Bertha eine unaufgeklärte Zuschreiberin bezüglich Anna und der Identität von Madonna und Elsa Jones.

2.7.3 Parasitäre Zuschreibungen

¹⁶⁶ Siehe § 2.2.4.

¹⁶⁷ Ich setze hier voraus, daß der Zuschreiber nicht *selbst* hinsichtlich der fraglichen Identität getäuscht ist. D.h. ich betrachte etwa bezüglich des Madonna/Elsa Jones-Falls nur solche Zuschreiber, die selbst glauben, daß Madonna = Elsa Jones. Auf die anderen Fälle werde ich später eingehen.

Philosophen, die sich Geschichten wie die von Anna ausdenken, und Sätze wie

- (2) Anna glaubt, daß Madonna musikalisch ist, aber sie glaubt nicht, daß Elsa Jones musikalisch ist.

äußern sind *aufgeklärte* Zuschreiber bezüglich der jeweils involvierten Personen und – man gestatte mir die Redeweise – “Identitäten”. Was könnte ein aufgeklärter Zuschreiber in einem solchen (Frege-)Fall bezüglich Φ^* intendieren? – Meine Hypothese ist, daß (in der relevanten Hinsicht) aufgeklärte Zuschreiber sich in ihren Zuschreibungen bei Frege-Fällen normalerweise *sprachlich parasitär* verhalten, und zwar in diesem Sinne:

Definition: x verhält sich genau dann bei der Zuschreibung von Überzeugungen gegenüber y , *sprachlich parasitär* hinsichtlich α , wenn x intendiert, y eine Überzeugung zuzuschreiben, deren Gehalt “an der α korrespondierenden Stelle” diejenige Gegebenheitsweise enthält, die y mit α assoziiert.

Was ich hier als “sprachlich parasitär” bezeichne, ist eine *Art der Zuschreibung von Überzeugungen*. Diese Zuschreibungsart ist *parasitär*, weil die relevanten Gegebenheitsweisen vom Zuschreiber über die Gegebenheitsweisen des andern – des “Subjekts” der Zuschreibung – charakterisiert werden. Sie ist *sprachlich parasitär*, weil auf die Gegebenheitsweisen des anderen über die sprachlichen Ausdrücke, die dieser mit ihnen assoziiert, Bezug genommen wird. Wenn ich (2) äußere, dann verhalte ich mit mich meiner Zuschreibung sprachlich parasitär sowohl hinsichtlich “Madonna”, denn ich intendiere, Anna eine Überzeugungen zuzuschreiben, die “an der entsprechenden Stelle” diejenige Gegebenheitsweisen enthält, die Anna selbst mit den Namen “Madonna” assoziiert.

Folgendes ist zu beachten: x kann sich bei der Zuschreibung von Überzeugungen gegenüber y , nur dann sprachlich parasitär hinsichtlich α verhalten, wenn x glaubt, daß α zum Wortschatz von y gehört. Andernfalls kann x die fragliche Intention nicht haben.¹⁶⁸

Ich nehme an, daß aufgeklärte Zuschreiber in den meisten Frege-Fällen sprachlich parasitär zuschreiben.

Noch einmal Pierre. Die flexible Theorie weist, wie wir gesehen haben, Kripkes ursprüngliche Frage nach den Wahrheitswerten von **F** und **E** zurück. Ihr zufolge läßt sich die Frage nur im Hinblick auf bestimmte Äußerungen dieser Sätze von bestimmten Personen in bestimmten Kontexten mit Sinn stellen. *Ein* solcher Kontext ist dabei natürlich

¹⁶⁸ Eine Überzeugung von dieser Art muß ein Zuschreiber allerdings nur dann haben, wenn er wirklich eine Überzeugung *zuschreibt*. Das *Absprechen* einer Überzeugung setzt nichts dergleichen voraus.

von besonderen Interesse: Was ist, wenn *ein verständiger Leser von Kripkes Text F* bzw. *E* äußert? (Die verständigen Leser von Kripkes Text sind ja schließlich die Adressaten seiner Frage!) Kann man dazu etwas Generelles sagen? – Man kann. Entscheidend ist folgendes:

- (1) Auch der Pierre-Fall ist ein Frege-Fall.
- (2) Jeder verständige Leser von Kripkes Text ist ein (in der relevanten Hinsicht) *aufgeklärter* Zuschreiber.

Sind die Zuschreibungen **F** und **E** im Munde eines verständigen Lesers von Kripkes Text also – wie in den meisten anderen Fällen dieser Art – sprachlich parasitär zu verstehen? – Nein. Der Pierre-Fall ist ein Ausnahmefall.

Warum die Sätze **F** und **E** im Munde eines aufgeklärten Zuschreibers nicht so gemeint sein können wie entsprechende Zuschreibungen in “normalen” Frege-Fällen macht ein Blick auf den für den Pierre-Fall einschlägigen deutschen Frege-Satz deutlich:

- (32) Pierre glaubt, daß London_D schön ist, und Pierre glaubt nicht, daß London_D schön ist.

Es gibt zwei Gründe dafür, daß der seltsame Frege-Satz (32) im Munde eines verständigen Lesers von Kripkes Text (und infolgedessen auch die Sätze **F** und **E**) nicht sprachlich parasitär gemeint sein kann.

Erstens würde jemand, der (32) sprachlich parasitär verwendet, voraussetzen, daß Pierre den *deutschen* Ausdruck “London_D” in seinem Vokabular hat. Doch diese Voraussetzung wäre natürlich völlig ungerechtfertigt.

Zweitens würde jemand, der (32) sprachlich parasitär verwendet, Pierre inkonsistente Überzeugungen unterstellen. Aber natürlich will das niemand, der Kripkes Text verstanden hat.

Wir können im Pierre-Fall nicht so verfahren wie in den üblichen Frege-Fällen. Wir können nicht sprachlich parasitär zuschreiben. Das liegt daran, daß wir die beiden relevanten Ausdrücke, die Pierre selbst gebraucht, um seine Überzeugungen auszudrücken – “Londres” und “London_E” – *erstens* ins Deutsche “übersetzen” müssen, und diese *zweitens* im Deutschen durch ein- und denselben Ausdruck wiedergeben müssen: “London_D”.

Der Paderewski-Fall. Kripke macht das durch Pierre aufgeworfene Problem in der selben Arbeit noch deutlicher, indem er noch einen zweiten Fall beschreibt. Der Paderewski-Fall unterscheidet sich vom Pierre-Fall dadurch, daß von Anfang an nur *ein ein-*

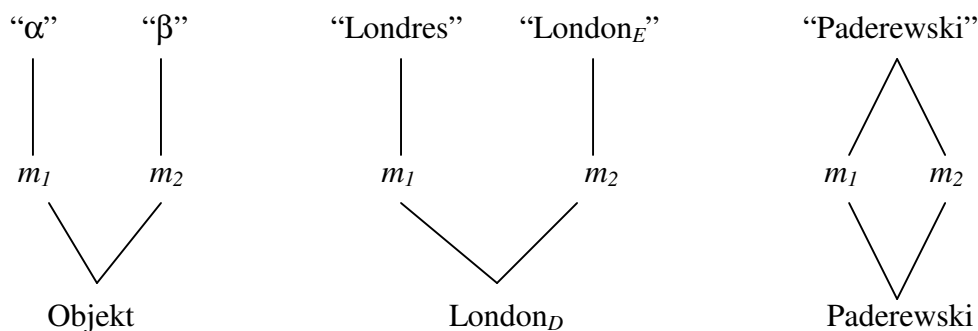
ziger Ausdruck im Spiel ist.¹⁶⁹ Paderewski ist als Musiker wie als polnischer Staatsmann gleichermaßen bekannt. Nehmen wir an, Carla kenne Paderewski als Musiker. Dann mag das folgende wahr sein:

(33) Carla glaubt, daß Paderewski musikalisch ist.

Nehmen wir ferner an, Carla sei außerdem (warum auch immer) felsenfest der Meinung, Politiker seien ausnahmslos unmusikalisch. Nun müssen wir bloß noch annehmen, Carla kenne Paderewski auch als Politiker, wisse aber nicht, daß der Musiker und der Politiker identisch sind. Unter diesen Umständen scheint es plausibel, ihr zuzuschreiben:

(34) Carla glaubt nicht, daß Paderewski musikalisch ist.

Auch den Paderewski-Fall können wir, ganz analog zum Pierre-Fall, mit entsprechenden (möglichen) verbalen Bekundungen Carlas untermauern. Es ist offensichtlich, daß der Paderewski-Fall zu genau denselben Problemen Anlaß gibt wie der Pierre-Fall, obwohl nur ein einziger Ausdruck eine Rolle spielt: “Paderewski”.¹⁷⁰ – Das folgende Diagramm hält die Strukturen der “normalen” Frege-Fälle, des Pierre-Falls und des Paderewski-Falls fest:



“normale” Frege-Fälle

Pierre-Fall

Paderewski-Fall

Die Zuschreibungen eines verständigen Lesers von Kripkes Text sind also normalerweise nicht sprachlich parasitär gemeint. – Aber wie sind sie dann gemeint? Ich halte folgendes für plausibel: Wenn ein verständiger Leser von Kripkes Text **F** oder **E** oder auch

¹⁶⁹ Einer der – soweit ich sehe – weniger wichtigen Unterschiede ist, daß der Paderewski-Fall keine zeitliche Komponente involviert.

¹⁷⁰ Zur Klarstellung: Natürlich müssen wir (wenn wir Kripkes Annahme, daß Namen übersetzbar sind, mitmachen) auch “Paderewski” von Carlas Sprache in unsere eigene übersetzen (Carla mag eine andere Sprache sprechen als wir). *Insofern* sind im Paderewski-Fall dann auch *zwei* Namen beteiligt. Das wollte ich nicht bestreiten. Der Punkt ist: Im Pierre-Fall gebraucht *Pierre selbst* zwei verschiedene Namen. Im Paderewski-Fall tut Carla nichts Analoges.

den merkwürdigen Satz (32) äußert, dann muß seine Zuschreibung als *in irgendeiner Weise* parasitär intendiert sein. Der Zuschreiber muß intendieren, irgendwie auf die Gegebenheitsweisen (Begriffe) Pierres Bezug zu nehmen. Die eigenen (in unserem Falle: deutschen) Ausdrücke sind im Falle Pierres dazu aber nicht zu gebrauchen. Deshalb kann hier nicht *sprachlich* parasitär zugeschrieben werden. Aber es scheint noch weitere Möglichkeiten zu geben, parasitär zuzuschreiben, d.h. auf die Begriffe eines anderen Bezug zu nehmen. Man könnte etwa auf den Umstand hinweisen, daß verständige Leser von Kripkes Text immer wieder Sätze wie diesen äußern:

(35) Pierre glaubt von London *unter der Gegebenheitsweise von dieser Stadt, die er in Frankreich erworben hat*, daß es schön ist, und er glaubt von London *unter der Gegebenheitsweise von dieser Stadt, die er in London selbst erworben hat*, nicht, daß es schön ist.

Wem als verständiger Leser von Kripkes Text tatsächlich der seltsame Satz (32) über die Lippen kommt, der kann damit plausiblerweise nichts anderes meinen als etwas in der Art von (35). Wenn das so ist, dann verhält sich ein solcher Zuschreiber mit (32) tatsächlich parasitär (wenn auch nicht *sprachlich* parasitär). Genauso mag es sich verhalten, wenn ein verständiger Leser die Sätze **F** und **E** äußert: Er mag auch hier intendieren, Pierre eine Überzeugung zuzuschreiben, deren Gehalt anhand der Erwerbkontexte bestimmter Begriffe charakterisiert wird.

Im Rahmen der flexiblen Theorie können derartige Intentionen ernst genommen werden. Die Theorie bietet Raum für die Annahme, daß die Intentionen der Zuschreiber hier eine zentrale Rolle bei der Festlegung von Φ^* spielen. Damit spielen die Intentionen aber dann auch eine ebenso zentrale Rolle bei der Festlegung der Wahrheitsbedingung einer gegebenen Zuschreibung. Ein Vertreter des flexiblen Bildes könnte demnach behaupten, Äußerungen der Sätze **F** und **E** von verständigen Lesern von Kripkes Text seien in der Regel *wahr*, denn die Intentionen der Zuschreiber legen die Wahrheitsbedingungen in diesen Fällen so fest, daß sie tatsächlich erfüllt würden.

Man mag das für eine brillante Reaktion auf den Pierre-Fall halten. Man mag aber vielleicht auch Bauchschmerzen bekommen angesichts einer Reaktion, die *zu* glatt erscheint.

2.7.4 Egozentrische Zuschreibungen

Bisher haben sich meine Mutmaßungen über die Intentionen von Zuschreibern allein auf Zuschreibungen in Frege-Fällen bezogen. Frege-Fälle sind sehr selten. Ich werde jetzt auf die Standardfälle zu sprechen kommen.

Definition: x ist gegenüber y genau dann *begrifflich sorglos* hinsichtlich des Gebrauchs des Ausdrucks α , wenn x (ohne viel darüber nachzudenken) voraussetzt, daß y mit α eine Gegebenheitsweise assoziiert, die derjenigen entspricht, die x selbst mit α assoziiert.

Normalen Sprechern des Deutschen gegenüber sind wir begrifflich sorglos, wenn es um den Gebrauch von Wörtern wie “Tür“, “Hund“ oder “klein” geht: Wir gehen davon aus, daß diese Wörter in den Mündern normaler Deutsch-Sprecher Bedeutungen haben, die sich entsprechen. Wir haben auch allen Grund zu dieser Sorglosigkeit. Daß sie – im Großen und Ganzen – gerechtfertigt ist, ergibt sich von selbst, wenn unser Gegenüber ein normaler Sprecher des Deutschen ist.

Definition: x verhält sich genau dann bei der Zuschreibung von Überzeugungen gegenüber y *egozentrisch* hinsichtlich α , wenn x intendiert, y eine Überzeugung zuzuschreiben, deren Gehalt “an der α korrespondierenden Stelle” eine Gegebenheitsweise enthält, die derjenigen entspricht, die er – x – selbst mit α assoziiert.

Ich nehme nun an, daß eine Person, die begrifflich sorglos gegenüber einer anderen Person ist, keine komplizierten Intentionen darüber formen wird, wie die Überzeugung der anderen Person genau zu charakterisieren ist. Ein begrifflich sorgloser Zuschreiber wird einfach die eigenen Begriffe zum Maßstab nehmen. Er wird mit seiner Zuschreibung darauf abzielen, daß jemand eine Überzeugung mit einem Gehalt hat, der demjenigen Gehalt entspricht, den er selbst mit dem von ihm gebrauchten daß-Satz assoziiert. Meine Hypothese ist also:

Wenn eine Person x gegenüber einer Person y hinsichtlich α begrifflich sorglos ist, dann verhält sich x bei der Zuschreibung von Überzeugungen gegenüber y normalerweise egozentrisch hinsichtlich α .

Solange ein Zuschreiber begrifflich sorglos ist, geht er davon aus, daß eine sprachlich parasitäre Zuschreibung (in den Fällen, in denen sie möglich ist, weil α zum Vokabular des “Zuschreibungssubjekts” gehört) unter denselben Bedingungen wahr ist wie die entsprechende egozentrische Zuschreibung. Das ergibt sich aus den Begriffen der begrifflichen Sorglosigkeit und den beiden Zuschreibungsarten. In vielen Fällen *könnte* ein begrifflich sorgloser Zuschreiber also auch sprachlich parasitär zuschreiben. Aber es gibt genug Fälle, in denen die begrifflich parasitäre Zuschreibungsweise nicht funktioniert, weil das “Subjekt” der Zuschreibung etwa eine andere Sprache spricht. Sicher, es gibt vielleicht weitere Möglichkeiten der parasitären Zuschreibung (etwa eine Bezugnahme über Erwerbskontexte, wie im Pierre-Fall). Doch es ist nicht zu sehen, daß es irgendeine *generell anwendbare* Art der parasitären Zuschreibung geben sollte. Die egozentrische

Art der Zuschreibung funktioniert hingegen immer. Ich gehe deshalb davon aus, daß wir standardmäßig egozentrisch zuschreiben, und nur in den Fällen davon abrücken, in denen wir annehmen, daß eine egozentrische Zuschreibung versagt (etwa als aufgeklärter Zuschreiber in einem Frege-Fall).

2.7.5 Die egozentrische Theorie

Wenn es richtig ist, daß wir im Standardfall bei unseren Zuschreibungen egozentrisch verfahren, dann sollte die flexible Theorie einräumen, daß in den allermeisten Fällen (eben immer, wenn nichts besonders dagegen spricht) gilt:

Prinzip E: Φ^* ist die Eigenschaft denjenigen Gegebenheitsweisen zu entsprechen, die der Zuschreiber selbst mit den von ihm gebrauchten Wörtern assoziiert.

Das ist sicher nicht unplausibel.

Aber nun möchte ich noch einen Schritt weiter gehen. Es gibt eine Alternative zu einer im Rekurs auf Prinzip E ausbuchstabilen flexiblen Theorie, die sich auf ganz natürliche Weise nahe legt – nämlich so:

Wir haben eine flexible Theorie, die offenbar eine Reihe von Vorteilen hat. Doch jetzt haben wir gesehen, daß diese Theorie plausiblerweise so zu konkretisieren ist, daß sie im Standardfall gar nicht flexibel reagiert, sondern schlicht mit Prinzip E operiert. – Was wäre, wenn nicht ein versteckter Indikator in unseren Zuschreibungen eine prinzipielle Flexibilität sicherstellen würde, sondern wenn stattdessen Prinzip E fest in unseren Zuschreibungen verankert wäre?

Das ist die Grundidee dessen, was ich als die “egozentrische Theorie” bezeichne. Sie gibt die logische Form von (1) so an:

(37) $(\exists m) (\exists n)$ [m entspricht der Gegebenheitsweise, die der Sprecher mit “die Erde” verbindet & n entspricht der Gegebenheitsweise, die der Sprecher mit “ist rund” verbindet & $B(\text{Ralf}, \langle \text{die Erde}; \text{Rundsein} \rangle, \langle m; n \rangle)$].

Ein Vergleich mit den anderen Theorien ist instruktiv. Die egozentrische Theorie basiert, wie die flexible Theorie, auf dem dreistelligen Ansatz. Auch sie akzeptiert (28) als – grobkörnige – Angabe der logischen Form vom (1).¹⁷¹ Sie unterscheidet sich von der flexiblen Theorie dadurch, daß sie die Hinsicht, in der Standardzuschreibungssätze kontextabhängig sind, sehr viel enger faßt als die flexible Theorie. Φ^* ist dem Verfechter der egozentrischen Theorie zufolge nicht durch alle möglichen kontextuellen Faktoren

¹⁷¹ Siehe § 2.6.1.

festgelegt, sondern Φ^* ist genau diejenige Eigenschaft, die durch Prinzip E festgelegt ist. Natürlich führt das dazu, daß Gegebenheitsweisen, bzw. Begriffe, durch verschiedene Zuschreiber verschieden charakterisiert werden. Insofern besteht noch immer eine gewisse Kontextabhängigkeit. Aber sie ist – im Vergleich zur flexiblen Theorie – wesentlich eingeschränkt.

Man kann den Vergleich auch auf die anderen Ansätze ausweiten, die ich vorher besprochen habe. Die Frage ist: “Wie werden die Gegebenheitsweisen spezifiziert?” – Die Antwort des strengen Kognitivisten ist: “Durch eine öffentliche Sprache”. Die Antwort des liberalen Kognitivisten ist: “Gar nicht.” Die erste Antwort eines Vertreters der flexiblen Theorie ist: “Durch den Kontext der jeweiligen Äußerung”. Nach genauerem Hinsehen wird er vielleicht sagen: “Im Standardfall sind die Gegebenheitsweisen egozentrisch charakterisiert (d.h. durch Prinzip E)“ Die Antwort des egozentrischen Theoretikers ist nun diese: “Die Gegebenheitsweisen sind *immer* egozentrisch charakterisiert.” – Anders gesagt: *Überzeugungen werden im Rekurs auf die Gegebenheitsweisen zugeschrieben, die der Zuschreiber selbst mit den Wörtern verbindet, die er gebraucht.*¹⁷²

2.7.6 Pierre, Pauline und die Frege-Fälle

Es ist interessant zu sehen, wie sich der Pierre-Fall im Rahmen der egozentrischen Theorie darstellt. Wenn wir die egozentrische Theorie auf die Sätze **F** und **E** anwenden, erhalten wir:

F_{ET} $(\exists m) (\exists n)$ [m entspricht der Gegebenheitsweise, die der Sprecher mit “London” verbindet & n entspricht der Gegebenheitsweise, die der Sprecher mit “ist hübsch” verbindet & $B(\text{Ralf}, \langle \text{London}; \text{Schönheit} \rangle, \langle m; n \rangle)$].

E_{ET} $(\exists m) (\exists n)$ [m entspricht der Gegebenheitsweise, die der Sprecher mit “London” verbindet & n entspricht der Gegebenheitsweise, die der Sprecher mit “ist nicht hübsch” verbindet & $B(\text{Ralf}, \langle \text{London}; \text{die Eigenschaft, nicht schön zu sein} \rangle, \langle m; n \rangle)$].

Sind diese Sätze wahr oder falsch? Der erste Schritt einer Antwort ist dieser: Die Antwort hängt – genau wie bei den Interpretationen, welche die flexible Theorie liefert – davon ab, wer sie äußert. – Beim Nachsinnen darüber, wie die Antwort weitergehen könnte, könnte man das folgende Prinzip erwägen:

Prinzip der Nicht-Entsprechung: Wenn eine Person x zwei Begriffe für ein Objekt a hat, und eine andere Person y nur einen einzigen Begriff für a hat, dann

¹⁷² Die egozentrische Theorie verleiht damit einer Idee Ausdruck, die auch im Mittelpunkt von Davidsons Einlassung zur logischen Form von Sätzen der Form ‘ x sagt, daß p ’ steht (Davidson 1968).

entspricht normalerweise keiner der beiden *a* repräsentierenden Begriffe von *x* dem *a* repräsentierenden Begriff von *y*.

Ich möchte dieses Prinzip hier nicht in Detail diskutieren. Es erscheint – jedenfalls mir – überaus plausibel. Der Punkt, auf den ich hinaus will, ist dieser: *Wenn* das Prinzip der Nicht-Entsprechung richtig ist, dann sind sowohl **E** als auch **F**, und folglich der merkwürdige Frege-Satz (32), im Munde eines jeden verständigen Lesers von Kripkes Text *falsch*.

Das mag nun erscheinen, als würde die egozentrische Theorie (zusammen mit dem Prinzip der Nicht-Entsprechung) implizieren, daß Pierre *überhaupt keine* Überzeugungen bezüglich der ästhetischen Qualitäten Londons hat. – Doch dem ist nicht so. Die egozentrische Theorie impliziert lediglich, *daß wir keine sprachlichen bzw. begrifflichen Mittel haben, Pierre seine diesbezüglichen Überzeugungen buchstäblich zuzuschreiben*. Das könnte vielen, die eine Weile über Kripkes Puzzle nachgedacht haben, sehr einleuchtend erscheinen. Und mehr noch: Die egozentrische Theorie hat sogar eine Erklärung für diesen Umstand zu bieten:

Wir können Pierre seine fraglichen Überzeugungen deshalb nicht buchstäblich zuschreiben, weil unser Begriffssystem in der relevanten Hinsicht zu verschieden ist von dem Begriffssystem Pierres.

Wir haben weder einen Begriff, der demjenigen entspricht, den Pierre mit “Londres” ausdrückt, noch verfügen wir über einen Begriff, der demjenigen entspricht, den Pierre durch “London” ausdrückt.

Die Plausibilität dieser Reaktion auf den Pierre-Fall mag durch ein Gedankenexperiment noch gesteigert werden. Stellen wir uns vor, Pierre habe eine Schwester mit Namen Pauline. Und nehmen wir weiter an, auch Pauline sei nicht klar, daß “Londres” und “London” dieselbe Stadt bezeichnen. Die Frage ist nun: Könnte Pauline mit den Sätzen **F** und **E** etwas Wahres sagen? – Die intuitive Antwort scheint zu sein: Ja, *sie* könnte das. Die egozentrische Theorie erklärt uns, *warum* Pauline (und nur eine wie sie!) Pierre mit **F** und **E** wahrheitsgemäß Überzeugungen zuschreiben kann: Sie kann das, weil sie mit “Londres” und “London” Begriffe verbindet, die denjenigen entsprechen, die Pierre selbst mit diesen Namen verbindet.¹⁷³

Die Pauline-Überlegung macht noch einen anderen Punkt deutlich:

¹⁷³ Pauline ist, was Pierres Gebrauch von “Londres” und “London” angeht, aufgeklärt, aber selbst getäuscht hinsichtlich der fraglichen Identität (siehe § 2.7.2). Das macht ihren Fall so einzigartig.

Auch die egozentrische Theorie gibt nur eine indirekte Antwort auf Kripkes Frage. Auch ihr zufolge sind die Wahrheitswerte von F und E abhängig davon, wer diese Sätze äußert.

Im Munde von verständigen Lesern von Kripkes Text sind die Sätze falsch. Im Munde von Pauline sind sie wahr.

Wer akzeptiert, daß F und E (sofern sie nicht von jemandem wie Pauline gebraucht werden) *buchstäblich* falsch sind, muß natürlich noch lange nicht akzeptieren, daß man mit diesen Sätzen nicht dennoch – in irgendeinem Sinn von “sagen” – etwas Wahres sagen kann. Auch wenn etwa (32) *buchstäblich* falsch ist: Wir *gebrauchen* Sätze wie F, E und (32) (falls den wirklich jemals jemand benutzen sollte) in einer *Als-Ob-Verwendung*. Wir *tun so*, als verfügten wir über die Begriffe, die nötig wären, um Pierre die Überzeugungen zuzuschreiben, die er hat. Es gelingt uns, diese Sätze kommunikativ sinnvoll einzusetzen – auch wenn sie (normalerweise) *buchstäblich* falsch sind.

Zum Abschluß möchte ich auf eine weitreichende Konsequenz aufmerksam machen: Wenn die egozentrische Theorie und das Prinzip der Nicht-Entsprechung richtig sind, dann sind nicht nur F, E und (32) *buchstäblich* falsch. *Aus denselben Gründen sind unter diesen Umständen alle Frege-Sätze und ihre einzelnen Konjunkte buchstäblich falsch.* Es ergibt sich, daß wir auch von diesen Sätzen einen *Als-Ob*-Gebrauch machen.

Man mag diese Konsequenz für vollkommen abwegig halten und schon allein ihrer wegen die egozentrische Theorie, das Prinzip der Nicht-Entsprechung oder beides verwerfen. Man mag vielleicht auch schon immer gewisse Bauchschmerzen dabei verspürt haben, Frege-Sätze als *buchstäblich* wahr zu betrachten, und die angesprochene Konsequenz gern in Kauf nehmen. Des einen *modus ponens* ist des anderes *modus tollens*.

Drittes Kapitel

Begriffe

Ich werde in diesem Kapitel zunächst zwei Varianten eines Standard-Bildes von Begriffen darstellen: das LEGO-Modell und das Netzwerk-Modell. Ich werde das Netzwerk-Modell gegenüber dem LEGO-Modell favorisieren und im Verlauf des Kapitels überlegen, wie es auf naturalistisch akzeptable Weise ausbuchstabiert werden könnte. Meine Darstellung wird in vielerlei Hinsicht sehr holzschnittartig bleiben. Ich möchte hier nur die grobe Idee darstellen. Mein Anliegen ist nicht, eine bestimmte Variante des Standard-Bildes im Detail auszubuchstabieren, sondern es gegen Fodors Angriff zu verteidigen. Da Fodors Argumente auf sehr grundlegende Züge des Standard-Bildes abheben, werde ich mich auch in meiner Verteidigung allein auf diese beziehen müssen.

Mit “Bedeutung” ist in diesem Kapitel stets soviel gemeint wie “das mit einer Äußerung (einem Ausdruck) buchstäblich Gesagte” – und niemals “sprachliche Bedeutung”.¹⁷⁴ Ich werde das Wort “Bedeutung” meistens auf Äußerungen oder Ausdrucks-Vorkommnisse anwenden. Manchmal werde ich es aber auch auf Ausdrucks-Typen anwenden. Wenn ich von der Bedeutung von Ausdrucks-Typen spreche, dann habe ich stets nur *semantisch vollständige* Ausdrücke im Sinn.

¹⁷⁴ Später werde ich das Wort auch auf mentale Ausdrücke anwenden. Es klingt merkwürdig, mit Bezug auf mentale Ausdrücke von dem zu sprechen, was mit ihnen *gesagt* wird. – Deshalb muß ich meine Wortverwendung für diesen Fall etwas umständlicher erklären: Wenn ich von den Bedeutungen mentaler Ausdrücke spreche, so sind diejenigen Entitäten gemeint, die mit “*öffentlichen*” Ausdrücken gesagt werden können.

Definition: Der Ausdruck α ist in der Sprache L semantisch vollständig $\leftrightarrow \alpha$ leistet in allen Äußerungskontexten denselben Beitrag zu dem, was mit L -Äußerungen, die α enthalten, buchstäblich gesagt wird.¹⁷⁵

Ausdrücke wie “und”, “Wasser”, und “rot” sind semantisch vollständige Ausdrücke des Deutschen. Semantisch unvollständig sind wenigstens

- äquivalente Ausdrücke (“Bank” etc.),
- Indikatoren (“dies”, “ich”, “hier” etc.), und
- Phrasen und Sätze, die (explizit oder implizit) äquivalente Ausdrücke oder Indikatoren enthalten.

Begriffe sind die Konstituenten intentionaler Gehalte. Diese spielen eine Doppelrolle: als Gehalte intentionaler Phänomene und als das, was mit Äußerungen gesagt wird. Begriffe “erben” diese Doppelfunktion. Man kann sie deshalb auf zwei verschiedene Weisen betrachten: Man kann sie in ihrer Funktion als Bedeutungen betrachten, und man kann sie unabhängig von dieser Funktion betrachten. Ich werde in diesem Kapitel beides tun. In den §§ 3.1.3, 3.2.2 und 3.2.3 werde ich Begriffe schwerpunktmäßig in ihrer Rolle als Bedeutungen betrachten. In den §§ 3.1.1 und 3.2.2 werde ich sie schwerpunktmäßig unabhängig von dieser Funktion betrachten. Zwischen den beiden Betrachtungsweisen vermitteln – das setzte ich voraus – das Brückenprinzip Überzeugungsgehalte / Äußerungsbedeutungen aus der Einleitung sowie das Brückenprinzip Überzeugungsgehalte / Begriffe aus § 1.7.5.

¹⁷⁵ Wer eine kognitivistische Verschiebungsthese annimmt (siehe insbes. § 2.5.5), kann die entsprechenden Kontexte in der Definition ausnehmen.

3.1 Das LEGO-Modell

Die Art und Weise, in der ein Begriff durch seine Beziehungen zu anderen Begriffen konstituiert ist, wird oft als “(interne) Struktur” von Begriffen beschrieben. In diesem und dem nächsten Abschnitt werde ich zwei verschiedene Modelle von der Struktur von Begriffen darstellen. Jedem dieser Modelle korrespondiert eine bestimmte Vorstellungen von begrifflicher Wahrheit bzw. Falschheit, d.i. eine bestimmte Vorstellung von Analytizität.

3.1.1 Die Idee

Die grundlegende Idee hinter dem LEGO-Modell von (der Struktur von) Begriffen ist, daß viele Begriffe aus anderen Begriffen -als ihren Teilen- bestehen. Ein Freund des LEGO-Modells könnte z.B. annehmen, der Begriff [Junggeselle] sei ein aus den Teilen [ledig], [und] und [männlich] zusammengesetzter Komplex.¹⁷⁶ Natürlich ist die Rede von Komplexen, die aus Teilen zusammengesetzt sind, letztendlich metaphorisch aufzufassen. Die Frage, wie die Metapher auszubuchstabieren ist, wird allerdings nicht meine zentrale Frage sein. Was für mich entscheidend ist, ist dies: Durch die mereologische Metapher werden gewisse *strukturelle* Eigenschaften in Begriffe (und unser gesamtes Begriffssystem) hineingelesen. Das Postulieren dieser Strukturen ist der entscheidende Punkt am LEGO-Modell. Sie werden im Mittelpunkt meines Interesses stehen.

Das Wort “LEGO-Modell” möchte ich nun in zweifacher Weise gebrauchen, indem ich darunter zum einen ein Modell für die Struktur einzelner Begriffe verstehe, zum anderen aber auch ein globales Modell unseres ganzen Begriffssystems, bzw. von Teilen desselben. Diese beiden Verwendungsweisen des Wortes hängen natürlich zusammen: Ein Begriff entspricht genau dann dem LEGO-Modell, wenn er komplex im Sinne des oben angesprochenen Bildes ist, d.h. wenn er ein komplexer Gegenstand ist, der (u.a.) aus weiteren Begriffen als echten Teilen besteht. Ein ganzes Begriffssystem (bzw. ein Subsystem) entspricht genau dann dem LEGO-Modell, wenn die meisten Begriffe, die es enthält, dem LEGO-Modell entsprechen. Begriffe, die dem LEGO-Modell entsprechen, werde ich kurz als “LEGO-Begriffe” bezeichnen.

Das LEGO-Modell ist eng verknüpft mit der philosophischen Idee der *Begriffsanalyse*, d.h. der Vorstellung, daß Begriffe Entitäten sind, die man *analysieren* oder – auf Deutsch – *zerlegen* kann. Aber was genau ist damit gemeint? Die Rede vom “zerlegen”

¹⁷⁶ [α] ist die Bedeutung von “ α ”. Dabei ist α ein Ausdruck einer beliebigen syntaktischen Kategorie.

kann ja wohl kaum wörtlich zu verstehen sein, denn was der Philosoph mit Begriffen tut, hat wenig gemeinsam mit dem, was der Fleischer mit Rindern tut. Strawson erläutert den Term so:

“Let us begin by returning to the word ‘analysis’ itself. As I earlier remarked, the most general implication of the name seems to be that of the resolution of something complex into elements and the exhibition of the ways in which the elements are related in the complex” (Strawson 1992: 17).

Mit der ersten Wendung, die Strawson zur Erläuterung anführt (“resolution of something complex into elements”), läßt sich nicht viel anfangen. Sie trifft buchstäblich auch eher auf die Aktivitäten des Fleischers als auf die des Philosophen zu. Aber die zweite Wendung (“the exhibition of the ways in which the elements are related in the complex”) hilft uns weiter: Einen Begriff zu analysieren, heißt nicht, ihn zu zerlegen, sondern aufzuzeigen, aus welchen Teilen er auf welche Weise zusammengesetzt ist. Bei Begriffen bietet es sich an, dies durch die Präsentation eines Ausdrucks zu bewerkstelligen, das den in Frage stehenden Begriff ausdrückt, und gleichzeitig dessen interne Struktur erkennen läßt.

Nun kann man die Teilstruktur komplexer Gegenstände auf verschiedenen Ebenen repräsentieren. Das gilt auch für LEGO-Begriffe. Mit einer Begriffsanalyse “über mehrere Stationen” fortzuschreiten, heißt immer neue Ausdrücke zu finden, die den fraglichen Begriff ausdrücken, und dabei immer mehr von seiner internen Struktur offen legen. So könnten wir vielleicht “ist ein Junggeselle” im ersten “Zerlegungsschritt” als “ist unverheiratet und ist ein Mann”, dann als “ist nicht verheiratet und ist ein Mann”, “ist nicht verheiratet und ist ein Mensch und ist männlich”, und schließlich als “ist nicht verheiratet und ist ein Lebewesen und ist rational und ist männlich”. – Spätestens ab hier werden die Analysehypothesen waghalsig. Aber darauf kommt es mir hier nicht an. Der Punkt, auf den ich hinaus will, ist vielmehr, daß eine solche fortschreitende Analyse – wenn sie durchzuführen ist – irgendwo ein Ende haben muß.

“If we took [the notion of analysis] completely seriously for the case of conceptual analysis - analysis of ideas - we should conclude that our task was to find ideas that were completely simple, that were free from internal conceptual complexity; and then to demonstrate how the more or less complex ideas that are of interest to philosophers could be assembled by a kind of logical or conceptual construction out of these simple elements. The aim would be to get a clear grasp of complex meanings by reducing them, without remainder, to simple meanings” (Strawson 1992: 17f).

Die Idee des LEGO-Modells scheint – vielleicht nicht zwangsläufig, aber doch auf natürliche Weise – zu der Vorstellung zu führen, es gäbe eine Reihe atomarer Grundbeg-

atomare Begriffe Bezug nehmen. Warum *diese* die Extension haben, die sie haben, läßt sich nun ganz sicher nicht mehr im Rekurs auf das LEGO-Modell erklären.

Modalitäten. Warum ist

(1) die Proposition, daß alle Junggesellen kleiner als 3 m sind

kontingenterweise wahr, während

(2) die Proposition, daß Junggesellen ledig sind,

notwendigerweise wahr ist? – Ganz einfach: Propositionen sind Komplexe aus Begriffen. Der Begriff [Junggeselle] beinhaltet den Begriff [kleiner als 3 m] nicht als Teil. Deshalb könnte (1) falsch sein. Aber der Begriff [Junggeselle] beinhaltet den Begriff [ledig] als Teil. Deshalb fügt der Prädikatbegriff dem Subjektbegriff im Falle von (2) nichts mehr hinzu, was nicht sowieso schon im Subjektbegriff enthalten gewesen wäre. Deshalb ist es unmöglich, daß (2) falsch ist.¹⁷⁸

Apriorität. Warum müssen wir uns zur Rechtfertigung von (1) auf Erfahrungen berufen, während wir das im Falle von (2) nicht müssen?¹⁷⁹ – Weil der Begriff [Junggeselle] den Begriff [kleiner als 3 m] nicht als Teil beinhaltet, genügt eine Reflexion über begriffliche Zusammenhänge im Falle von (1) nicht, um die Wahrheit der Proposition zu rechtfertigen. Aber der Begriff [Junggeselle] beinhaltet den Begriff [ledig] als Teil. Deshalb genügt eine Reflexion über begriffliche Zusammenhänge im Falle von (2) sehr wohl, um die Wahrheit der Proposition zu rechtfertigen.

3.1.3 Frege-Analytizität

Das LEGO-Modell geht Hand in Hand mit einer Erklärung begrifflicher Wahrheit (bzw. Falschheit) als Frege-Analytizität.¹⁸⁰

Definition: Der Satz s ist *Frege-analytisch* in der Sprache $L \leftrightarrow s$ ist in L entweder logisch wahr (falsch) oder s ist durch systematischen Austausch von Ausdrücken durch synonyme Ausdrücke in einen logisch wahren (falschen) Satz von L überführbar.

Dabei wird der folgende Begriff von logischer Wahrheit (Falschheit) vorausgesetzt:

Definition: Der Satz s ist *logisch wahr (falsch)* in $L \leftrightarrow s$ ist in L entweder wahr oder falsch, und s behält seinen Wahrheitswert in L unter allen systematischen

¹⁷⁸ Diese Überlegungen scheinen zu zeigen, wie eng der Kantische Begriff der Analytizität (siehe § 4.2.1) mit dem LEGO-Modell verknüpft ist.

¹⁷⁹ Zur Idee der Apriorität vgl. den Appendix zu diesem Kapitel.

¹⁸⁰ Die Nomenklatur stammt aus Boghossian 1997. Den Hintergrund für diese Bezeichnung bildet die Einleitung zu Freges *Grundlagen der Arithmetik* (Frege 1884).

Uminterpretationen der nicht-logischen Ausdrücke in *s* bei (sofern keine leeren Extensionen zugewiesen werden).

Die Liste der logischen Partikel ist dabei im Prinzip frei wählbar. Ich möchte allerdings hier voraussetzen, daß uns auf die (natürlichsprachlichen Gegenstücke der) klassischen Partikeln beschränken.¹⁸¹ Es ist kein Wunder, daß das Standardbeispiel für einen Frege-analytischen Satz meinem oben verwendeten Beispiel für einen Begriff, der dem LEGO-Modell zu genügen scheint, korrespondiert. Der Satz

(1) Junggesellen sind ledig

ist Frege-analytisch, weil er sich durch den Austausch von “Junggesellen” durch das Synonym “ledige Männer” in einen logisch wahren Satz transformieren läßt – nämlich diesen:

(2) Ledige Männer sind ledig

(2) – so scheint es – ist logisch wahr, weil dieser Satz unter allen systematischen Uminterpretationen seiner nicht-logischen Bestandteile wahr bleibt.¹⁸²

Die Idee der Frege-Analytizität geht Hand in Hand mit dem LEGO-Modell von Begriffen. Sie versucht sozusagen die vom LEGO-Modell postulierte Struktur von Begriffen von der Perspektive der Sprache einzufangen.

3.1.4 Schwierigkeiten

Im folgenden weise ich auf einige Schwierigkeiten des LEGO-Modells und der damit zusammenhängenden Vorstellung von Frege-Analytizität hin.

Erstens: Uneingelöste Metaphorik. Es erscheint intuitiv wenig einleuchtend, sich Begriffe buchstäblich als aus Teilen zusammengesetzt vorzustellen. Die Beschreibung, die das LEGO-Modell liefert, hat nur dann eine Chance, eine gute Beschreibung zu sein, wenn sie metaphorisch verstanden wird. Doch das Modell als solches bietet keine Mittel, die Metaphern einzulösen.

Dieser Punkt ist strenggenommen nicht unbedingt eine Schwierigkeit. Es ist einfach so, daß das LEGO-Modell diese Frage aufwirft, und nicht von vorn herein klar ist, ob und wie sie zu beantworten ist. – Möglicherweise ließe sich auch der Begriff der Frege-

¹⁸¹ Zu diesen Begriffen vgl. Quine 1951, Boghossian 1997.

¹⁸² Ich habe das Beispiel gewählt, weil es das Standardbeispiel ist, nicht weil ich davon überzeugt bin, daß es wirklich funktioniert. Neben der Frage, ob “Junggesellen” und “ledige Männer” wirklich synonym sind, stellt sich auch die Frage, ob (2) tatsächlich eine logische Wahrheit im oben angegebenen Sinne darstellt: Man denke an so etwas wie “Vermeintliche Männer sind vermeintlich”. – Hier verbirgt sich ein generelles Problem des im Haupttext definierten Begriffs der logischen Wahrheit. Vgl. dazu Strawson 1957.

Analytizität ins Spiel bringen, um die Metaphorik des LEGO-Modells aufzuhellen. Aber der bringt andere Schwierigkeiten mit sich.

Zweitens: Mangel an plausiblen Beispielen. Selbst wenn wir auf der metaphorischen Ebene bleiben: Was für [Junggeselle] *prima facie* plausibel wirkt, sieht für die meisten anderen Begriffe ganz anders aus. Niemand hat jemals auch nur einigermaßen unstrittige Analysen für Begriffe wie [Tisch], [Katze], [rot], [Liebe] geliefert, und es erscheint einfach nicht sonderlich plausibel, daß sich solche Begriffe überhaupt im Sinne des LEGO-Modells analysieren lassen.

Man kann diesen Punkt durch eine Überlegung illustrieren, die ich das “Rest-Argument” nenne. Das LEGO-Modell kann, wie wir gesehen haben, die Schlüssigkeit von Argumenten wie (A2) erklären. (A2) ist deshalb schlüssig, weil Otto in der Konklusion unter einen Begriff subsumiert wird, der ein “konjunktiver Teil” des Begriffs ist, unter den Otto in der Prämisse subsumiert wird. Wenn diese Erklärung stichhaltig ist, dann sollte es ein Prädikat “*F*” geben, das gewissermaßen den “Rest” von [Junggeselle] ausdrückt – dasjenige, was übrig bleibt, wenn man die konjunktive Komponente [ledig] entfernt hat. Weiterhin sollte dieser von “*F*” ausgedrückte Rest dann so sein, daß das folgende ein schlüssiges Argument darstellt:

(A3) Otto ist ledig und *F*.

Also: Otto ist Junggeselle.

Bei diesem Beispiel ist nun leicht zu sehen, daß es ein Prädikat “*F*” gibt, das (A3) zu einem schlüssigen Argument macht, nämlich “männlich”, und jener Rest dementsprechend nichts anderes ist als [männlich].

Das Problem ist, daß sich eine solche Überlegung für [Junggeselle], anscheinend für keinen anderen der oben erwähnten Begriffe durchspielen läßt. Ein zu (A2) analoges Argument für [rot] wäre etwa

(A4) Dies ist rot.

Also: Dies ist farbig.

Dementsprechend sollte es, wenn das LEGO-Modell auch auf [rot] zutrifft (und die Schlüssigkeit von (A4) auf dem oben angedeuteten Wege zu erläutern ist) ein Prädikat “*F*” geben, so daß (A5) schlüssig ist.

(A5) Dies ist farbig und *F*.

Also: Dies ist rot.

Aber welches Prädikat sollte hier die Rolle von “*F*” spielen? Es scheint kein solches Prädikat zu geben. (Natürlich wird aus (A5) trivialerweise ein schlüssiges Argument, wenn man “rot” selbst einsetzt. Doch das ist nicht der Punkt, denn wir suchen ja nach einem Prädikat, das “den Rest” ausdrückt.)

Gegenbeispiele. Das vorhin genannte Problem spiegelt sich in dem Umstand, daß sich der Satz

(3) Was rot ist, ist farbig

nicht als Frege-analytisch erweisen läßt. So, wie es keinen begrifflichen Bestandteil zu geben scheint, den man erhält, wenn man [farbig] von [rot] “abzieht”, so scheint es keine Phrase zu geben, die “farbig” als Teil enthält und insgesamt synonym mit “rot” ist. Eine solche bräuchten wir, um (1) in einen logisch wahren Satz zu transformieren, um so die Frege-Analytizität von (1) zu erweisen. Doch (1) ist nicht Frege-analytisch.

Auch Sätze wie die folgenden lassen sich nicht als Frege-analytisch erweisen.

(4) Niemand ist sein eigener Vater.

(5) Wenn heute Montag ist, dann ist morgen Dienstag.

(6) Wenn Anna kleiner ist als Bertha, dann ist Bertha größer als Anna.

Dennoch scheinen diese Sätze aus begrifflichen Gründen wahr zu sein. Wenn das aber so ist, dann fängt der Begriff der Frege-Analytizität die tatsächliche Struktur unserer Begriffe offensichtlich nicht ein. Der Begriff der Frege-Analytizität setzt voraus, daß die meisten unserer Begriffe sind wie [Junggeselle]; er setzt voraus, daß sie dem LEGO-Modell genügen. Aber diese Voraussetzung scheint nicht zuzutreffen.¹⁸³

Das LEGO-Modell ist in den vergangenen Jahrzehnten aus ganz verschiedenen Perspektiven angegriffen worden. Im philosophischen Diskurs war Quines Kritik an der Idee der Analytizität entscheidend. In ihrer ursprünglichen und wirkungsmächtigsten Form in “Two Dogmas” (1951) war Quines Angriff ja in erster Linie ein Angriff auf den Begriff der Frege-Analytizität; und damit indirekt auch ein Angriff auf das LEGO-Modell. Darauf werde ich im nächsten Kapitel ausführlich eingehen.

In der Psychologie wurden Roschs Untersuchungen darüber, wie wir natürliche Arten kategorisieren, zum Ausgangspunkt für eine Kritik am LEGO-Modell. Bei den in dieser Debatte vorgebrachten empirischen Argumenten ist allerdings nicht klar, ob sie wirklich das philosophische LEGO-Modell oder nur eine psychologische Entsprechung davon treffen. Ich werde darauf in dieser Arbeit nicht eingehen.¹⁸⁴

¹⁸³ Weil Sätze wie die angegebenen Sätze nicht Frege-analytisch sind, kann der Begriff der Frege-Analytizität auch weder als Explikation der traditionell-philosophischen noch der intuitiven Idee von Analytizität zählen. – Ich setze hier einfach voraus, daß diese Sätze tatsächlich analytisch sind. Das ist nicht nur intuitiv plausibel. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß das empirische Verfahren zur Bestimmung analytischer Sätze, das ich in § 4.3.3 vorschlagen werde, diese Sätze als analytisch klassifizieren würde.

¹⁸⁴ Den klassischen Überblick über die psychologische Diskussion geben Smith und Medin (1981). Die Frage nach den Implikationen für das philosophische LEGO-Modell wird diskutiert in Rey 1983, Smith/Medin/Rips 1984 und Rey 1985. Stich 1983 mag hier beispielhaft für diejenigen Philosophen stehen, welche die psychologischen Resultate sehr unkritisch gegen das philosophische LEGO-Modell ausgespielt haben.

In der Kognitionswissenschaft waren die Arbeiten von Fodor und anderen immens einflußreich.¹⁸⁵ Diese Arbeiten enthalten sowohl philosophische als auch empirische psycholinguistische Argumente gegen das LEGO-Modell. Das Netzwerk-Modell, d.i. das Modell, für das ich mich im nächsten Abschnitt stark machen möchte, wird m.E. von keiner dieser Angriffe getroffen. Fodor selbst hielt das Netzwerk-Modell über lange Zeit für angemessen. Inzwischen hat Fodor seine Meinung in diesem Punkt geändert. Er verwirft jetzt auch das Netzwerk Modell. Aus gewissen philosophischen Gründen heraus glaubt er inzwischen, daß Begriffe überhaupt keine interne Struktur haben. – Fodor ist sich vollkommen im klaren darüber, daß diese Position zunächst einmal ungläubiges Kopfschütteln hervorrufen muß. Dennoch glaubt er, daß gewisse philosophische Überlegungen uns mehr oder weniger keine andere Wahl lassen, als diese *prima facie* un-plausible Position einzunehmen. Die zentrale Motivation für die beiden letzten Kapitel dieser Arbeit besteht darin, der komplexen Argumentation, die Fodors Position zugrunde liegt, auf breiter Front entgegenzutreten.

¹⁸⁵ Die wichtigsten dieser Arbeiten sind: Fodor 1970,1975, Fodor et al. 1975, Fodor et al 1980.

3.2 Das Netzwerk-Modell

3.2.1 Die Konstitution von Begriffen

Strawson stellt dem LEGO-Modell das gegenüber, was ich das “Netzwerk-Modell” nenne:

“Let us abandon the notion of perfect simplicity in concepts; let us abandon even the notion that analysis [elucidation] must always be in the direction of greater simplicity. Let us imagine, instead, the model of an elaborate network, a system, of connected items, concepts, such that the function of each item, each concept, could, from a philosophical point of view, be properly understood only by grasping its connections with the others, its place in the system – perhaps better still, the picture of interlocking systems of such a kind” (Strawson 1992: 19).¹⁸⁶

Und Davidson malt die Konsequenzen eines Netzwerk-Modells von Begriffen so aus:

“Entertaining any proposition, whatever one’s attitude toward the proposition may be, entails believing many other propositions. If you wonder whether you are seeing a black snake, you must have an idea of what a snake is. You must believe things as such: a snake is an animal, it has no feet, it moves with sinuous movement, it is smaller than a mountain. If it is a black snake, then it is a snake and it is black. If it is black, it is not green. Since you wonder what you are seeing, you must know what seeing is: that it requires the use of the eyes; that you can see something without touching it, and so on. I do not wish to give the impression that there is a fixed list of things you must believe in order to wonder whether you are seeing a black snake. The *size* of the list is very large, it not infinite, but membership in the list is indefinite. What is clear is that without many of the sort of beliefs I have mentioned, you cannot entertain the proposition that you are seeing a black snake; you cannot believe or disbelieve that proposition, wish it were false, ask whether it is true, or demand that someone make it false” (Davidson 1995a: 211f).¹⁸⁷

Man kann die entscheidenden Ideen hinter dem Netzwerk-Modell wie folgt auf den Punkt bringen:

¹⁸⁶ Ich habe das Wort “elucidation” eingefügt, weil Strawson auf derselben Seite selbst sagt, es sei hier eigentlich angebrachter als “analysis”.

¹⁸⁷ Ich zitiere diese Passage hier, um einen ersten, groben Eindruck zu vermitteln. Hinsichtlich der einzelnen Beispiele kann ein Vertreter des Netzwerk-Modells selbstverständlich anderer Meinung sein als Davidson. Den Aspekt der Unbestimmtheit, auf den Davidson eingeht, werde ich in § 4.3.4 zu sprechen kommen. Davidson gebraucht “proposition” hier im Sinne von “propositionaler Gehalt” (vgl. meine Bemerkung zu diesem Wort in § 1.7.3).

- (i) Begriffe sind (u.a.) durch die Relationen, in denen sie zu anderen Begriffen stehen, *konstituiert*.
- (ii) Die Relationen zwischen Begriffen sind (in den meisten Fällen) *nicht* nach dem Muster mereologischer Beziehungen zu verstehen.
- (iii) Man sollte sich unser Begriffssystem deshalb als ein Netzwerk vorstellen, in dem verschiedenartigste Verbindungen bestehen, und nicht als eine mereologische Hierarchie (von atomaren zu sehr komplexen Begriffen).

These (i) teilt der Vertreter des Netzwerk-Modells mit dem des LEGO-Modells. Die beiden anderen sind ihm eigentümlich.

Begriffliche (semantische) Konstitution. Um (i) zu verstehen, sollte klar werden, was hier mit “konstituieren” gemeint ist. Es ist das folgende:

Definition: Der Begriff *A* ist konstitutiv für den Begriff *B* \leftrightarrow Es ist eine essentielle Eigenschaft von *B*, in der-und-der Relation zu *A* zu stehen.

Eine *essentielle* Eigenschaft eines Gegenstands, ist eine Eigenschaft, die – zusammen mit anderen Eigenschaften – den fraglichen Gegenstand *zu dem macht, was er ist*. Daß der fragliche Gegenstand diese Eigenschaft hat, gehört zu seinem *Wesen*. Der Begriff der Essenz ist kaum weiter als durch ein paar einigermaßen umgangssprachliche Wendungen zu erläutern. Bezüglich derer sind wir dann auf unsere Intuitionen zurückgeworfen. Allerdings haben wir in diesem Falle tatsächlich recht gute Intuitionen. Es ist Sokrates wesentlich, ein Mann zu sein, und es ist ihm wesentlich, aus der Ei- und Samenzelle entsprungen zu sein, der er *de facto* entsprungen ist. Es ist ihm nicht wesentlich, Ehemann von Xanthippe zu sein, und es ist ihm ebenfalls nicht wesentlich, einziges Element von {Sokrates} zu sein (obwohl auch das zu seinen notwendigen Eigenschaften gehört). Es ist eine essentielle Eigenschaft von [Junggeselle], in einer “inferentiellen” Relation zu [ledig] zu stehen. Wer im Besitz dieses Begriffs ist, der ist bereit, aus [Otto ist Junggeselle] auf [Otto ist ledig] zu schließen. – Beiden, dem LEGO- wie dem Netzwerk-Modell zufolge, kommen Begriffen gewisse relationale Eigenschaften zu anderen Begriffen essentiell zu.¹⁸⁸

Wer die Rede von Essenzen dubios findet, dem sei das folgende Substitut für die Relation der begrifflichen Konstitution angeboten: Manchmal wird die Wendung “Begriff *A* ist konstitutiv für Begriff *B*” auch eingeführt, ohne dabei von Essenzen zu reden. Boghossian etwa gibt (der Sache, leider nicht der Formulierung nach) die folgende Explikation:

¹⁸⁸ Ich hatte bereits in 1.1.4 kurz etwas über Essenzen gesagt.

Der Begriff *A* ist konstitutiv für den Begriff *B* \leftrightarrow Das Verfügen über den Begriff *B* setzt das Verfügen über den Begriff *A* voraus.¹⁸⁹

Das ist sicher metaphysisch leichtgewichtiger als meine Erläuterung über den Begriff der Essenz. Da der so definierte Begriff – denke ich – mit dem meinen extensional äquivalent ist (und weil ich im folgenden allein extensionalen Gebrauch von dem Begriff machen werde), möge, wem Essenzen zu dubios sind, sich Boghossians Erläuterung zu eigen machen. Trotzdem: Aus meiner Warte betrachtet, fängt Boghossians Begriff nur ein Begleitphänomen ein, nicht die Sache selbst – sprich: die Essenz.¹⁹⁰

Vorteile des Netzwerk-Modells. Das LEGO- und das Netzwerk-Modell unterscheiden sich hinsichtlich des Modells, das sie für die konstitutiven Relationen zwischen Begriffen anbieten. Das LEGO-Modell zeichnet ein sehr starres Bild der fraglichen Beziehungen (Teil/Ganzes). Das Netzwerk-Modell bekommt man, wenn man die Idee einer solchen starren Beziehung aufgibt und durch die Vorstellung einer flexiblen ersetzt. Hier sind einige *prima facie*-Vorteile dieses Schachzuges:

Erstens. Wir könnten auf die Vorstellung von Grundbegriffen ohne interne Struktur verzichten. (Niemand hat je eine Gruppe von Begriffen benennen können, die plausiblerweise alle anderen Begriffe “tragen”. Der Phänomenalismus war ein Versuch in dieser Richtung – aber sicher kein erfolgreicher.) Sofern wir vom Teil/Ganzes-Modell abrücken, können wir *jedem* Begriff eine innere Struktur (essentielle Relationen zu anderen Begriffen) zusprechen. Das Bild von einem “Fundament” einfacher Begriffe, in dem das Netzwerk verankert ist, ist nicht mehr nötig.

Zweitens. Auch wer dem Netzwerk-Modell anhängt, kann nach wie vor der Meinung sein, es gebe wenigstens einige Begriffe, die durch das LEGO-Modell – wenigstens auf einer metaphorischen Ebene – angemessen beschrieben werden. Solche Begriffe treten innerhalb des Netzwerk-Modells als Grenzfälle in Erscheinung. Wenn das LEGO-Modell aber – da, wo es tatsächlich angemessen ist – in das Netzwerk-Modell integriert werden kann, dann lassen sich auch alle erfolgreichen Erklärungen des LEGO-Modells in die explanatorische Kraft des Netzwerk-Modells integrieren: Materiale Schlüssigkeit, Extensionsfestlegung, Modalitäten und Apriorität können, sofern die in-

¹⁸⁹ Boghossian 2000: 7.

¹⁹⁰ In § 3.3.3 werde ich den hier erläuterten Begriff der begrifflichen oder semantischen Konstitution in den Rahmen weiterer Konstitutions- und Reduktionsrelationen stellen. – Die Relation der begrifflichen Konstitution ist letztlich ein Spezialfall der allgemeinen Relation der Konstitution eines Gegenstandes durch einige seiner Eigenschaften: Die Eigenschaft *F* ist konstitutiv für $x \leftrightarrow F$ ist eine essentielle Eigenschaft von *x*. Doch auf diesen Aspekt möchte ich hier nicht näher eingehen.

volvierten Begriffe LEGO-Begriffe sind, innerhalb des Netzwerk-Modells genauso erklärt werden wie innerhalb des LEGO-Modells.

Drittens. Von den drei Problemen des LEGO-Modells, die ich oben explizit gemacht habe, treffen das zweite und das dritte das Netzwerk-Modell nicht. (Wir werden das gleich deutlicher sehen, wenn wir den dem Modell korrespondierenden Begriff der Carnap-Analytizität betrachten werden.) Das erste von mir aufgezählte Problem des LEGO-Modells war das der uneingelösten Metaphorik. In diesem und dem nächsten Kapitel werde ich versuchen, die Metaphorik des Netzwerk-Modells etwas aufzuhellen.

Die beiden Modelle sind, wie gesagt, Modelle von den Relationen zwischen Begriffen, die *essentiell* für sie sind. Es sind Modelle davon, wie Begriffe andere Begriffe konstituieren, oder – wie ich auch sagen werde – Modelle *begrifflicher* oder *semantischer* Konstitution. Wenn ich so rede, verwende ich das Wort “semantisch” ersichtlich nicht für Relationen zwischen Zeichen und dem, was sie bezeichnen oder bedeuten, oder Gehalten und dem, was sie bestimmen, sondern (auch) für Relationen zwischen (semantischen) Gehalten selbst. Das ist der Sinn von “semantisch”, in dem etwa eine zwischen Gehalten definierte Folgerungsbeziehung “semantisch” ist.

Im nächsten Abschnitt gehe ich auf Relationen der anderen Sorte ein, die mit gutem Recht semantisch genannt werden können: Auf die Relationen zwischen Ausdrücken, und dem, was sie bedeuten und denotieren. Ich werde die begriffliche Konstitution aus der Perspektive der Ausdrücke betrachten, welche die Begriffe ausdrücken. Kurz gesagt: Ich werde die *begriffliche* Konstitution als *Bedeutungskonstitution* betrachten.

3.2.2 Carnap-Analytizität

Carnap hat eine Explikation der Idee der Analytizität vorgeschlagen, die mit dem Netzwerk-Modell in einer Weise Hand in Hand geht wie die Konzeption der Frege-Analytizität mit dem LEGO-Modell. Carnap hat diese Konzeption als Reaktion auf Quines Kritik an der Idee der Analytizität vorgetragen. Seine Maßgabe war deshalb von Anfang an, einen Begriff zu entwickeln, der Quines Angriff entgeht. Im nächsten Kapitel werde ich versuchen zu zeigen, daß Carnap in dieser Sache mehr Erfolg hatte, als viele Philosophen im letzten halben Jahrhundert zuzugestehen bereit waren. Im Verlauf dieses Abschnitts werde ich dafür argumentieren, daß Carnaps Konzeption von Analytizität dem Begriff der Frege-Analytizität überlegen ist.

Carnap selbst führt seinen Begriff von Analytizität mit Bezug auf eine künstliche Sprache ein.¹⁹¹ Die grundlegende Idee ist sehr einfach. Innerhalb einer künstlichen, stipulierten Sprache setzen wir einfach einige Sätze als “Bedeutungspostulate” fest. Wir

¹⁹¹ Vgl. Carnap 1952.

stipulieren, daß diese Sätze allein aufgrund ihrer Bedeutung – d.h. aufgrund der Begriffe, die von den in ihnen enthaltenen Wörtern ausgedrückt werden – wahr sind. Sofern wir die klassische (oder irgendeine andere) Logik voraussetzen, ergibt sich aus dieser Festsetzung auch, welche Sätze unserer Sprache aus begrifflichen Gründen *falsch* sind. Analytizität läßt sich nun einfach so fassen: Ein Satz ist genau dann analytisch wahr in einer gegebenen Sprache, wenn er aus der Menge der in dieser Sprache geltenden Bedeutungspostulate folgt.

Carnap spricht, wie gesagt, in seinem Aufsatz über künstliche, stipulierte Sprachen. Er betont, daß die Bedeutungspostulate einer solchen Sprache frei wählbar sind. Um diesen Aspekt zu betonen, spricht er von “Bedeutungs*postulaten*”.¹⁹² Wenn wir Carnaps

¹⁹² Carnap führt den Ausdruck “meaning postulate” (in Carnap 1952) allein anhand eines Beispiels ein, ohne eine wirkliche Erklärung zu geben. Vor allem der theoretische Rahmen, in den er die Bedeutungspostulate stellt, macht (mehr oder weniger) klar, was Bedeutungspostulate eigentlich sind. Neben der theoretischen Einbettung gibt allein die folgende Stelle einen Hinweis darauf, wie Carnap den Ausdruck “meaning postulate” genau verstanden wissen will:

“The term ‘postulate’ seems suitable for this purpose; it has sometimes been used in a similar sense. (This usage is not the same as the more frequent one according to which ‘postulate’ is synonymous with ‘axiom’)” (Carnap 1952: 224).

In einer Fußnote verweist Carnap auf J. Cooley, einen Schüler Quines, der das Wort “postulate” so gebrauche, wie auch er – Carnap – es verstanden wissen wolle. Carnap verweist auf den § 27 (“Definitions and postulates”) in Cooleys Buches *A Primer of Formal Logic* (1942). Dort führt Cooley das Wort “postulate” folgendermaßen ein:

“To classify a statement as a postulate means that its truth is determined by a resolution to use words in a certain way rather than by any appeal to observation” (Cooley 1942: 153).

Für Cooley ist ein Bedeutungspostulat ein impliziter Definierer, keine implizite Definition (vgl. meinen § 3.2.4). Mit Bezug auf seinen Beispielsatz “If x is smaller than y and y is smaller than z , then x is smaller than z ” sagt er:

“Notice that this statement, taken in isolation, looks like an ordinary generality. Its special character depends on the way we propose to handle it, and this must always be indicated by a preliminary comment to the effect that it will, in fact, be treated as a postulate” (Cooley 1942: 154).

Dasselbe wird auch an der folgenden Stelle deutlich:

“Remember that a postulate is written out as an ordinary statement, while a definition is explicitly written as a convention about word usage” (Cooley 1942: 155, note).

Trotzdem sagt er: “[T]hey are often referred to as *implicit definitions*” (Cooley 1942: 155). Etwas ziemlich Rätselhaftes sagt Cooley beim Vergleich von Definitionen und Bedeutungspostulaten:

Idee auf natürliche, gewachsene Sprachen übertragen wollen, sind wir natürlich nicht frei in der Auswahl der Sätze, die wir als Bedeutungspostulate ansehen. Aus diesem und einem weiteren Grund schlage ich vor, die Rede von “Bedeutungspostulaten” in diesem Fall zu ersetzen durch die Rede von “bedeutungskonstitutiven Sätzen”. Der zweite Grund ist natürlich einfach der: Die Wörter einer natürlichen Sprache bedeuten, was sie bedeuten (und nichts anderes), *weil* die Sprecher dieser Sprache gewisse Sätze (und nicht andere) als bedeutungskonstitutiv akzeptieren. Die für alle Arten von Sprachen anwendbare Definition von “Carnap-analytisch”, mit der ich arbeiten möchte, ist diese:

Definition: Der Satz s ist *Carnap-analytisch* in der Sprache $L \leftrightarrow$

- (i) s folgt allein aus der Menge der bedeutungskonstitutiven Sätze von L , oder
- (ii) s ist die Negation eines Satzes, der (i) erfüllt.

Sätze, die Bedingung (i) erfüllen, sind Carnap-analytisch wahr. Sätze, die Bedingung (ii) erfüllen, sind Carnap-analytisch falsch. Die Sätze (3-6), die intuitiv analytisch, aber nicht Frege-analytisch sind, werden vom Begriff der Carnap-Analytizität klarerweise abgedeckt. Es gibt deshalb, wenn man die Extension von “Carnap-analytisch” in Betracht zieht, *prima facie* keine Schwierigkeiten dabei, den Begriff der Carnap-Analytizität als Kandidaten für eine Explikation der Idee der Analytizität ernst zu nehmen.

Hinter dem Begriff von Carnap-Analytizität steht ein mageres – und genau deshalb plausibles – Bild von Begriffen: Es gibt Sätze, die aus begrifflichen Gründen wahr zu sein scheinen. Anders gesagt: Relationen zwischen Begriffen scheinen für die Wahrheit dieser Sätze verantwortlich zu sein. Das ist das absolute Minimum dessen, was wir intuitiv über die Struktur von Begriffen sagen können. Und es ist genau das, was das Netzwerk-Modell sagt. Und das genügt vollkommen, um zu erklären, wie Sätze aus begrifflichen Gründen wahr oder falsch (analytisch) sein können.

Die Verfechter des LEGO-Modells haben dieselben Daten zum Anlaß genommen, um ein Modell von Begriffen zu entwickeln, das sich durch die intuitiv zur Verfügung stehenden Daten nicht mehr vollständig stützen läßt, und sogar im Widerspruch zu ihnen steht: Das Modell postuliert, daß es einen “Rest” gibt, wenn [farbig] von [rot] “abgezogen” wird, aber intuitiv gibt es keinen solchen Rest. Die oben angeführten Sätze sind intuitiv aus begrifflichen Gründen wahr. Aber die das LEGO-Modell reflektierende

“The difference between the two is actually quite radical, for the introduction of a postulate makes it possible to deduce conclusions which could not have been deduced without it, while an ordinary definition can never lead to this result” (Cooley 1942: 156).

Cooley hat demnach einiges aus Carnap 1952 bereits zehn Jahre früher veröffentlicht.

Konzeption von Frege-Analytizität stuft sie nicht als begrifflich wahr (analytisch wahr) ein.

Die Vorstellung von Begriffen, die hinter dem Begriff der Carnap-Analytizität liegt, ist eine *minimale* Vorstellung: Begriffe sind so strukturiert, daß sie in wenigstens den Relationen zueinander stehen, die unsere Intuitionen bezüglich begrifflicher Wahr- und Falschheiten erklären. Mehr sagt es nicht aus. – Aber gerade diese Zurückhaltung macht den Vorteil der Vorstellung gegenüber dem LEGO-Modell aus: Carnaps Bild verlangt uns nicht mehr an Intuitionen ab, als wir tatsächlich haben.

Welches sind die bedeutungskonstitutiven Sätze einer natürlichen Sprache? – Die erste Antwort auf diese Frage hat etwas Pleonastisches: Welche *L*-Sätze man auch immer als Bedeutungspostulate auffassen mag: Wichtig ist, daß alle, und nur die, analytischen *L*-Sätze aus ihnen folgen. Der Frage, wie man, im Prinzip, *herausfinden* kann, welche Sätze in *L* bedeutungskonstitutiv sind, werde ich später (im 4. Kapitel) ausführlich nachgehen.¹⁹³

Der Begriff der Carnap-Analytizität ist wertvoll, weil er das Korrelat des Netzwerk-Modells von Begriff darstellt. Sein Wert liegt *nicht* darin, daß er für eine *semantische Reduktion* von “analytisch” erhalten könnte. Carnaps Konzeption ist untauglich, um uns in gänzlich anderen Wörtern (Begriffen) zu erklären, was es mit der Idee von Analytizität auf sich hat.¹⁹⁴ Eine solche Art von Erklärung sollte, so meine ich, auch nicht unser Ziel sein. Meine Gründe für diese Haltung werde ich in § 3.3.2 darlegen.

3.2.3 Bedeutungskonstitutivität und Analytizität

Die Klasse der bedeutungskonstitutiven Sätze einer Sprache ist eine *echte* Teilklasse der analytischen Sätze dieser Sprache. Die Idee dabei ist ganz einfach: Wir wollen im Rekurs auf das Auszeichnen bestimmter Sätze einer Sprache erklären, was die Wörter dieser Sprache bedeuten. Doch dazu brauchen wir gewiß nicht alle analytischen Sätze dieser Sprache. Bedeutungskonstitutiv sind – einem überaus naheliegenden Verständnis dieses Wortes zufolge – nur diejenigen Sätze, auf die im Rahmen einer solchen Erklärung rekurriert werden muß. Es scheint nun sehr viele analytische Sätze zu geben, die in einer solchen Erklärung keine Rolle spielen würden. Solche Sätze sind zwar analytisch, aber eben nicht bedeutungskonstitutiv. Ihre Analytizität wird durch die bedeutungskonstitutiven Sätze (die impliziten Definierer) erklärt, aber sie selbst brauchen nicht zu Erklärungszwecken herangezogen zu werden. Zwei Beispiele mögen den Kontrast verdeutlichen: Der Satz

¹⁹³ Siehe vor allem §§ 4.3.2 und 4.3.3.

¹⁹⁴ Das hat Quine in “Two Dogmas” (1951) herausgestellt. Dort taucht die Idee der Bedeutungspostulate unter dem Titel “Semantical Rules” auf.

Junggesellen sind ledig.

ist analytisch *und* bedeutungskonstitutiv. Ohne ihn wird man die Bedeutung von “Junggeselle” kaum erklären können. Hingegen ist der Satz

Es regnet oder es regnet nicht, und es schneit oder es schneit nicht.

zwar analytisch, aber *nicht* bedeutungskonstitutiv – denn er ist nicht erklärungsrelevant.

Die hier getroffene Unterscheidung ist intuitiv sicher nachzuvollziehen. Aber kann man sie auch präzise machen? – Dazu müßte der relevante Begriff der Erklärung schärfere Konturen bekommen. Hier ist ein Versuch, zu sagen, welche Sätze die impliziten Definierer des Deutschen sind, ohne ein Wort wie “Erklärung” zu gebrauchen: Die Konjunktion aller impliziten Definierer des Deutschen ist die kürzeste Konjunktion (diejenige mit den wenigsten Gliedern), aus der alle analytischen Sätze des Deutschen folgen.¹⁹⁵ – Vielleicht gibt es nicht *genau eine* Menge von Sätzen, die diese Bedingung erfüllt. Das Maß an Unbestimmtheit, das wir in einem solchen Falle zugestehen müßten, scheint mir allerdings intuitiv erträglich zu sein. Deshalb will ich den Punkt hier nicht als Problem ausbauen.

3.2.4 Implizite Definitionen

Die These, auf die man sich einläßt, wenn man das Netzwerk-Modell dem LEGO-Modell vorzieht, kann man auch so formulieren:

Man kann die Bedeutungen von sehr vielen Wörtern oder Phrasen (die ausgedrückten Begriffe) durch implizite Definitionen angemessen einfangen, bzw. repräsentieren. Daß sich die Bedeutung eines Wortes durch eine explizite Definition angeben läßt, ist ein Grenzfall, der in der natürlichen Sprache selten auftritt.

Um diese Perspektive auf die Dinge zu entfalten, sollte ich erklären, was eine explizite und was eine implizite Definition ist. Eine explizite Definition eines Prädikats “*F*” besteht in der Stipulation *notwendiger und hinreichender* Bedingungen dafür, daß etwas *F* ist. Die kanonische Form ist:

$$\text{NEC } (\forall x) (Fx \leftrightarrow Gx)$$

Dabei kann “*G*” natürlich beliebig komplex sein. Hier ist eine erste Formulierung für die kanonische Form impliziter Definitionen:

Die Bedeutung des Ausdrucks “*α*” sei so, daß die folgenden Aussagen notwendigerweise wahr sind: $s_1 \dots s_n$.

¹⁹⁵ Ich setze hier zweierlei voraus: 1. Alles, was als Konjunktion formuliert werden kann, wird als Konjunktion formuliert (und nicht durch andere Junktoren). 2. Als Konjunkt zählt nur, was keine weiteren Konjunkte enthält.

Die Sätze $s_1 \dots s_n$ nenne ich “implizite Definierer (von ‘ α ’)”. Der grundlegende Unterschied zur expliziten Definition – und darin spiegelt sich der Kontrast zwischen den beiden Modellen von Begriffen – liegt in der größeren Flexibilität der impliziten Definition. Was als impliziter Definierer verwendet wird, muß nicht ein einziger Satz sein, der notwendige und hinreichende Bedingungen für die Anwendung eines Prädikats spezifiziert. Die impliziten Definierer können von jedweder logischen Form sein, und ihre Anzahl ist variabel. Aus dem starren Korsett der Angabe notwendiger und hinreichender Bedingungen befreit, fällt es jetzt auch formal ganz leicht, Ausdrücke zu definieren, die nicht die Form von Prädikaten haben. Wir werden das gleich anhand von Beispielen sehen.

Natürlich kann auch ein einziger Satz, der notwendige und hinreichende Bedingungen für die korrekte Anwendung eines Prädikats spezifiziert, als impliziter Definierer fungieren. Explizite Definitionen treten in dem flexibleren Rahmen impliziter Definitionen als Grenzfall auf.

Es ist leicht zu sehen, daß die implizite Definition eines Ausdrucks dessen Bedeutung nicht *vollständig* spezifizieren muß. Falls intendiert ist, daß die angeführten impliziten Definierer die Bedeutung von “ α ” vollständig determinieren, mag eine Zusatzklausel wie “Die Aussagen $s_1 \dots s_n$ legen die Bedeutung von ‘ α ’ vollständig fest” ergänzt werden.

Betrachten wir nun einige Beispiele für implizite Definitionen.

- D1** Die Bedeutung des Ausdrucks “Stuhl” sei so, daß die folgenden Aussagen notwendigerweise wahr sind: “Wenn etwas ein Stuhl ist, dann wurde es gemacht, um als Sitzgelegenheit zu dienen.”, “Wenn etwas ein Stuhl ist, dann hat es Beine und eine Lehne.”
- D2** Die Bedeutung des Ausdrucks “Junggeselle” sei so, daß die folgende Aussage notwendigerweise wahr ist: “Etwas ist genau dann ein Junggeselle, wenn es ein lediger Mann ist.”
- D3** Die Bedeutung des Ausdrucks “größer als” sei so, daß die folgende Aussage notwendigerweise wahr ist: “Wenn x größer ist als y , dann ist y nicht größer als x .”

Während im Falle von **D1** unklar ist, ob die Definition die vollständige Bedeutung von “Stuhl” erfaßt, ist dies im Falle von **D2** kaum zu bestreiten.¹⁹⁶ Daran, daß sich die Be-

¹⁹⁶ Definitionen – so verstehe ich das Wort – sind immer Stipulationen. Die entscheidende Frage, die sich hinsichtlich (impliziter) Definitionen umgangssprachlicher Ausdrücke wie “Junggeselle” stellt, ist die nach der *Angemessenheit* der Definition: Spiegelt die Definition diejenige Bedeutung wieder, die dieses Wort im Deutschen hat, oder nicht?

deutung von “Junggeselle” im Rekurs auf ein einziges Bikonditional angeben läßt, zeigt sich, daß der durch dieses Wort ausgedrückte Begriff auch dem LEGO-Modell genügt.

Sätze, Schlußschemata, Schlußregeln. Bisher haben wir *Sätze* als implizite Definierer betrachtet. Es fällt auf, daß alle Sätze, die diese Rolle spielen, Quantifikationen enthalten (etwa “Wenn etwas *F* ist, dann ist es *G*”). Zu stipulieren, daß Sätze dieser Art *notwendigerweise wahr* sein mögen, ist äquivalent mit der Stipulation, daß die entsprechenden Schlußschemata *deduktiv korrekt* sein mögen. Wir könnten dementsprechend von unserer kanonischen Notation abrücken, und stattdessen etwa das, was wir bisher in Form von **D2** wiedergegeben haben, in neuem Kleid erscheinen lassen, nämlich diesem:

D4 Die Bedeutung des Ausdrucks “Junggeselle” sei so, daß die folgenden Argumentschemata deduktiv korrekt sind:

x ist Junggeselle.	x ist Junggeselle.
Also: x ist ein Mann.	Also: x ist ledig.

Diese Methode hat den Vorteil, daß wir so viel leichter auch implizite Definitionen für etwa die logischen Konstanten formulieren können. Hier ist ein Beispiel:

D5 Die Bedeutung des Ausdrucks “&” sei so, daß die folgenden Argumentschemata deduktiv korrekt sind:

$P \ \& \ Q$	$P \ \& \ Q$	P, Q
Also: P	Also: Q	Also: $P \ \& \ Q$

Ich möchte hier keine Entscheidung über ein Primat von Schlußschemata oder Sätzen treffen.

In einem abgeleiteten Sinne können wir jetzt auch von *Schlußregeln* sagen, sie seien bedeutungskonstitutiv. Eine Schlußregel ist genau dann bedeutungskonstitutiv, wenn sie Übergänge legitimiert, welche die Form eines bedeutungskonstitutiven Schlußschemas haben. Die Bedeutung von “&” ist – so können wir jetzt auch sagen – durch die Einführungs- und Beseitigungsregeln in einem entsprechenden Kalkül festgelegt.

Allerdings werde ich später – im 5. Abschnitt dieses Kapitels – dafür plädieren, daß in einem naturalisierten Modell die Art und Weise, in der wir schließen, als primär für die Konstitution von Begriffen betrachtet werden sollte. Daß wir auch entsprechende Überzeugungen über die Notwendigkeit von Sätzen (bzw. bezüglich des mit ihnen Gesagten) haben, tritt in dem Modell, für das ich plädieren werde, als eine bloße Begleiterscheinung auf. Doch das sei hier nur vorausblickend erwähnt.¹⁹⁷

¹⁹⁷ Vgl. dazu auch Boghossian 1999.

Nicht jeder Begriff läßt sich (vollständig) durch eine implizite Definition erfassen. Wie könnte eine angemessene implizite Definition von “Wasser” aussehen? Welche Schlußschemata oder Sätze könnten wir in diesem Fall als implizite Definierer verwenden? – Das intuitive Angebot an Kandidaten ist hier mager. Alle Merkmale von Wasser, an die man üblicherweise zuerst denkt – seine Flüssigkeit, Geruchlosigkeit, Durchsichtigkeit und vor allem: seine Brauchbarkeit für viele verschiedene Zwecke – sind Merkmale, die deshalb nicht zu entsprechenden impliziten Definierern umgemünzt werden können, weil wir nicht davon ausgehen, daß sie Wasser *notwendigerweise* zukommen. Es könnte sein, daß Wasser-Moleküle sich so veränderten, daß Wasser (bei normalen Temperaturen) nicht länger durchsichtig wäre – und wir würden diesen Umstand genau *so* zum Ausdruck bringen. Wir würden nicht sagen: “Früher hat es mal Wasser gegeben, jetzt nicht mehr. Jetzt gibt es nur noch dieses grüne Zeug, mit dem man zum Glück genauso gut duschen kann.” Nein – wir würden sagen: “Wasser ist jetzt nicht mehr durchsichtig, wie früher, sondern tiefgrün.” Man muß etwas länger nachdenken, bis man auf Merkmale von Wasser kommt, die sich für eine implizite Definition eignen würden. Einen Satz wie “Wasser ist nicht immateriell” halten wir gewiß für notwendig wahr. Er könnte als impliziter Definierer fungieren. Aber das ist nicht besonders informativ. Es sieht aus, als sei keine einigermaßen reichhaltige implizite Definition von “Wasser” zu haben.

3.3 Naturalismus und Reduktion

Sucht man in der Literatur nach einer Erklärung des Terminus “Naturalismus”, die hinreichend weit und vage ist, um ungefähr diejenige Position einzufangen, die gewöhnlich unter dieses Schlagwort subsumiert werden, so findet man immer wieder das folgende Bild:

“Naturalism is the thesis that for God to create our world He needed only to have created to naturalistic entities and laws. Everything else follows from these” (Loewer 1997: 108).

Beim Versuch der Säkularisierung dieser Idee kommt dann etwa folgendes heraus:

Naturalismus ist eine philosophische Position. Naturalist ist, wer behauptet, daß alles vom Natürlichen abhängt.

Naturalisierung ist das Projekt, zu zeigen, *wie* alles vom Natürlichen abhängt.

Das wirft einige Fragen auf – etwa diese:

- Was ist *alles*? Hier ist zumindest zwischen *Substanzen* und *Eigenschaften* zu unterscheiden, sowie auch zwischen Substanzen und Eigenschaften einerseits und *Begriffen*, unter die sie fallen, andererseits.
- Was ist *das Natürliche*? Die Dinge, die von der Physik beschrieben werden? Oder die Eigenschaften jener Dinge, von denen in physikalischen Gesetzen die Rede ist? Welche Physik ist hier eigentlich gemeint? Die Physik von heute, die von morgen, oder vielleicht eine *ideale* Physik (wenn es die geben sollte)?
- Was heißt hier “*abhängen*”? Eine Antwort auf diese Frage kann nur auf der Basis von einer Antwort auf die zuerst aufgelistete Frage gegeben werden. Wenn etwa Eigenschaften als Relata der Beziehung der Abhängigkeit betrachtet würden, so ließe sich Abhängigkeit als Identitäts- oder (auf die eine oder andere Weise) als Supervenienzbeziehung auffassen.

Diese Fragen lassen Spielraum für eine Vielzahl unterschiedlicher Antworten, von denen nicht wenige auch tatsächlich in der philosophischen Literatur zu finden sind.¹⁹⁸ Je nachdem, wie die Position des Naturalisten ausbuchstabiert wird, ergibt sich ein auf die jeweilige Position zugeschnittenes Naturalisierungsprojekt. Die verschiedenen naturalistischen Theorien unterscheiden sich vor allem darin, *für wie stark* sie die Abhängigkeit des Mentalen vom Physischen halten.

¹⁹⁸ Einen klaren Überblick gibt Beckermann 1999.

3.3.1 Minimaler Naturalismus

Ich werde im Rest dieses Kapitels dafür argumentieren, daß es jedenfalls keine ausgemachte Sache ist, daß intentionale – und insbesondere: semantische – Eigenschaften, nicht naturalisierbar sind, sofern eine vernünftige Form von Naturalismus zugrunde gelegt wird. Natürlich kann ich im Rahmen dieser Arbeit nicht im Detail für die eine oder andere Form von Naturalismus argumentieren. Was ich tun werde, ist dies: Ich werde eine Form von Naturalismus *beschreiben*, die m.E. plausibel ist, und von vielen Diskussionsteilnehmern anerkannt wird. Ich werde dann versuchen zu zeigen, daß intentionale Eigenschaften *relativ zu dieser Form von Naturalismus* naturalisierbar sind.¹⁹⁹

Ich nenne die zu entwickelnde Position die des *minimalen Naturalismus*. Der minimale Naturalist ist *Substanz-Monist*.²⁰⁰

Substanz-Monismus: Mentale Substanzen sind physikalische Substanzen.

Daraus, daß es nur eine Sorte von Substanzen gibt, folgt natürlich noch nicht, daß es auch nur eine Sorte von *Begriffen* gibt, die auf diese Substanzen zutreffen. Der minimale Naturalist nutzt diesen Spielraum, lehnt jede Form der *semantischen* Reduktion des Mentalen ab, und behauptet daß alle mentalen Begriffe irreduzibel mental sind:

Begrifflicher Dualismus: Mentale Begriffe sind nicht reduzierbar: Sie sind nicht identisch mit irgendwelchen physischen (oder anderen nicht-mentalen) Begriffen.²⁰¹

Das läßt noch immer die Möglichkeit offen, daß mentale *Eigenschaften* reduzierbar sind auf physikalische Eigenschaften. Sind sie es? – “Ja und nein”, sagt der minimale Naturalist. Sie sind *nicht* in dem starken Sinne von “Reduktion” reduzierbar, in dem eine Reduktion eine Identifikation einschließt. Er ist folglich *Eigenschafts-Dualist*.

Eigenschafts-Dualismus: Mentale Eigenschaften sind nicht identisch mit irgendwelchen physischen Eigenschaften.

Aber, so der minimale Naturalist, mentale Eigenschaften sind sehr wohl in einem schwachen Sinn reduzierbar, nämlich in diesem:

Metaphysische Konstitution/Reduktion: Mentale Eigenschaften sind durch physikalische Eigenschaften *metaphysisch konstituiert*. Andersherum formuliert:

¹⁹⁹ Das ist strenggenommen zuviel gesagt: Ich werde mich nur mit der Naturalisierung eines bestimmten Aspekts intentionaler Eigenschaften beschäftigen. Siehe § 3.3.4.

²⁰⁰ Ich verstehe “Substanz” hier in dem traditionellen Sinn, in dem abstrakte Gegenstände keine Substanzen sind.

²⁰¹ Im nächsten Paragraphen werde ich den Begriff der semantischen Reduktion genauer erläutern und die dualistische Position untermauern.

Mentale Eigenschaften sind *metaphysisch reduzierbar* auf physikalische Eigenschaften.

Wir können das zunächst einmal auf eine intuitive Art lesen. Was mit der Rede von der “metaphysischen Konstitution/Reduktion” genau gemeint ist, werde ich in § 3.3.3 zu erklären versuchen.

Wenn ich im folgenden von “Naturalisierung” spreche, dann ist dieses Wort immer mit Bezug auf die Position des minimalen Naturalisten zu verstehen. Für das entsprechende Naturalisierungsprojekt ist natürlich die These von der metaphysischen Konstitution (Reduktion) zentral: Das Projekt besteht darin, zu zeigen, *wie* intentionale Eigenschaften, durch physikalische Eigenschaften metaphysisch konstituiert (auf diese metaphysisch reduzierbar) sein können.

3.3.2 Begriffliche Reduktion

Wörter wie “Konstitution” und “Reduktion” haben Konjunktur. Man trifft sie häufig und in sehr verschiedenen Bedeutungen an. In dieser Arbeit spreche ich über

- A** die Konstitution eines Begriffs durch andere Begriffe,
- B** die Reduktion eines Begriffs auf andere Begriffe,
- C** die Konstitution einer Eigenschaft durch eine andere Eigenschaft, und
- D** die Reduktion einer Eigenschaft auf eine andere.

Es ist überaus wichtig, diese vier Relationen sauber zu unterscheiden. **A** und **B** sind *begriffliche*, oder *semantische* Relationen. **C** und **D** sind hingegen *metaphysische* Relationen. Die Unterscheidung zwischen begrifflichen und metaphysischen Relationen basiert natürlich auf der Unterscheidung zwischen Begriffen und Eigenschaften, die ich in § 1.7.4 vorgenommen habe. Die unter **A** genannte Relation war in der gesamten ersten Hälfte dieses Kapitels mein Thema. In § 3.3.1 habe ich sie offiziell eingeführt. In diesem Paragraphen werde ich mich mit **B** beschäftigen, und in § 3.3.3 werden **C** und **D** mein Thema sein.

Der minimale Naturalist ist begrifflicher Dualist. Er glaubt, daß mentale – und damit auch: intentionale – Begriffe nicht identisch sind mit irgendwelchen physikalischen Begriffen. Im folgenden werde ich auf das Basis des Netzwerk-Modells von Begriffen dafür plädieren, daß diese Form des Dualismus plausibel ist.

Carnap hat 1932 einen Aufsatz mit dem Titel “Psychologie in physikalischer Sprache” veröffentlicht, in dem zu lesen ist

“Es soll im folgenden die *These* erläutert und begründet werden, daß *jeder Satz der Psychologie in physikalischer Sprache formuliert werden kann* [...]” (Carnap 1932: 107).

Was Carnap hier beschreibt, ist ein Beispiel für eine (versuchte) Reduktion von Begriffen einer bestimmten Familie auf Begriffe einer anderen Familie.²⁰² Auch wer etwa versucht zu zeigen, dass Zahlaussagen übersetzbar sind in Aussagen über Mengen versucht eine begriffliche Reduktion. Weitere historische Beispiele sind starke Formen des Phänomenalismus (wo versucht wurde, Aussagen über materielle Gegenstände zu übersetzen in Aussagen über “Sinnesdaten”) sowie des analytische Behaviorismus (wo versucht wurde, Aussagen über Mentales zu übersetzen in Aussagen über Verhalten). Was all diesen begrifflichen Reduktionsversuchen gemeinsam ist, ist daß von Wörtern einer bestimmten Familie (Zahlwörter, Wörter für materielle Gegenstände, mentales Vokabular) versucht wird zu zeigen, dass sie synonym mit Wörtern aus einer ganz anderen Familien von Wörtern sind (Wörter für Mengen, Sinnesdaten oder Verhalten), oder doch zumindest unter Zuhilfenahme dieser *explizierbar* sind.²⁰³ Demnach lässt sich der Begriff einer begrifflichen (oder semantischen) Reduktion folgendermaßen fassen:

Definition: Der Begriff $[F]$ ist semantisch reduzierbar auf den Begriff $[G] \leftrightarrow$
(i) $[F] = [G]$ oder $[G]$ kann zumindest als Explikation von $[F]$ gelten, und
(ii) “ F ” und “ G ” gehören verschiedenen Wortfeldern an.

Ich übernehme hier die in der Linguistik gebräuchliche Rede von “Wortfeldern”, weil sie mir zumindest etwas eindeutiger erscheint als die Rede von “Wortgruppen”, die ich oben gebraucht habe (denn natürlich kann man Wörter in vielerlei Hinsichten gruppieren).²⁰⁴ Wenngleich es schwierig ist zu erklären, was *genau* ein Wortfeld ausmacht, so sollte aufgrund der oben gegebenen Beispiele doch hinreichend klar sein, was im Kontext semantischer Reduktionen damit gemeint ist.

Ich spreche an dieser Stelle von Wortfeldern, und nicht etwa von Begriffsfamilien, weil ich natürlich nicht in die Definition aufnehmen darf, daß die Begriffe verschiedenen Begriffsfamilien angehören. Sie sollen ja (jedenfalls manchmal) *identisch* sein. Die Idee bei der begrifflichen Reduktion ist, daß Wörter aus verschiedenen Wortfeldern Begriffe derselben Familie zum Ausdruck bringen. Natürlich ist das nicht offensichtlich. Es erfordert philosophische Analysearbeit. Weil das so ist, werden Kandidaten für “ G ” typischerweise sehr komplex sein. Eine semantische Reduktion eines Begriffs identifiziert den zu reduzierenden Begriff mit einem Komplex aus anderen Begriffen (oder sie expliziert ihn im Rekurs auf einen Komplex aus anderen Begriffen).

²⁰² Zu Carnaps Programm siehe Beckermann 1999: 63-68.

²⁰³ Meine Rede von “Explikation” habe ich in § 0.2.2 erläutert.

²⁰⁴ Der Terminus „Wortfeld“ wurde ursprünglich von Jost Trier in die Linguistik eingeführt (siehe Trier 1973) und hat dort einige Verbreitung gefunden.

Ich denke, daß begriffliche Reduktionsversuche nur in sehr wenigen Fällen erfolgreich sein können.²⁰⁵ Der Punkt ist einfach dieser:

- (a) Es gibt nur wenige Begriffe, die (i) erfüllen, und
- (b) von denjenigen, die (i) erfüllen, erfüllen die meisten (ii) nicht.

Ich werde das jetzt begründen.

Ad (a). Eine semantische Reduktion kann nur bei solchen Begriffen gelingen, die dem LEGO-Modell genügen. Wir haben gesehen, wie wir Begriffe, die dem LEGO-Modell nicht genügen, angemessen repräsentieren können (durch implizite Definitionen). Aber für begriffliche Reduktionen scheinen diese Begriffe schon deshalb nicht geeignet zu sein, weil sich weder eine Analyse noch eine Explikation für sie angeben läßt. Denn auch für letzteres bräuchten wir ja ein Explikans, das notwendige und hinreichende Bedingungen für das Zutreffen des zu explizierenden Begriffs enthielte. Ein solches steht aber bestenfalls bei LEGO-Begriffen zur Verfügung. Davon gibt es aber wohl nicht besonders viele. Der typische Fall scheint eher zu sein, daß es uns erst gar nicht gelingt, notwendige und hinreichende Bedingungen für das Zutreffen eines Begriffs anzugeben. Viele Begriffe kommen also schon deshalb nicht für eine begriffliche Reduktion in Frage, weil sie "formal" gar nicht von der Art von Begriffen sind, die überhaupt eine Chance haben, (i) zu erfüllen, d.h. weil sie keine LEGO-Begriffe sind.

Ad (b). Die klarsten Beispiele für Begriffe, die (i) erfüllen, sind solche, zu denen es *korrekte Begriffsanalysen* gibt.²⁰⁶ Der Grund, warum auch in diesen Fällen normalerweise keine begrifflichen Reduktionen möglich sind, ist der, daß Begriffsanalysen typischerweise *trivial* sind. Bei trivialen Analysen gehören die links und rechts gebrauchten Vokabeln *demselben* Wortfeld an. Deshalb ist in diesen Fällen normalerweise (ii) nicht erfüllt.

Sicher, es gibt Ausnahmen. Nicht *alle* Begriffsanalysen sind trivial, wie das folgende Beispiel zeigt:

[lügen] = [etwas behaupten, was man für falsch hält, in der Absicht, jemanden glauben zu machen, es sei wahr].²⁰⁷

²⁰⁵ Das wird auch in Strawson 1992: Kapitel 2, Stich 1992 und Tye 1992 so gesehen. Oft wird ein derartiger Standpunkt in Folge von Quines Kritik am Begriff der Analytizität vertreten. Das halte ich, wie ich im nächsten Kapitel darlegen werde, für einen schlechten Grund. Aber natürlich kann eine These wahr sein, auch wenn eine oft vorgebrachte Begründung für sie nicht gut ist.

²⁰⁶ Unter welchen Bedingungen eine versuchte Begriffsanalyse korrekt ist, hat Künne (1990) herausgearbeitet.

²⁰⁷ Mehr dazu in Künne 1990.

Das ist die informativste Begriffsanalyse, die ich kenne. Ob es sich hierbei um ein Beispiel für eine begriffliche Reduktion handelt, hängt davon ab, ob die links und rechts verwendeten Wörter verschiedenen Wortfeldern entstammen, oder nicht. Das ist natürlich eine vage Angelegenheit. Es mag – je nachdem, wie man meine vage Definition präzisiert – einige Beispiele für begriffliche Reduktionen geben. Doch die *meisten* Begriffe erfüllen sicher nicht einmal (i). Und von denjenigen, die (i) erfüllen, erfüllen die meisten (ii) nicht.

Explikative Rundgänge. Entscheidend ist: Wer Erhellendes über bestimmte Begriffe erfahren will, *braucht* auch gar keine reduktiven Analysen. Nicht-reduktive Analysen und Explikationen haftet der Ruf fataler Zirkularität an. Daß derartige Analysen und Explikationen zwar zirkulär sein mögen, sie deshalb aber noch lange nicht fatal zu sein brauchen, macht Strawson klar:

“[On the network-model,] there will be no reason to be worried if, in the process of tracing connections from one point to another of the network, we find ourselves returning to, or passing through, our starting-point. We might find, for example, that we could not fully elucidate the concept of sense perception; and that we could not explain all the features of the concept of sense perception without reference to the concept of knowledge. But this might be an unworrying and unsurprising fact. So the general charge of circularity would lose its sting, for we might have moved in a wide, revealing, and illuminating circle. This is not to say that the charge of circularity would lose its sting in every case. Some circles are too small and we move in them unawares, thinking we have established a revealing connection when we have not. But it would be a matter for judgement to say when the charge was damaging and when it was not” (Strawson 1992: 19f).

Beispiele für die erhellenden explikativen Rundgänge durch unser Begriffssystem, die Strawson hier vermutlich im Sinn hat, sind etwa Explikationen von mentalen Begriffen durch andere mentale Begriffe oder eben Explikationen von Begriffen aus der “Bedeutungs-Familie” durch andere Familienangehörige. In diese Gruppe gehört auch Carnaps Explikation von “analytisch”. (Ich hatte bereits darauf hingewiesen, daß auch diese keine reduktive Explikation darstellt, und daß ihr Wert in etwas anderem liegt.)

Die einzige Gefahr der explikativen Rundgänge besteht darin, daß man möglicherweise nicht in der Lage ist, für wenigstens einen der passierten Begriffe empirische Kriterien für seine Anwendung anzugeben. Wenn das der Fall ist, hängt der ganze Kreis gewissermaßen “in der Luft”. Es ist unklar, wie sich die Begriffe, die er enthält, zu den Dingen “in der Welt” verhalten. Quines Angriff auf die Begriffe der Bedeutung, der Analytizität und ihrer Verwandten besteht – jedenfalls werde ich dafür argumentieren – genau darin: Quine zufolge können wir keine empirischen Kriterien für die Anwendung

dieser Begriffe angeben. Deshalb “hängen sie in der Luft” und sind von zweifelhaftem wissenschaftlichem Wert. Ich werde im nächsten Kapitel auch versuchen zu zeigen, daß dieser Vorwurf vermutlich unberechtigt ist.

Das Netzwerk-Modell liefert uns auch einen Rahmen, um zu beschreiben, warum (so gut wie) keine begrifflichen Reduktionen möglich sind. Es scheint, als bestünde unser Begriffssystem aus einer Reihe verschiedener Familien von Begriffen, die jeweils Subsysteme bilden, aber nur lose mit anderen Subsystemen zusammenhängen. Begriffsanalysen und Explikationen sind stets nur innerhalb ein- und derselben Familien von Begriffen (innerhalb eines Subsystems) möglich. Deshalb stellen sie keine Reduktionen dar.

3.3.3 *Metaphysische Konstitution*

Die metaphysische Relation der Konstitution einer Eigenschaft durch eine andere führt man sich am besten direkt anhand ihrer Funktion innerhalb eines (minimalistisch) naturalistischen Weltbilds vor Augen. Wir können das weiterhin auch gleich am Beispiel derjenigen Eigenschaften tun, mit deren Konstitution wir uns im folgenden beschäftigen werden – den intentionalen Eigenschaften. Hier ist, was der minimale Naturalist Fodor über ihren Platz in einem naturalistischen Weltbild zu sagen hat:

“I suppose that sooner or later the physicists will complete the catalogue they’ve been compiling of the ultimate and irreducible properties of things. When they do, the likes of *spin*, *charm*, and *charge* will perhaps appear upon their list. But *aboutness* surely won’t; intentionality simply doesn’t go that deep. It’s hard to see, in the face of this consideration, how one can be a Realist about intentionality without also being, to some extent or other, a Reductionist. If the semantic and the intentional are real properties of things, it must be in virtue of their identity with (or maybe of their supervenience on?) properties that are themselves *neither* intentional *nor* semantic. If aboutness is real, it must be really something else” (Fodor 1987: 97).

Es ist wichtig zu sehen, daß Fodor hier von den irreduziblen Eigenschaften spricht, welche die Liste *des Physikers* verzeichnet. Die Liste des Physikers muß nicht dieselbe sein wie die des Ontologen. Und in der Tat: Fodor hat oft genug insistiert, daß nicht jede Eigenschaft eine physikalische ist, – daß es also weit mehr Eigenschaften *gibt*, als die auf der Liste des Physikers. Fodors Bild ist vielmehr dies: Die Eigenschaften, die von den “special sciences” – also den von der basalen Physik verschiedenen Wissenschaften – postuliert werden (und wohl auch die, mit denen wir im Alltag operieren), sind “autonom”. Sie haben kausale Kräfte und sie sind nicht identisch mit physikalischen Eigenschaften. Aber sie sind durch physikalische Eigenschaften *konstituiert*, oder – andersherum ausgedrückt: Sie können auf die Eigenschaften der basalen Physik *reduziert* wer-

den. Was immer Fodor und andere, die sein Bild teilen, unter “Konstitution” und “Reduktion” genau verstehen; die Idee ist, daß weder “A konstituiert B” noch “A ist reduzierbar auf B” die *Identität* der Eigenschaften A und B – geschweige denn die der relevanten Begriffe – impliziert.²⁰⁸

Wie die Idee der metaphysischen Konstitution bzw. Reduktion einer Eigenschaft durch eine andere im Detail am besten gefaßt wird, muß hier nicht mein Thema sein. Für meine Zwecke hier sollte es genügen, mit Paul Horwichs relativ einfacher Erläuterung zu arbeiten.

“[A]n underlying property U constitutes a relatively superficial property S if and only if the coextensiveness of U and S explains why S is manifested in the characteristic way that it is. For example, we judge that ‘being made of H₂O molecules’ constitutes ‘being water’ because, on the basis of the assumption that water is made of H₂O, we can explain why water is a colorless, tasteless liquid that boils at 100 degrees” (Horwich 2000a: 7).

Nimmt man noch einige andere Stellen dazu, so wird klar, daß Horwich folgendes im Sinn hat.²⁰⁹

Definition: Die Eigenschaft *F* konstituiert (*metaphysisch*) die Eigenschaft *G* ↔

- (1) “*F*” und “*G*” sind koextensional, und
- (2) Der Umstand, daß etwas *F* hat, *erklärt* (im Kontext entsprechender weiterer Annahmen), warum *G*'s die-und-die Eigenschaften haben.²¹⁰

Wir können diese Redeweise mit Sinn auch auf (singuläre Sachverhalte) anwenden: Der Sachverhalt $\langle a; F \rangle$ konstituiert genau dann den Sachverhalt $\langle a; G \rangle$ wenn die Eigenschaft *F* die Eigenschaft *G* konstituiert.

Die metaphysische oder Eigenschafts-Konstitution ist eine Beziehung, deren Bestehen oder Nicht-Bestehen ein typischer Untersuchungsgegenstand der Naturwissenschaften ist. Das Bestehen einer derartigen Relation ist unabhängig von den Begriffen, den Gegebenheitsweisen, unter denen wir die fraglichen Eigenschaften herausgreifen. Die Beziehung besteht daher, wenn sie besteht, a posteriori, d.h. Sätze wie die folgenden sind (wenn überhaupt, dann) a posteriori wahr.²¹¹

- (1) Etwas hat genau dann die-und-die Temperatur, wenn es diese-und-jene mittlere kinetische Energie hat.

²⁰⁸ Vgl. Fodor 1974, 1997.

²⁰⁹ Siehe vor allem Horwich 1998: 25.

²¹⁰ Der Einfachheit halber spreche ich hier von den Extensionen von Begriffen und Eigenschaften. Auch wenn diese Redeweise nicht völlig korrekt ist, so sollte sie doch verständlich sein.

²¹¹ Vgl. den Appendix zu diesem Kapitel.

(2) Etwas ist genau dann rot, wenn es Licht von der-und-der Wellenlänge reflektiert.

Es liegt auf der Hand, daß die Relation der metaphysischen Konstitution transitiv ist. Wir sollten daher davon ausgehen, daß eine Eigenschaft von sehr vielen anderen Eigenschaften metaphysisch konstituiert wird. Das kommt daher, daß es viele verschiedene “Ebenen” gibt, auf denen sich Phänomene erklären lassen.

Der metaphysischen Relation der Konstitution korrespondiert die inverse Relation der metaphysischen Reduzierbarkeit.

Definition: Die Eigenschaft G ist genau dann *metaphysisch reduzierbar* auf die Eigenschaft F , wenn F durch G metaphysisch konstituiert wird.

Entsprechendes läßt sich für Sachverhalte definieren.

Es ist wichtig zu sehen, daß kein analoger Zusammenhang für begriffliche Konstitution/Reduktion besteht. Es gilt *nicht*:

Der Begriff x ist genau dann reduzierbar auf den Begriff y , wenn der Begriff y konstitutiv für den Begriff x ist.

Weil das nicht wahr ist, ist die Relation der begrifflichen Reduktion erst recht nicht über dieses Bikonditional *definierbar* (wie das bei der metaphysischen Reduktion der Fall ist). Das Bikonditional ist falsch, weil das Konditional von rechts nach links falsch ist: Nicht immer, wenn der Begriff y konstitutiv für den Begriff x ist, ist x reduzierbar auf y . [ledig] ist konstitutiv für [Junggeselle]. Aber natürlich ist [Junggeselle] nicht reduzierbar auf [ledig]. – Die “Symmetrie” zwischen den beiden metaphysischen Relationen ergibt sich aus der in der Definition der Konstitutionsrelation geforderten Extensionsgleichheit der fraglichen Eigenschaften. Die Relation der begrifflichen Konstitution dagegen erfordert die Koextensionalität der fraglichen Begriffe *nicht*.

3.3.4 Ein sinnvolles Naturalisierungs-Projekt

Blicken wir noch einmal zurück auf das Fodor-Zitat, mit dem ich den letzten Paragraphen eingeleitet hatte. Wer wenigstens die grobe Linie dessen, was Fodor sagt, für einleuchtend und wichtig hält, sollte das folgende vage formulierte Desiderat anerkennen:

Desiderat des Naturalismus: Ein Bild intentionaler Eigenschaften sollte wenigstens eine ungefähre Idee davon beinhalten, wie intentionale Eigenschaften durch naturalistisch akzeptable Eigenschaften konstituiert sein können.

Auch wenn ich hier ganz allgemein von “Naturalismus” spreche: Im Hintergrund steht natürlich noch immer mein Bild eines minimalen Naturalismus. So schwach, wie dieses Bild (und die mit ihm verbundene Konstitutions-Relation) ist, so schwach ist das aus ihm erwachsende Naturalisierungs-Projekt.

Zu behaupten, daß *F* metaphysisch konstituiert wird durch *G*, ist zu behaupten, daß *F* und *G* auf dieselben Gegenstände zutreffen, und zu behaupten daß der Umstand, daß *F*'s *G* sind, die typischen "oberflächlichen" Eigenschaften von *F*'s erklärt (siehe letzter Paragraph). Welche Eigenschaften genau erklärt werden müssen, ist aufgrund des Begriffs der Konstitution nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Im Falle der semantischen Eigenschaften von Ausdrücken sollte zumindest eines im Rekurs auf die konstituierenden Eigenschaften erklärbar sein: *Der umfassende buchstäbliche Gebrauch des fraglichen Ausdrucks*. Dieser muß im Rekurs auf die konstituierende Eigenschaft – im Zusammenhang mit weiteren Annahmen – erklärbar sein.²¹² So füllt auch Paul Horwich den allgemeinen Begriff der metaphysischen Konstitution für den Fall der semantischen Eigenschaften mit einem spezifischen Inhalt an. An der am letzten Paragraphen angeführten Stelle fährt er so fort:

"In the same way, in order to identify how meaning-properties are constituted, we should look for underlying non-semantic properties that can explain the symptoms of those meaning-properties. But the symptom of a word's meaning is its overall use – roughly, the collection of sentences containing it that are accepted, and the circumstances in which this is done" (Horwich 2000a: 7).

Ich werde auch die Art und Weise, in der Horwich den umfassenden Gebrauch eines Wortes charakterisiert, übernehmen – allerdings mit einer Differenzierung: Es geht mir allein um die Erklärung des *buchstäblichen* Gebrauchs eines Ausdrucks. Der besondere Gebrauch der Wortes "cheese", den dieses Wort im Kontext von Fotoaufnahmen erfährt, muß folglich *nicht* im Rekurs auf die Eigenschaft, welche die Bedeutung dieses Wortes im Englischen konstituiert, erklärbar sein.

Unter welcher Bedingung ist eine Eigenschaft naturalistisch akzeptabel? Hier ist ein Vorschlag:

Definition: Die durch "*F*" zugeschriebene Eigenschaft ist genau dann naturalistisch akzeptabel (sofern es um die Naturalisierung semantischer Eigenschaften geht), wenn es ein Prädikat "*G*" gibt, so daß gilt:

- (1) "*F*" und "*G*" sind koextensional,
- (2) "*G*" enthält kein semantisches Vokabular, und
- (3) die Frage, ob ein Gegenstand unter "*G*" fällt, läßt sich – im Prinzip – empirisch untersuchen.

Natürlich kann hier auch für "*F*" und "*G*" auch dasselbe Prädikat eingesetzt werden. Aus der Basis des Begriffs einer naturalistisch akzeptablen Eigenschaft werde ich mich

²¹² Diese Bedingung wird auch von Horwich (1998: Kapitel 3, 2000a: 7) herausgestellt.

in den folgenden Abschnitten dem Projekt der Naturalisierung intentionaler Eigenschaften zuwenden.

Doch zuvor sei die Zielsetzung eines solchen Projekts noch in einer wichtigen Hinsicht konkretisiert. Intentionale Eigenschaften haben eine “Modus-Komponente” (glauben, wünschen etc.) und sie haben eine semantische Komponente (den-und-den intentionalen Gehalt haben). Mich wird im folgenden allein die Naturalisierung der semantischen Komponente, d.h. der semantischen Eigenschaften intentionaler Zustände und Ereignisse interessieren.

Das **Ziel des Naturalisierungs-Projekts** ist es, eine Familie von Eigenschaften anzugeben, für die sich folgendes plausibel machen läßt: Sie enthält für jede semantische Eigenschaft G eine Eigenschaft F , so daß gilt:

- (1) F ist naturalistisch akzeptabel, und
- (2) F konstituiert G .

Das ist das letztendliche Ziel des Unternehmens. Was ich oben als Desiderat festgehalten habe, ist schwächer.

Im Rest dieses Kapitels werde ich einen Vorschlag zur Naturalisierung semantischer Eigenschaften vorstellen, und zwar im Rahmen einer repräsentationalistischen Auffassung des Geistes.

3.4 Repräsentationalismus

Das im zweiten Kapitel angedeutete Netzwerk-Modell von Begriffen ist zugleich ein Modell semantischer Eigenschaften. Nehmen wir einmal an, das Modell sei zutreffend. Die Leitfrage für den Rest des Kapitels ist:

Wie können semantische Eigenschaften durch naturalistisch akzeptable Eigenschaften metaphysisch konstituiert sein?

Im letzten Abschnitt werde ich eine Antwort auf diese Frage skizzieren. Die Antwort wird im Rahmen einer repräsentationalistischen Auffassung des Geistes formuliert sein. Dieser Abschnitt dient dazu, die grundlegenden Ideen des Repräsentationalismus einzuführen – und zwar anhand der Theorie von Jerry Fodor. Meine Darstellung zielt darauf ab, diese Theorie zu motivieren und plausibel zu machen. Trotzdem wird keines meiner Argumente in späteren Teilen der Arbeit essentiell von ihr als Prämisse abhängen. Ich führe Fodors Theorie hier auch deshalb ein, weil vieles, worüber ich im Rest der Arbeit sprechen werde, üblicherweise in ihrem Rahmen formuliert wird. Insbesondere bei der Auseinandersetzung mit Fodors Kritik am Standard-Bild von Begriffen – die einen roten Faden durch die zweite Hälfte der Arbeit darstellt – wird es nützlich sein, über diesen begrifflichen Rahmen zu verfügen.

“RTM is really a loose confederation of theses; it lacks, to put it mildly, a canonical formulation” (Fodor 1998: 6).

Weil dem nur allzu sehr beizupflichten ist, werde auch ich nicht mit einer klar abgegrenzte Liste von Thesen arbeiten. Ich erhebe damit keinen Anspruch auf Vollständigkeit.²¹³

3.4.1 Das Bild rationaler mentaler Prozesse

Der Idee des Repräsentationalismus liegt eine Idee bezüglich der Funktionsweise allerweltspychologischer Erklärungen zugrunde. Erinnern wir uns an unsere Überlegungen dazu im ersten Kapitel. Wir hatten dort gesehen, daß es nicht wenig plausibel ist, allerweltspychologische Erklärungen nach dem Muster theoretischer Erklärungen zu verstehen; d.h. anzunehmen, allerweltspychologische Erklärungen von Handlungen (und Gedanken) von Personen bestünden darin, die fraglichen Personen unter *Generalisierungen* zu subsumieren. Mit Hilfe dieser Generalisierungen – in § 1.5.2 hatte ich eine

²¹³ Einen Überblick über die Hauptthesen Fodors liefert auch Beckermann 1999: Kapitel 10. Ausführlich kritisiert wird Fodor in Saporiti 1997.

Reihe plausibler Kandidaten aufgelistet – können wir vergangenes Verhalten (vergangene Gedanken) erklären, und zukünftiges Verhalten (zukünftige Gedanken) prognostizieren. Im Rekurs auf den Umstand, daß Anna den Löwen sah, können wir (im Kontext anderer Annahmen – siehe § 1.5.3) erklären warum Anna urteilte, daß da ein Löwe sei. Im Rekurs auf jenes Urteil können wir ihre Angst erklären. Und im Rekurs auf Annas Angst können wir prognostizieren, daß sie sich schnellstens aus dem Staub machen wird.

Viele Generalisierungen der Allerweltpsychologie beschreiben das regelhafte Aufeinanderfolgen von *Ereignissen*. (Sehen wir einmal ab von den Zuständen.) Es liegt nahe, anzunehmen, daß zumindest *diese* Generalisierungen *kausale* Generalisierungen sind. Bezogen auf Anna heißt das: Annas visuelles Erlebnis hat ihr Urteil verursacht, dieses ihre Angst, und die Angst – vermutlich – ihr Weglaufen. Es ist sehr naheliegend, allerweltpsychologische Erklärungen, wenn sie sich auf Ereignisse beziehen, als Kausalerklärungen aufzufassen.

Von hier aus ist es nur noch ein kleiner Schritt zur Annahme mentaler Repräsentationen. Die Idee läßt sich am besten anhand dessen illustrieren, worin Sherlock Holmes ganz besonders gut war: schlußfolgerndes Denken. Ein Prozeß des schlußfolgernden Überlegens ist – nach dem Bild, das Fodor uns bietet – eine kausale Abfolge von Ereignissen, die sich in intentionalem mentalem Vokabular beschreiben lassen, aber – im Prinzip – auch im Vokabular der basalen Physik. Wie kommt es, daß Sherlock Holmes, von – sagen wir – wahren Prämissen ausgehend (Watson hat ihn gut informiert!) zu wahren Konklusionen gelangt? Wie kann es sein, daß eine kausale Abfolge von Ereignissen Rationalitätsbedingungen wie dem Erhalt von Wahrheit beim Schlußfolgern genügt?

Fodors Antwort ist diese: Holmes manipuliert mentale Symbole. Wir können uns diese Symbole als Sätze vorstellen. Jedem Gedanken in der Abfolge, die Sherlock Holmes durchläuft, entspricht ein Satz. Stellen wir uns vor, immer wenn Holmes eine Annahme macht, würde ein entsprechender Satz auf eine kleine Tafel in seinem Kopf geschrieben. Auf der Tafel in Holmes Kopf sammeln sich auf diese Weise Inskriptionen von Sätzen an. Zu unsere Vorstellung gehört natürlich auch, daß diese Sätze physikalisch realisiert sind: als Kreidekonfigurationen – wie das im Falle von Sätzen an einer Tafel so üblich ist. Nachdem sich nun einige Sätze auf der kleinen Tafel in Holmes Kopf angesammelt haben, vollzieht Holmes einen Schluß. Stellen wir uns das vor als das Ziehen einer Linie unter all die Sätze auf der Tafel und das Anschreiben der Konklusion darunter. – So, oder so ähnlich, würde Fodor sagen, funktioniert rationales Denken.

Der Trick an der Metapher mit der Tafel ist dieser: Auf der Tafel stehen Symbole. Symbole sind *essentiell* janusköpfige Entitäten: Sie sind – als Vorkommnisse – physisch

realisiert, und sie bedeuten etwas – sie sind Träger intentionaler Gehalte. Bei manchen Symbolsystemen entspricht ihr Gehalt ihrer Form in systematischer Art und Weise. So etwa bei den Sätzen einer Sprache. Nun können *zwischen den Gehalten* verschiedener Symbole verschiedene Relationen bestehen, etwa die Folgerungsbeziehung. Wenn nun Gehalt und Form der Symbole eines bestimmten Symbolsystems systematisch miteinander zusammenhängen (so wie bei unserer Sprache), *dann spiegeln sich Relationen zwischen den Gehalten der Symbole in Relationen zwischen ihren “Formen” (oder – wie oft gesagt wird – in ihrer Syntax²¹⁴)*. Wenn das so ist, dann können “rationale” Relationen zwischen den Gehalten der Symbole (wie etwa die Folgerungsbeziehung) gespiegelt werden durch kausale Relationen zwischen den physisch realisierten Formen der Symbole.

Kommen wir zurück zu Sherlock Holmes und der kleinen Tafel in seinem Kopf. Die Symbole, die auf der Tafel stehen – Sätze des Deutschen, hatten wir gesagt – sind von dieser Art: Relationen zwischen den Gehalten dieser Sätze spiegeln sich in Relationen zwischen den Formen, der Syntax der Sätze.

Wir können uns jetzt vorstellen, daß in Sherlock Holmes Kopf ein Mechanismus am Werk ist, der mit den Sätzen auf der Tafel hantiert. (Vielleicht ist der Mechanismus durch eine Maschine realisiert, die Sätze an die Tafel schreiben und andere auswischen kann.) Dieser Mechanismus behandelt die Sätze als bloße Kreidekonfigurationen. Er ist nur für ihre Form, ihre Syntax, sensibel, und *nicht* für die Gehalte, die sie ausdrücken. Aber trotzdem kann ein solcher Mechanismus die Sätze an der Tafel nach rationalen Prinzipien manipulieren. Der Mechanismus kann so konstruiert sein, daß er sich verhält, *als ob* er die Bedeutungen der Sätze “kennen” würde, und sie im Hinblick darauf rational verarbeiten würde. Von dieser Art ist der Mechanismus in Sherlock Holmes Kopf: Er schreibt Sätze auf die Tafel und manchmal zieht er einen Strich und schreibt eine Konklusion unter den Strich – und er tut dies unter stetiger Bewahrung von Wahrheit: Er schreibt nur dann eine bestimmte Konklusion an, wenn die Wahrheit der Sätze, die als Prämissen dienen, die Wahrheit der Konklusion tatsächlich verbürgen. Der Mechanismus ist dumm. Aber was er tut, ist klug.²¹⁵ Man kann das auch so ausdrücken: Unser Geist arbeitet wie eine *semantische* Maschine, die von einer *syntaktischen* Maschine gesteuert wird. An diese Metapher anknüpfend lasse ich zum Abschluß Ned Block das selbe Bild noch einmal – ein wenig abstrakter zeichnen:

“The idea is that we have symbolic structures in our brains, and that nature has seen to it that there are correlations between causal interac-

²¹⁴ “Note that the sense of ‘syntax’ I am using here (somewhat misleadingly) means *form class*. ‘1’ and ‘0’ are different syntactic objects in this sense“ (Block 1990a: 142).

²¹⁵ Fodor umreißt die Grundzüge seines Bildes skizzenhaft in den Anfangskapiteln von 1987 und 1998. Sehr gute Einführungen bieten auch Block 1990 und Crane 1995.

tions among these structures and rational relations between the meanings of the symbolic structures. The primitive mechanical processors ‘know’ only the ‘syntactic’ form of the symbols they process [...], and not what the symbols mean. Nonetheless, these meaning-blind primitive processors control processes that ‘make sense’ – processes of decision, problem solving, and the like. In short, there is a correlation between the meanings of our internal representations and their forms. And this explains how it is that our syntactic engine can drive our semantic engine” (Block 1990: 267)

3.4.2 Fodors Thesen

Natürlich hat Sherlock Holmes keine Tafel im Kopf, und natürlich auch keine Sätze aus Kreide. Ersetzen wir die Metapher durch eine, die dem, was wirklich in unseren Köpfen vor sich gehen könnte, *etwas* näher kommt. Vergleichen wir das Denken eines Gedankens mit dem Äußern eines Satzes.²¹⁶ Beides sind Ereignisse. Beide repräsentieren etwas. Man kann Fodors These, daß es mentale Repräsentationen gibt, auch so verstehen: Beide, der Gedanke wie die Äußerung, repräsentieren etwas, *weil sie eine bestimmte Repräsentation involvieren*.²¹⁷ Diese Repräsentation ist weder das Ereignis selbst, noch ist sie ein “Ding” im üblichen Sinne.

Was ich damit meine, wird vielleicht deutlich, wenn man sich den Unterscheid zwischen gesprochenen und schriftlicher Ausdrucks-Vorkommnissen klar macht. Ein geschriebenes Vorkommnis ist “dinghaft” – und zwar in einem Sinn dieses Wortes, in dem Umstände wie die folgenden für die “Dinghaftigkeit” schriftlicher Vorkommnisse sprechen: Ein schriftliches Ausdrucks-Vorkommnis ist zeitlich dauerhaft. Es besteht aus einer (mehr oder weniger klar) bestimmten Ansammlung von Molekülen in einer bestimmten Konfiguration. Es wiegt soviel wie die Moleküle, aus denen es besteht. – Ein gesprochenes Vorkommnis ist nicht “dinghaft”, denn es ist zeitlich flüchtig, es besteht nicht aus einer Ansammlung von Atomen und man kann ihm dementsprechend auch kein Gewicht zuordnen.

Die Idee ist, daß das folgende vielleicht eine angemessene Vorstellung ist: Vorkommnisse mentaler Repräsentationen sollten wir uns in Analogie zu *akustischen* Ausdrucks-Vorkommnissen vorstellen: Ein Vorkommnis einer mentalen Repräsentation verhält sich zu dem Ereignis, in das sie involviert ist – also etwa einem Urteil – so, wie

²¹⁶ Ich gebrauche das Wort “Gedanke” hier als Sammeltitle für alle Sorten intentionaler mentaler Episoden (aber nicht für Zustände).

²¹⁷ Kann man nicht auch vernünftigerweise von Gedanken (also Ereignissen) sagen, sie seien “mentale Repräsentationen”? – Sicher kann man so reden. Aber es ist nicht Fodors Redeweise (vgl. etwa 1998: 8). Wenn Fodor so reden würde, wäre die Annahme mentaler Repräsentationen keine empirische Hypothese sondern ein Selbstgänger. Ich schließe mich hier Fodors Redeweise an, und rede folglich so, daß seine These kein Selbstgänger ist.

sich ein akustisches Ausdrucks-Vorkommnis zu der Äußerung verhält, in das es involviert ist. Wenn das angemessen ist, dann ist Denken – in dieser Hinsicht – so etwas wie inneres *Sprechen*, und nicht so etwas wie inneres *Schreiben*. Insofern ist das Bild von der Tafel in Sherlock Holmes Kopf irreführend gewesen.

Um einen einheitlichen Titel zu haben, nenne ich sowohl das gesprochene (und auch das geschriebene) Satzvorkommnis als auch das von Fodor postulierte mentale Analogon eine “Repräsentation”. Die Repräsentation wäre dann in beiden Fällen dasjenige, was das Ereignis (die Äußerung, den Gedanken) in syntaktische und semantische Relationen zu anderen Ereignissen der jeweiligen Art stellt. Anders ausgedrückt: Die Frage, warum eine bestimmte Äußerung (ein bestimmter Gedanke), in der-und-der semantischen Relation zu einer anderen Äußerung (einem anderen Gedanken) steht, ist jeweils im Rekurs auf die involvierte Repräsentation zu beantworten. In diesem Sinne gehört es zu dem Bild, das ich hier zeichne, daß die Bedeutung der Repräsentation die Bedeutung des Ereignisses, in das sie involviert ist, metaphysisch konstituiert. Ein Gedanke hat einen bestimmten Gehalt, *weil* die in ihn involvierte Repräsentation diesen Gehalt als Bedeutung hat. (Auch das ist analog zu Äußerungen: Eine Äußerung hat u.a. deshalb eine bestimmte Bedeutung, *weil* die in sie involvierte Repräsentation – der Satz – jene Bedeutung hat.)

Das Bild, das ich auf den letzten Seiten gezeichnet habe, ist Fodors Bild. Die folgende Repräsentationalismus-Hypothese macht einige der Voraussetzungen des Bildes explizit:

Die Repräsentationalismus-Hypothese

Wenn in einem Organismus O ein intentionales Ereignis E mit Modus M (etwa Urteilen) und dem intentionalen Gehalt, daß p , stattfindet, dann gilt das folgende:

- (i) O steht in einer computationalen Relation R_M zu einer mentalen Repräsentation MR , und
- (ii) MR bedeutet, daß p , und
- (iii) Die Tatsache, daß MR bedeutet, daß p , konstituiert die Tatsache, daß das Ereignis E den intentionalen Gehalt, daß p , hat.²¹⁸

²¹⁸ In Fodors älterer kanonischer Formulierung seiner Theorie (1987: Kapitel 1) wird (iii) nicht mit zur Repräsentationalismus-Hypothese gezählt – aber natürlich anerkannt. Fodor formuliert seine These zwar meist, indem er von “states” spricht und Dinge, die er “beliefs” nennt, als Beispiele anführt; aber wenn man ihn presst, schränkt er seine Thesen in der Weise ein, in der ich sie von Anfang an formuliert habe (1987: 24-26). Wenn Fodor Formulierungen wie “occurrent beliefs” gebraucht, dann spricht er von Ereignissen. Die Ansicht, daß diese Nomenklatur – die sich unglücklicherweise inzwischen recht weit durchgesetzt hat – mehr als unglücklich ist, teile ich mit Kemmerling (2000). Daß sich daraus allerdings schwerwie-

Eine weitere Voraussetzung des Fodorschen Bildes ist, daß es ein mentales Repräsentationssystem gibt, das ebenso differenziert ist wie die intentionalen Phänomene, die wir uns als Allerweltpsychologen zuschreiben. Ein solches Repräsentationssystem muß in der Lage sein, mit seiner Syntax und seiner Semantik diejenigen Relationen zwischen den Gehalten unserer Gedanken abzubilden, die für rationales Denken wichtig sind. Da wir bei der Zuschreibung intentionaler Phänomene alle Differenzierungsmöglichkeiten nutzen können, die unsere Sprache uns bietet, muß ein angemessenes System interner Repräsentationen ebenso differenziert sein. Deshalb – so Fodor – ist es wahrscheinlich, daß es ein internes Repräsentationssystem gibt, das eine Struktur hat, die der Struktur natürlicher Sprachen gleicht.

Die *lingua mentis*-Hypothese:

Wir verfügen über ein System mentaler Repräsentationen, das ähnlich reichhaltig wie unsere natürliche Sprache ist, und einer kompositionalen Syntax und Semantik folgt. Die Repräsentationen dieses Systems spiegeln in ihrer syntaktischen Struktur ihre semantische Struktur.²¹⁹

Es ist wichtig zu sehen, daß die *lingua mentis*-Hypothese *das* bedeutet – und nicht mehr. Natürlich behauptet Fodor nicht, es gäbe eine Sprache des Geistes, die all die Eigenschaften hat, die wir von natürlichen Sprachen kennen. Fodors These ist, daß wir annehmen sollten, daß unser Geistes über ein Repräsentationssystem verfügt, das einige formale Eigenschaften mit natürlichen Sprachen teilt (neben vielleicht anderen, “bildhaft” operierenden Systemen). Das ist alles.²²⁰

3.4.3 Ereignisse versus Dispositionen

Bisher haben wir nur von Ereignissen gesprochen. Ich habe versucht, Fodors Bild von kausalen und gleichzeitig rationalen Abfolgen intentionaler mentaler Ereignisse plausibel zu machen, und ich habe die Voraussetzungen, die von diesem Bild impliziert werden, durch zwei Thesen explizit gemacht. Der ersten dieser Thesen zufolge ist z.B. Ur-

gende sachliche Probleme für Fodors Bild ergäben, kann ich, anders als Kemmerling, nicht sehen.

²¹⁹ Auch diese letzte Annahme wird in dem oben gezeichneten Bild ersichtlich vorausgesetzt. In dieser Hinsicht ähnelt die *lingua mentis* den konstruierten formalen Sprachen der Logik-Kalküle.

²²⁰ Fodor argumentiert für die Annahme einer *lingua mentis* u.a. auf der Basis der Annahme, daß intentionale Phänomene, wie auch ihre Gehalte (siehe § 1.7.2), eine Konstituentenstruktur aufweisen (1975, 1981: Einleitung; 1987: Appendix). Daß die Annahme einer Konstituentenstruktur intentionaler Phänomene und ihrer Gehalte noch nicht auf die *lingua mentis*-Hypothese *verpflichtet*, zeigen die Überlegungen, die Künne (1995) anstellt. Die *lingua mentis*-Hypothese sollte daher als eine *empirische* Hypothese betrachtet werden.

teilen ein Ereignis, das damit einher geht, daß der Urteilende ein Vorkommnis einer mentalen Repräsentation (in bestimmter Weise) in seinem Kopf hat. So weit, so gut.

Aber was – mag sich manch einer fragen – ist denn nun mit Zuständen wie Überzeugungen. Jeder von uns hat unendlich viele Überzeugungen. Wir können doch nicht für jede von ihnen einen mentalen Satz in Kopf haben! – Haben wir auch nicht. Ich habe das nicht behauptet. Und Fodor behauptet es zumindest dann ebenfalls nicht, wenn man genau nachfragt. Genau nachgefragt hat Dennett.²²¹ Fodors Replik auf Dennetts Frage (Einwand) ist diese:

“RTM does *not* require that every case common sense counts as the tokening of an attitude should correspond to the tokening of a mental representation, or vice versa. [...]

[T]okenings of attitudes must correspond to tokenings of mental representations when they – the attitude tokenings – are episodes in mental processes. If the intentional objects of such causally efficacious attitude tokenings are not explicitly represented, then RTM is simply false. I repeat for emphasis: If the occurrence of a thought is an episode in a mental process, then RTM is committed to the explicit representation of its content. The motto is therefore No intentional Causation without Explicit Representation” (Fodor 1987: 24f).

Das bestätigt meine Formulierung der Thesen. Aber was ist denn nun mit den Überzeugungen? Strenggenommen sagt Fodor gar nichts über Überzeugungen. Ihm geht es um mentale Prozesse. An mentalen Prozessen sind aber bestenfalls Urteile beteiligt. Überzeugungen stehen dabei zwar im Hintergrund, aber sie “schieben Urteile vor”. Sie selbst bleiben unbeteiligt.

Doch auch wenn Fodor nichts zu Überzeugungen und anderen mentalen Zuständen sagt; es liegt überaus nahe, sie in sein Bild zu integrieren – nämlich so: Betrachten wir allein Ereignisse als die primären Relata der Kausalrelation. Unter dieser Voraussetzung handelt die Geschichte, die Fodor uns erzählt, allein von Ereignissen. Wenn wir aber eine bestimmte Annahme machen, dann hat Fodors Geschichte *Implikationen* bezüglich mentaler Zustände. Die relevante Annahme ist diese: Mentale Zustände sind in vielen Fällen *Dispositionen zu Ereignissen*. Zu glauben, daß *p*, ist – jedenfalls in erster Näherung – nichts anderes als die Disposition, zu *urteilen*, daß *p*. Deshalb kann man – wenn Fodors Theorie richtig ist – in einem bestimmten Sinn auch von Überzeugungen sagen, daß sie mentale Repräsentationen involvieren.

Die Idee ist diese: Fodor zufolge hat mein heutiges Urteil, daß *p*, den Gehalt, daß *p*, weil es eine mentale Repräsentation involviert, die den Gehalt, daß *p*, als Bedeutung hat. Dasselbe gilt für mein gestriges Urteil, daß *p*, und ebenso für das von morgen usw. Jedes dieser Urteile involviert ein Vorkommnis einer mentalen Repräsentation mit dem

²²¹ Dennett 1981b.

Gehalt, daß p . Die Vorkommnisse sind synonym. Wenn wir annehmen, daß es in unserem mentalen Repräsentationssystem keine Ausdrücke gibt, die Typ-verschieden aber synonym sind, dann folgt daß alle diese Urteile Repräsentations-Vorkommnisse desselben Typs involvieren. Jedes “Aktiv-Werden” meiner Überzeugung, daß p , führt zu einem Urteil, das eine Repräsentation ein- und desselben Typs involviert. Wenn das so ist, dann gibt es eine 1:1-Korrelation von Überzeugungen und Typen mentaler Repräsentationen. Insofern kann man auch von Zuständen wie Überzeugungen sagen, daß sie mentale Repräsentationen involvieren. Im Unterscheid zu Ereignissen involvieren sie allerdings keine Vorkommnisse, sondern “nur” Typen von Repräsentationen.

Wenn wir das alles akzeptieren, können wir uns auch der von Schiffer eingeführten Boxen-Metapher bedienen: Stellen wir uns kleine Boxen in unseren Köpfen vor, die “belief-box”, die “desire-box” usw. In jeder dieser Boxen ist für jeden entsprechenden Zustand ein mentaler Satz abgelegt. Wer glaubt, daß p , hat also einen Satz s in seiner “belief-box”, der die Übersetzung von “ p ” in die *lingua mentis* darstellt. Natürlich trägt das Bild nicht in jeder Hinsicht. (Z.B. müßten in jeder Box unendlich viele Sätze zu finden sein!) Aber es ist oft ungefährlich und vereinfacht das Reden. Ich werde also dann und wann Gebrauch davon machen.²²²

²²² Um es noch einmal ganz deutlich zu sagen: Natürlich ist die Metapher eine Metapher – und natürlich ist sich Fodor völlig im klaren darüber. “Like Schiffer, I don’t really suppose that belief boxes are literally boxes, or even that they literally have insides. I assume that the essential conditions for beliefboxhood are functional” (Fodor 1998: 8). Vgl. auch Fodor 1987: 138, Block 1990a: 141.

3.5 Die Konstitution semantischer Eigenschaften

In diesem Abschnitt werde ich einige Hypothesen darüber aufstellen, wie semantische Eigenschaften durch naturalistisch akzeptable Eigenschaften (metaphysisch) konstituiert sind.²²³ Dabei geht es mir sowohl um die Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke, als auch um Gehalte intentionaler Zustände und Ereignisse. Im Falle mentaler Phänomene kann das Unternehmen der Naturalisierung der semantischen Eigenschaften in zwei Schritten vor sich gehen:

- *Zuerst* wird – mit Fodor – erklärt, wie die semantischen Eigenschaften mentaler Zustände und Ereignisse durch die semantischen Eigenschaften der in sie involvierten mentalen Repräsentationen konstituiert sind.²²⁴
- *Dann* wird erklärt, welche naturalistisch akzeptablen nicht-semantischen Eigenschaften die semantischen Eigenschaften mentaler Repräsentationen konstituieren.

Unter der Annahme des Repräsentationalismus und der Transitivität der Konstitutions-Relation reduziert sich die Frage nach der Konstitution semantischer Eigenschaften auf die Frage nach der Konstitution der semantischen Eigenschaften von *Ausdrücken* (in dem schwachen Sinn der *lingua mentis*-Hypothese).

Es sind eine Reihe von Vorschlägen zur Naturalisierung semantischer Eigenschaften gemacht worden, die primär versuchen, eine naturalistische Deutung der Repräsentations-Relation zu geben.²²⁵ Auf der Basis dessen wird dann versucht, den kognitiven Aspekt mit einzufangen (Dretske), oder es wird dafür argumentiert, daß er nicht mit eingefangen werden muß, weil er nicht zur Semantik gehört (Fodor). Anstatt auf diese Vorschläge einzugehen, werde ich einen Ansatz vorstellen, der gewissermaßen aus der entgegengesetzten Richtung kommt, indem er primär auf den kognitiven Aspekt semantischer Eigenschaften fokussiert.

Eine funktionalistische Semantik – in der Literatur meist als “Conceptual” oder “Functional Role Semantics” (CRS, FRS) bezeichnet – ist eine Theorie darüber, wie semantische Eigenschaften metaphysisch konstituiert sind.²²⁶

²²³ Wenn ich im folgenden von “Konstitution” spreche, so ist stets die Relation der *metaphysischen* Konstitution gemeint.

²²⁴ Vgl. Fodors Repräsentationalismus-These (§ 3.4.3) und meine Ausführungen zur metaphysischen Konstitution in § 3.3.3.

²²⁵ Siehe etwa Dretske 1981, Papineau 1987, Millikan 1989, Fodor 1990b.

²²⁶ Ich verwende das Wort “Semantik” hier für eine Theorie über die semantischen Eigenschaften von Ausrücken, Äußerungen und intentionalen Zuständen und Ereignissen.

Idee der funktionalistischen Semantik: Die Eigenschaft eines Ausdrucks, das-und-das zu bedeuten, ist metaphysisch konstituiert durch die Eigenschaft des Ausdrucks, eine *funktionale Rolle* von der-und-der Art zu spielen.²²⁷

Die funktionalistische Semantik ist eine Ausweitung der Idee, daß die Bedeutung eines Ausdrucks durch seinen *Gebrauch* konstituiert ist: Der semantische Funktionalist wendet die Idee nicht allein auf öffentliche Ausdrücke an, sondern auch auf mentale Repräsentationen. Auf diese Weise gelangt er zu einer Theorie über die semantischen Eigenschaften intentionaler Zustände und Ereignisse. Er erstetzt die Rede vom “Gebrauch” eines Ausdrucks durch die von seiner “funktionalen Rolle”, weil dieser Ausdruck geeignet erscheint, dasjenige von dem einzufangen, was man in einen gewöhnlichen Sinn den “Gebrauch” eines Ausdrucks nennen kann, was auch auf interne Repräsentationen zutreffen kann.

3.5.1 Funktionale und inferentielle Rollen

Was ist eine funktionale Rolle eines Ausdrucks?

“[The functional or] conceptual role [of an expression] is a matter of the causal role of the expression in reasoning and deliberation and, in general, in the way the expression combines and interacts with other expressions so as to mediate between sensory inputs and behavioural outputs. A crucial component of a sentence’s conceptual role is a matter of how it participates in inductive and deductive inferences. A word’s conceptual role is a matter of its contribution to the role of sentences” (Block 1986: 93).

Blocks Rede von der “funktionalen Rolle” eines Ausdrucks ist ebenso vage wie offen – und so werde auch ich den Ausdruck gebrauchen. Beispielsweise ist der semantische Funktionalist frei, auch repräsentationale Eigenschaften eines Symbols mit zur seiner funktionalen Rolle zu zählen.²²⁸ Die Plausibilität einer bestimmten Auffassung hängt natürlich davon ab, welche Züge der funktionalen Rolle eines Symbols genau als bedeutungskonstitutiv angesehen werden. Ich möchte hier keine detaillierten funktionalistischen Thesen erarbeiten. Mit geht es nur um den abstrakten Ansatz. Deshalb werde ich

²²⁷ Ich erinnere hier noch einmal an meine Bemerkungen zu meiner Gebrauchsweise des Wortes “Bedeutung” in der Einleitung zu diesem Kapitel. Verschiedene semantische Funktionalismen werden u.a. vertreten in Field 1977, Harman 1982, Block 1986, Peacocke 1992 und Horwich 1998.

²²⁸ Insofern besteht nicht unbedingt ein Gegensatz zwischen einer funktionalistischen Semantik einerseits und einer Auffassung, die semantische Eigenschaften allein durch gewisse Beziehungen ihres Trägers zu dem, was er repräsentiert, konstituiert sieht. Die zuletzt genannte Auffassung kann als ein Grenzfall der zuerst genannten betrachtet werden.

mich auf einen Aspekt der funktionalen Rolle eines Ausdrucks konzentrieren, der von jedem semantischen Funktionalisten für zentral gehalten wird: seine *inferentielle Rolle*.

Der Begriff der inferentiellen Rolle eines Satzes im Idiolekt einer Person zu einer bestimmten Zeit läßt sich so definieren:

Definition: Die inferentielle Rolle des öffentlichen Satzes P im Idiolekt einer Person x zur Zeit t ist die Menge aller Schlüsse $P \Rightarrow Q$ (für einen beliebigen Satz Q), zu denen x zu t disponiert ist.

Was soll es nun heißen, daß eine Person zu einem bestimmten Schluß disponiert ist? – In erster Annäherung läßt sich das so deuten:

Die Person x ist genau dann zu t zu dem Schluß $P \Rightarrow Q$ disponiert, wenn x zu t die Frage „Angenommen, der Satz P ist wahr. Ist dann auch der Satz Q wahr?“ überlegt, aufrichtig, ernsthaft mit „ja“ beantworten würde.

Für meine Zwecke ist es nicht nötig, den Begriff präziser zu fassen. Die Schlüsse, die zur inferentiellen Rolle eines Satzes P (im Idiolekt von x zu t) gehören, werde ich auch als die „inferentiellen Liaisons“ von P (im Idiolekt von x zu t) bezeichnen. Folglich ist der Schluß von

(1) Kant war Junggeselle.

auf

(2) Kant war ledig.

eine inferentielle Liaison von (1) sowohl in meinem Idiolekt als auch in dem meiner Großmutter.²²⁹ Im Idiolekt meiner Großmutter, nicht aber in meinem, ist auch der Schluß von (1) auf

(3) Kant war unordentlich.

eine inferentielle Liaison von (1) – denn meine Großmutter denkt, daß alle Junggesellen unordentlich sind; ich denke das nicht. Ein entsprechender Begriff läßt sich auch mit Bezug auf mentale Repräsentationen definieren:

“Let’s suppose that [...] there are causal facts of the following form: the appearance in O’s belief box of a sentence S_1 has a tendency to cause the appearance therein of a sentence S_2 , but not S_3 . Ignoring many complications, we may describe this sort of fact as consisting in O’s disposition to infer from S_1 to S_2 , but not to S_3 .

Let’s call the totality of the inferences to which a sentence is capable of contributing, its *total inferential role*” (Boghossian 1993: 27).

²²⁹ Vom Aspekt der Zeit werde ich absehen wann immer er keine wichtige Rolle spielt.

In einem primären Sinne des Wortes haben nur Sätze eine inferentielle Rolle. Da wir aber auch nicht-satzartigen Repräsentationen (kurz: Wörtern) einen Gehalt zuschreiben müssen, liegt es nahe, die Anwendung des Terminus “inferentielle Rolle“ (künstlich) auf nicht-satzartige Repräsentationen auszudehnen. Dabei sollte das Kontextprinzip Pate stehen: Die inferentielle Rolle eines Wortes sollte in dem Beitrag bestehen, den das Wort zu den inferentiellen Rollen der Sätze liefert, in denen es vorkommt.²³⁰

Das Zitat von Boghossian macht deutlich, wie sich - in erster Annäherung - ein Begriff von der inferentiellen Rolle eines (mentalen) Satzes fassen läßt, ohne semantische Ausdrücke zu gebrauchen. Die Inferenz-Relation, von der Boghossian spricht, ist keine semantische, sondern eine *rein kausale* Relation. Ob zwei mentale Sätze in jener Relation stehen, hängt allein von den “bedeutungsblinden” Mechanismen ab, nach denen sie im Gehirn verarbeitet werden – und *nicht* von ihrer Bedeutung. Folglich ist auch die Eigenschaft eines mentalen Satzes, die-und-die inferentielle Rolle (in Boghossians Sinn) zu spielen, naturalistisch akzeptabel. Dasselbe gilt für die entsprechende Eigenschaft eines öffentlichen Ausdrucks, denn auch meine diesbezüglichen Erklärungen oben enthalten kein semantisches Vokabular.²³¹

Doch Boghossians rein kausal definierter Begriff einer inferentiellen Rolle kann *prima facie* schwerlich für die Konstitution semantischer Eigenschaften herhalten. Der Grund dafür ist, dass gewiss nicht alles, was zur inferentiellen Rolle eines (mentalen) Satzes in Boghossians Sinn (bei einer bestimmten Person zu einer bestimmten Zeit) gehört, auch zur Bedeutung jenes (mentalen) Satzes (für jene Person zu jener Zeit) gehört, geschweige denn (in einem abgeleiteten Sinn) zur gemeinsprachlichen Bedeutung eines Satzes in einer Sprache wie dem Deutschen. Ein Vorkommnis des mentalen Pendantes von „Heute scheint die Sonne“ in Annas Überzeugungs-Box mag bei ihr das Erscheinen eines Vorkommnis des mentalen Pendantes von „Heute könnte ich auf dem Balkon arbeiten“ eben dort auslösen. Doch dieser Umstand scheint kaum konstitutiv zu sein für die semantischen Eigenschaften des zuerst genannten Satzes.

Überlegungen wie diese legen nun Folgendes nahe: Wenn man den Versuch unternehmen möchte, im Rekurs auf eine Konzeption von inferentiellen Rollen zu zeigen, wie semantische Eigenschaften naturalistisch konstituiert sind, wird man unterscheiden müssen zwischen solchen Aspekten inferentieller Rollen, welche tatsächlich konstitutiv für gewisse semantische Eigenschaften sind, und solchen Aspekten, die dies nicht sind. Wenn man aber eine derartige Unterscheidung machen möchte, so wird sich die Frage

²³⁰ Ned Block (1993, 1997) hat vorgeschlagen, die inferentielle Rolle eines nicht-satzartigen Ausdrucks α für eine Person x als die Vereinigung der inferentiellen Rollen aller Sätze, die α enthalten, für x aufzufassen.

²³¹ Die Bedingungen, unter denen eine Eigenschaft naturalistisch akzeptabel ist, habe ich in § 3.3.4 festgehalten.

stellen, ob diese denn naturalistisch akzeptabel (d.h. ohne Zuhilfenahme semantischen Vokabulars) zu fassen sein wird. Im übernächsten Abschnitt werde ich auf diese entscheidende Frage zurück kommen, bevor ich dann in Kapitel 4 - in der Auseinandersetzung mit Quine - für die prinzipielle Möglichkeit einer positiven Antwort argumentieren werde.

3.5.2 Drei funktionalistische Thesen

Die Idee der funktionalistischen Semantik läßt sich mit einiger Plausibilität auf *Idiolekt-Bedeutungen öffentlicher Ausdrücke* beziehen:

Konstitutions-Hypothese für Idiolekt-Bedeutung: Die Bedeutung eines Ausdrucks α im Idiolekt einer Person x ist konstituiert durch Aspekte der funktionalen Rolle, die α im Idiolekt von x spielt.²³²

Was genau besagt diese These? – In § 3.3.4 hatte ich angenommen, daß die Eigenschaft F eines Ausdrucks α genau dann α s Eigenschaft, das-und-das zu bedeuten, konstituiert, wenn F dieselbe Extension hat wie jene semantische Eigenschaft und sich im Rekurs auf α s F -sein der umfassende Gebrauch von α erklären läßt. Die angegebene Konstitutions-Hypothese entspricht folglich in etwa dem, was Horwich im Sinn hat, wenn er schreibt:

“Think of all the facts regarding a person’s linguistic behaviour – the sum of everything he will say, and in what circumstances. The thesis is that this constellation of data may be [...] explained in terms of a relatively small and simple body of factors and principles including, for each word, a basic use regularity [i.e. an aspect of it’s functional role]” (Horwich 1998: 45).²³³

Zwei Punkte läßt Horwich hier unter den Tisch fallen: Erstens erscheint es mir angemessen, keine Erklärung des vollständigen Sprachverhaltens einer Person zu erwarten,

²³² Die Relation der Konstitution ist, wie ich in § 3.3.3 dargelegt habe, primär eine Relation zwischen Eigenschaften. Aus Gründen der Übersichtlichkeit sind meine Formulierungen in dieser Hinsicht nicht immer präzise. Strenggenommen müßte etwa die obige die These so lauten: “Die Eigenschaft eines öffentlichen Ausdrucks α , die-und-die Bedeutung im Idiolekt der Person x zu haben, ist konstituiert durch α s Eigenschaft, im Idiolekt von x eine funktionalen Rolle zu spielen, welche diese-und-jene Aspekte aufweist.” – Ich gehe davon aus, das es einfach ist, auch meine folgenden Formulierungen auf eine entsprechende Form zu bringen.

²³³ Ich beziehe Horwichs These hier auf Idiolekte. Einiges von dem, was Horwich sagt, läßt sich in direkter Weise nur auf Idiolekte anwenden. Dennoch scheint er in erster Linie über gemeinsprachliche semantische Eigenschaften sprechen zu wollen. Ich versuche hier, diese Dinge etwas genauer auseinanderzuhalten.

sondern allein eine Erklärung ihres “buchstäblichen” Sprachverhaltens.²³⁴ Zweitens kann die Erklärung des Sprachverhaltens einer Person natürlich nur vor dem Hintergrund weiterer Annahmen über sie – über ihre Wünsche und Überzeugungen sowie die Umwelt, mit der sie konfrontiert ist – erfolgen.

Man kann die grundlegende Idee des semantischen Funktionalisten auch so ausdrücken: Es gibt gewisse *fundamentale Züge* des Gebrauchs eines Ausdrucks (seiner funktionalen Rolle), die dafür verantwortlich sind, daß der Ausdruck von einer Person, die diese-und-jene Wünsche und Überzeugungen hat, und sich in der-und-der Umwelt befindet, genau so verwendet wird, wie er (von dieser Person) verwendet wird. Im Rekurs auf jene *fundamentalen Züge* des Gebrauchs eines Ausdrucks kann sein *umfassender Gebrauch* (sein *overall use*, wie Horwich sagt) erklärt werden.²³⁵

Auch in Bezug auf die Gehalte mentaler intentionaler Phänomene, bzw. – unter der Voraussetzung des Repräsentationalismus – der Bedeutungen mentaler Repräsentationen erscheint die funktionalistische Idee als attraktiv:

Konstitutions-Hypothese für mentale Repräsentationen: Die Bedeutung einer mentalen Repräsentation *MR* im Repräsentationssystem einer Person *x* ist konstituiert durch Aspekte der funktionalen Rolle, die *MR* im Repräsentationssystem von *x* spielt.

Aus der Perspektive der ersten Abschnitte dieses Kapitels betrachtet, bin ich natürlich besonders an der Konstitution *gemeinsprachlicher* semantischer Eigenschaften interessiert. Kann die Idee der funktionalistischen Semantik in plausibler Weise auf die Konstitution *gemeinsprachlicher* Bedeutung angewendet werden? Die Dinge liegen hier etwas anders als im Falle der Bedeutungen mentaler Repräsentationen oder der Idiolekt-Bedeutungen öffentlicher Ausdrücke. Die Eigenschaft, die-und-die funktionale bzw. inferentielle Rolle zu spielen, ist eine genuin *intrapersonale* Eigenschaft. Sie ist an das mentale Repräsentationssystem bzw. den Idiolekt einer bestimmten Person gebunden. Aber die Eigenschaft eines Ausdrucks, diese-und-jene *gemeinsprachliche* Bedeutung zu haben, ist eine genuin *interpersonale* Eigenschaft. Sie ist gerade *nicht* an eine einzelne Person gebunden. Wir müssen das also korrelieren. Eine entsprechende funktionalistische These könnte etwa die folgende Form annehmen:

Konstitutions-Hypothese für *gemeinsprachliche* Bedeutung: Die Tatsache, daß der Ausdruck *α* in der *Gemeinsprache L* die Bedeutung *B* hat ist (wenigstens

²³⁴ Darauf hatte ich bereits in § 3.3.4 aufmerksam gemacht.

²³⁵ Horwich und die anderen semantischen Funktionalisten stellen Konstitutionsthesen wie die erwähnte auf, aber keiner von ihnen hat jemals eine der fraglichen Erklärungen angegeben. Auch ich werde mich damit zufrieden geben, und davon ausgehen, daß die These *prima facie* plausibel erscheint.

zum Teil) durch die Tatsache konstituiert, daß α im Sprachgebrauch der *L*-Sprecher (in ihren Idiolekten) eine bestimmte Rolle spielt.

Wenn das stimmt, dann ist die Tatsache, daß der Ausdruck “Junggeselle” im Deutschen [Junggeselle] bedeutet, ist konstituiert durch die Tatsache, daß “Junggeselle” von Deutsch-Sprechern auf eine bestimmte Weise verwendet wird (nämlich so, wie es in der impliziten Definition von “Junggeselle” festgehalten ist).²³⁶ Spätestens an dieser Stelle sollte deutlich werden, wie gut die funktionalistische Idee mit dem Netzwerk-Modell von Begriffen und der damit verbundenen Vorstellung von impliziter Definition harmoniert.

Ich schließe mir einem Hinweis: Aus den drei Hypothesen ergibt sich *nichts* bezüglich der Frage, inwiefern die semantischen Eigenschaften mentaler Phänomene die semantischen Eigenschaften sprachlicher Phänomene konstituieren (bzw. umgekehrt). Was die Vermittlung zwischen Mentalem und Sprachlichem angeht, habe ich mich in dieser Arbeit auf nichts außer den (unstrittigen) Brückenprinzipien festgelegt.²³⁷ Auch aus der Konjunktion der Brückenprinzipien mit den in diesem Paragraphen aufgestellten Konstitutions-Hypothesen ergibt sich jedoch nichts hinsichtlich der Frage nach der “semantischen Priorität” der einen oder der anderen Seite.

3.5.3 *Naturalismus und Analytizität*

Ich betrachte die Idee einer funktionalistischen Semantik hier als Ansatz zu einer Naturalisierung semantischer Eigenschaften. Von Interesse ist nicht nur die Frage, ob die funktionalistische Semantik eine plausible Aussage über die Konstitution semantischer Eigenschaften machen kann. Mich interessiert auch, ob die vom Funktionalisten ins Spiel gebrachten Eigenschaften naturalistisch akzeptabel sind. Auch die Vertreter einer funktionalistischen Auffassung selbst sehen in der Erfüllung des Naturalismus-Desiderats einen wichtigen Aspekt ihres Unternehmens:

“Calling the causal roles CRS appeals to ‘conceptual’ or ‘inferential’ shouldn’t mislead anyone into supposing that the theory’s description of them can appeal to their meanings – that would defeat the point of reductionist theories” (Block 1986: 97).

Ich werde die Frage, ob die funktionalistische Idee die Möglichkeit einer Naturalisierung semantischer Eigenschaften eröffnet, allein mit Bezug auf den Aspekt der inferentiellen Rolle diskutieren.

²³⁶ Zu impliziten Definitionen vgl. § 3.2.4.

²³⁷ Siehe Einleitung und § 1.7.5.

Ich hatte oben bereits darauf hingewiesen, daß Eigenschaften, die von der funktionalistischen These bezüglich Idiolekt-Bedeutung ins Spiel gebracht werden, also Eigenschaften der Form

E1 *x spielt diese-und-jene inferentielle Rolle im Idiolekt einer Person zu einer bestimmten Zeit*²³⁸

tatsächlich naturalistisch akzeptabel sind. Entsprechendes gilt für die von der funktionalistischen These bezüglich mentaler Repräsentationen ins Spiel gebrachten Eigenschaften.

Aber wie steht es um die These bezüglich gemeinsprachlicher Bedeutung? – Es ist wichtig zu sehen, daß sich der Funktionalist mit dieser These *nicht* auf Eigenschaften der Form

E2 *x spielt diese-und-jene inferentielle Rolle im Idiolekt gewöhnlicher L-Sprecher zu einer bestimmten Zeit*

beruft. Solche Eigenschaften sind nicht exemplifiziert. Sie sind deshalb nicht exemplifiziert, weil ein- und derselbe Ausdruck in den verschiedenen Idiolekten gewöhnlicher Sprecher einer bestimmten Sprache stets verschiedene inferentielle Rollen spielt. Für meine Großmutter, aber nicht für mich, gehört der Schluß von (1) auf (3) zur inferentiellen Rolle von (1), hatte ich oben ausgeführt. Jeder Unterschied in den “konditionalen” Überzeugungen zweier Personen schlägt sich nieder in einem Unterschied in den inferentiellen Rollen der involvierten Ausdrücke. Solche Unterschiede gibt es aber immer. Keine zwei Personen glauben genau dasselbe.

Die naheliegende Konsequenz dieser Überlegung ist: Nicht *jeder* Aspekt der inferentiellen Rolle eines Ausdrucks im Idiolekt eines einzelnen Sprechers ist konstitutiv für seine gemeinsprachliche Bedeutung. Die Idee muß vielmehr diese sein: Es gibt zu den Ausdrücken einer Gemeinsprache jeweils *einige* inferentielle Liaisons, die konstitutiv für ihre Bedeutung sind. Jeder normale Sprecher dieser Sprache muß *diese* Schlüsse bzw. Sätze akzeptieren. Was außer diesen Schlüssen (Sätzen) außerdem noch zur inferentiellen Rolle eines Ausdrucks für einen Sprecher gehört, hängt von dessen sonstigen Überzeugungen ab, und ist nicht konstitutiv für die gemeinsprachliche Bedeutung des Ausdrucks. Das entspricht der Weise, in der ich (im zweiten Abschnitt dieses Kapitels) das Netzwerk-Modell von Begriffen gezeichnet habe. Auch dort war von *einigen* als bedeutungskonstitutiv ausgezeichneten Schlüssen bzw. Sätzen die Rede, die von normalen Sprechern einer Sprache anerkannt werden.

²³⁸ Die Rede von “Eigenschaften der Form...” erspart mir hier sehr umständliche Formulierungen. Ich gehe davon aus, daß sie verständlich ist.

Die These des semantischen Funktionalisten kann also nicht sein, daß gemeinsprachliche Bedeutung durch Eigenschaften der Form **E2** konstituiert ist. Seine These muß vielmehr die sein, daß diese Rolle von Eigenschaften der Form

E3 *x spielt die-und-die bedeutungskonstitutive inferentielle Rolle in den Idiolekten normaler Sprecher der fraglichen Sprache*

gespielt wird.

Eigenschaften der Form **E3** sind aus der Sicht des Naturalisierungs-Projekts problematischer als solche der Form **E1**. Denn von ihnen ist – im Gegensatz zu Eigenschaften der Form **E1** – keineswegs klar, ob sie naturalistisch akzeptabel sind. Obige Charakterisierung von Eigenschaften der Form **E3** enthält ja einen semantischen Ausdruck: “bedeutungskonstitutiv”. Damit die Eigenschaften dieser Sorte naturalistisch akzeptabel sind, muß es zu den Prädikaten der Form “spielt die-und-die bedeutungskonstitutive inferentielle Rolle in den Idiolekten normaler Sprecher der fraglichen Sprache” koextensionale Prädikate geben, die keine semantischen Ausdrücke enthalten und deren Zutreffen auf einen Gegenstand sich im Prinzip empirisch testen läßt.²³⁹

Fodor und Lepore glauben nicht, daß sich die fraglichen Eigenschaften als naturalistisch akzeptabel erweisen lassen. Ihnen zufolge hat der semantische Funktionalist dementsprechend die Wahl, entweder ohne die Unterscheidung zwischen bedeutungskonstitutiven und nicht bedeutungskonstitutiven inferentiellen Liaisons auszukommen, oder das Naturalisierungs-Projekt aufzugeben:

“A lot of the attraction of identifying meaning with inferential role [rsp. holding that meaning is in part constituted by inferential role] lies in the thought that the inferential role of an expression might in turn be identified with *causal* role, thereby conceivably providing the basis for a naturalistic solution to Brentano’s problem. That causal relations reconstruct inferential relations is a foundational assumption of computational theories of mental processes, so perhaps there is hope here of a unification of semantics with psychology. But, barring proposals for a causal theory of analyticity, this tactic is unavailable to the philosopher who identifies meaning with the role of an expression in *analytic* inference” (Fodor/Lepore 1991: 150).

Fodor und Lepore unterscheiden hier nicht zwischen Analytizität und Bedeutungskonstitutivität.²⁴⁰ Der Unterschied ist im gegebenen Kontext auch nicht wichtig. Denn würde es gelingen, empirische Kriterien für die bedeutungskonstitutiven Schlüsse bzw. Sätze einer Sprache anzugeben, so wären dies zugleich empirische Kriterien für die analyti-

²³⁹ Siehe § 3.3.4.

²⁴⁰ Ich habe diese Unterscheidung in § 3.2.3 eingeführt.

schen Sätze dieser Sprache. Auf der Basis solcher Kriterien ließen sich dann auch die Eigenschaften der Form **F3** als naturalistisch akzeptabel erweisen.

Im nächsten Kapitel werde ich dafür argumentieren, daß es tatsächlich empirische Kriterien dafür gibt, daß ein Satz bedeutungskonstitutiv bzw. analytisch ist.

Viertes Kapitel

Analytizität

Dieses Kapitel erfüllt eine Doppelfunktion. Zum einen existiert noch eine Bringschuld. Im letzten Kapitel habe ich von der Idee der Analytizität Gebrauch gemacht und den Begriff der Carnap-Analytizität als angemessene Explikation anerkannt. Wer so etwas tut, sieht sich natürlich Quine gegenüberstehen. Seine Herausforderung werde ich in diesem Kapitel annehmen.

Die andere Funktion dieses Kapitels liegt im Einstieg in die Dialektik mit Fodor. Ich werde am Beginn die beiden wichtigsten und einflußreichsten von Fodors Argumenten gegen das Standard-Bild von Begriffen darstellen. Es sieht – jedenfalls *prima facie* – so aus, als würden beide Argumente Quines skeptische These hinsichtlich Analytizität *voraussetzen* – was immer die genau sein mag. Diesen Zusammenhang werde ich untersuchen.²⁴¹

²⁴¹ Auch in diesem Kapitel ist mit “Bedeutung” stets das mit einer Äußerung Gesagte, bzw. Komponenten davon, gemeint. Wenn ich von der Bedeutung von Ausdrücken spreche, so sind nur semantisch vollständige Ausdrücke im Sinne der Einleitung zu Kapitel 3 gemeint.

4.1. Fodors Herausforderung

4.1.1 Fodor gegen das Standard-Bild

Der Löwenanteil der philosophischen Arbeit, die Jerry Fodor in den letzten anderthalb Jahrzehnten geleistet hat, galt der Überwindung des Standard-Bildes von Begriffen, das ich im dritten Kapitel gezeichnet habe.²⁴² In diesem Paragraphen möchte ich etwas zu Fodors Motiven für die Ablehnung des Standard-Bildes sagen. Im nächsten Paragraphen werde ich dann Fodors wichtigste Argumente gegen das Standard-Bild darstellen.

An einer der Gelenkstellen in *Concepts* tritt Fodor einen Schritt zurück und nimmt die ganze theoretische Landschaft in den Blick. Aus dieser sehr weiten Perspektive heraus beschreibt er die dialektische Situation (vor dem Hintergrund der *representational theory of the mind* (RTM)) so:

“RTM requires there to be infinitely many concepts that are complex and finitely many that are primitive. RTM also requires concepts to have their contents essentially. The versions of RTM that are currently standard in philosophy and cognitive science, however, want still more: most lexical concepts should *not* be primitive, and the content of concepts should be determined, at least *inter alia*, by their inferential-cum-causal relations to one another [i.e. the standard-picture]. I think, however, that the evidence is getting pretty solid that the last two conditions can't be met; [A] lexical concepts typically don't act as though they were structured by either psychological or linguistic test. And [B] the question which aspects of a concept's inferential role are the ones that determine its meaning appears to be hopeless. Thus far the World Spirit has progressed” (Fodor 1998: 120f).

In Ermangelung eines besseren Ausdrucks bezeichne ich **A** mit einem gebräuchlichen Titel als das “Problem der psychologischen Realität”. **B** werde ich “das Problem der Analytizität” nennen.

Es scheint, als würde Fodor hier zwei *unabhängige* Gründe angeben, die gegen das Standard-Bild sprechen. Doch der Schein trügt. Das Problem der psychologischen Real-

²⁴² Im Falle des *Holismus*-Buches ist leicht zu sehen, daß es gegen das Standard-Bild ausgerichtet ist. Fodor und Lepore setzen voraus, daß der semantische Holismus eine Konsequenz des Standard-Bildes ist. Ihre Argumente gegen den Holismus sind als indirekte Argumente gegen das Standard-Bild gedacht. Fodors Monographie *Concepts* trägt den Untertitel “Where Cognitive Science Went Wrong”. Was damit gemeint ist, ist dies: Die Kognitionswissenschaft geht fehl, weil sie das Standard-Bild anerkennt. Daß auch hier die Überwindung des Standard-Bildes Fodors zentrales Anliegen ist, wird von Peacocke klar gesehen. Er beginnt seine Rezension mit dem Satz: “Jerry Fodor's main target in *Concepts* is inferential role semantics (IRS), against which he mounts a battery of arguments” (2000: 327).

tät läßt sich – auch in Fodors Augen – auf das Problem der Analytizität reduzieren (jedenfalls unter einer Voraussetzung, die ich gleich explizit machen werde.) Hinter dem Problem der psychologischen Realität stehen die psycholinguistischen Experimente, die Fodor (zusammen mit einigen Kollegen) in den siebziger Jahren durchgeführt hat. Ich möchte auf diese Experimente hier nicht weiter eingehen. Es genügt mir, vorauszusetzen, was absolut unstrittig ist: Wenn die Experimente zeigen, was sie zeigen sollen, dann zeigen sie nicht, daß das Standard-Bild insgesamt falsch ist, sondern sie zeigen bloß, daß das LEGO-Modell (als umfassendes Modell) falsch ist.²⁴³ Das räumt Fodor selbst ein:

“We’ve been seeing how weakly the empirical evidence supports claims for the internal structure [i.e. LEGO-structure] of lexical concepts. Meaning postulates [i.e. the network-model] allow one to give up such claims while holding onto both ‘red’ means *colour* is analytic’ and ‘you don’t have RED unless you know that red is a colour’” (Fodor 1998: 110f).²⁴⁴

Die Experimente sprechen gegen das LEGO-Modell, und *nicht* gegen das Netzwerk-Modell.

In *Concepts* setzt Fodor dennoch über weite Strecken das Standard-Bild mit dem LEGO-Modell gleich.²⁴⁵ Nur in einem Appendix zu einem der Kapitel – ich habe gerade aus ihm zitiert – kommt Fodor auf die Frage zu sprechen, ob das Standard-Bild nicht vielleicht durch das Netzwerk-Modell zu retten wäre.²⁴⁶ Seine Antwort lautet (natürlich): nein. Der Grund, weswegen Fodor glaubt, daß auch das Netzwerk-Modell nicht weiter hilft, ist kein anderer als der zweite der beiden Gründe, die er an der oben angeführten Stelle für das Scheitern des Standard-Bildes *insgesamt* angibt – das Problem der Analytizität:

“Imagine two minds that differ in that ‘whale → mammal’ is a meaning postulate for one but is ‘general knowledge’ for the other. Are any further differences between these minds entailed? If so, which ones? Is this wheel attached to anything at all? It’s a point Quine made against Carnap that the answer to ‘When is an inference analytic?’ can’t be just ‘Whenever I feel like saying that it is’ [...] If the meaning postulate version [of the standard-picture] has [a] proposal on offer, it’s not one that I’ve heard of” (Fodor 1998: 111f).

²⁴³ Vgl. 3.1.4.

²⁴⁴ Fodor glaubt, daß Begriffe Ausdrücke der *lingua mentis* sind (auf die er durch Großbuchstaben Bezug nimmt).

²⁴⁵ Ich gebrauche den Titel “Standard-Bild (von Begriffen)” als Obertitel für das LEGO- und das Netzwerk-Modell.

²⁴⁶ Fodor 1998: Appendix 5a.

Die Quintessenz für die Dialektik mit Fodor ist diese: Solange wir uns an das Netzwerk-Modell halten, schnurren die beiden Probleme, die Fodor sieht, auf eines zusammen: auf das Problem der Analytizität.

Worin besteht das Problem eigentlich genau? – Fodors Antwort ist diese:

Quine hat gezeigt, daß die analytisch/synthetisch-Unterscheidung problematisch ist (wie auch immer seine Kritik genau zu verstehen ist). Die Unterscheidung ist aber unumgänglich für das Standard-Bild. Wenn Quine Recht hat, dann ist das Standard-Bild nicht angemessen. Und Quine hat Recht. Das ist Problem der Analytizität (für das Standard-Bild).²⁴⁷

Fodors Attacke auf das Standard-Bild ist eng mit den Stichwörtern “Holismus”, “Irrealismus” und “Kompositionalität” verknüpft. Doch davon war bisher in diesem Paragraphen noch gar nicht die Rede. Warum nicht? – Ich werde im folgenden Paragraphen dafür argumentieren, daß die anderen prominenten Aspekte der Fodorschen Argumentation gegen das Standard-Bild (auf welche die Stichwörter verweisen) beide *vom Problem der Analytizität abhängen*. Weil Fodor das genauso sieht, kann er an der eingangs zitierten Stelle, an der er einen sehr breiten und generellen Überblick über die Dialektik geben will, ohne diese Stichwörter auskommen. Er setzt an dieser Stelle voraus, daß das Problem der Analytizität das basale Problem ist, von dem die anderen abhängen.

4.1.2 Die Struktur der Argumente

Fodor hat – teils allein, teils im Gespann mit Ernest Lepore – insbesondere zwei Argumente gegen das Standard-Bild entwickelt, die er für entscheidend hält, und die bislang die stärkste Wirkung auf den Diskurs gezeigt haben: Das Kompositionalitäts-Argument und das Realismus-Argument.²⁴⁸ Die Struktur der beiden Argumente ist – grob repräsentiert – dieselbe. Schauen wir sie uns an.

²⁴⁷ Siehe etwa Fodor 1990: Einleitung; Fodor/Lepore 1991, 1992: Einleitung.

²⁴⁸ Das Kompositionalitäts-Argument gegen die Version des Standard-Bildes, die ich in Kapitel 3 ausgemalt habe, findet sich in Fodor/Lepore 1991, 1992: Kapitel 5. Andere Versionen des Arguments gegen andere Versionen des Standard-Bildes sind zu finden in Fodor 1998: Kapitel 5, 1998c, 1998d sowie Fodor/Lepore 1996. – Die weithin anerkannte Prämisse (iii_K) des Arguments – siehe Kapitel 2, Abschnitt 1 – ist kürzlich von Paul Horwich in Zweifel gezogen worden (1998: Kapitel 7). Fodor und Lepore (2000) haben Horwich – wie zu erwarten war – angegriffen. Dieser kontert in Horwich 2000b.

Das Realismus-Argument findet sich (u.a.) in Fodor 1987: Kapitel 3, Fodor 1990: Einleitung, Fodor/Lepore 1992: Einleitung, Fodor 1994: erste Vorlesung, Fodor 1998: Kapitel 1, Fodor 1998e

Das Kompositionalitäts-Argument

- (i) Das Standard-Bild führt in einen extremen semantischen Holismus.
- (ii_K) Ein extremer semantischer Holismus ist unverträglich mit der Kompositionalität von Sprache und Denken.²⁴⁹
- (iii_K) Aber Sprache und Denken sind kompositional.
- (iv_K) Also ist das Standard-Bild falsch.

Das Realismus-Argument

- (i) Das Standard-Bild führt in einen extremen semantischen Holismus.
- (ii_R) Ein extremer semantischer Holismus ist unverträglich mit einem intentionalen Realismus.
- (iii_R) Aber der intentionale Realismus ist wahr.
- (iv_R) Also ist das Standard-Bild falsch.

Hier tauchen einige bislang unerläuterte Ausdrücke auf. Ich werde diese Termini einführen, wenn es nötig ist. Hier geht es mir zunächst nur um die Struktur der Argumente. Worauf ich hinweisen möchte ist dies: Beide Argumente starten mit ein- und derselben Annahme (i). Diese sieht kaum nach einem Selbstgänger aus. Und natürlich: Fodor und Lepore nehmen das nicht einfach so an. Sie haben ein Argument für (i). Sie nennen es "Argument A".²⁵⁰ Es ist offensichtlich, daß beide Argumente, die Fodor gegen das Standard-Argument ins Feld führt, von Argument A abhängen. Sollte Argument A nicht hinreichen, um (i) zu etablieren, käme weder das Kompositionalitäts- noch das Realismus-Argument in Gang. In diesem Falle müßten Fodor und Lepore argumentativen Ersatz für Argument A beschaffen. Es ist aber – das sei hier zunächst einmal trocken versichert – nicht zu sehen, woher der kommen sollte.

4.1.3 Argument A

Ich werde jetzt Argument A betrachten, und herausarbeiten, wovon seine Überzeugungskraft abhängt. Ich gebrauche den Titel "Argument A" hier für die entsprechende *Folge von Sätzen*, denn meine zentrale Frage wird sein, wie die zweite Prämisse von Argument A zu *lesen* ist, damit das Argument A für den Zweck geeignet ist, für den Fodor und Lepore es brauchen: Um (i) zu stützen.

Hier ist erste Prämisse von Argument A.

P₁ Anti-Atomismus: "Die Bedeutung eines Satzes *s* im Munde von *x* zu *t* ist (u.a.) durch *einige* inferentielle Liasons von *s* im Munde von *x* zu *t* festgelegt."

²⁴⁹ Vgl. den ersten Abschnitt des 2. Kapitels sowie § 1.7.2.

²⁵⁰ Diesen Titel trägt das Argument in der Einleitung zu Fodor/Lepore 1992. An anderen Stellen trägt es andere oder gar keinen Titel.

Damit ist gemeint: Es gibt eine Gruppe von inferentiellen Liaisons²⁵¹ von s von denen gilt: Der Satz s bedeutet (u.a.) *deshalb*, was er bedeutet, *weil* er diese inferentiellen Liaisons hat. Hätte er sie nicht, so würde er nicht bedeuten, was er bedeutet.²⁵² (Der Einfachheit halber kürze ich hier wie auch oft im folgenden durch die Relativierungen.) P_1 ist eine offenkundige Folge des Standard-Bildes. Jeder, der es vertritt, hat P_1 zu akzeptieren.

Hier kommt nun das “Problem der Analytizität” ins Spiel: Als zweite Prämisse des Arguments soll Quines skeptische These bezüglich Analytizität fungieren – *was immer die genau sein mag*.²⁵³

P_2 Der Quine-Slogan: “Es gibt keine ‘prinzipielle Unterscheidung’ zwischen den inferentiellen Liaisons eines Satzes, die konstitutiv für seine Bedeutung sind, und solchen, die dies nicht sind.”

Ich nenne das den “Quine-Slogan” weil es eine der Formulierungen festhält, die viele Diskussionsteilnehmer immer wieder gebrauchen, um anzugeben, wofür Quine argumentiert, ohne jemals zu erklären, was damit eigentlich gemeint sein soll. P_2 ist der Knackpunkt des Arguments – ich werde bald darauf zurückkommen. Doch vorher möchte ich das Argument zum Abschluß bringen: Aus P_1 und P_2 soll nun eine Spielart eines extremen Holismus folgen:

C Extremer Holismus: “Die Bedeutung des Satzes s im Munde von x zu t ist (u.a.) durch *alle* inferentiellen Liaisons von s im Munde von x zu t festgelegt.”²⁵⁴

Das ist Argument A.

Gewiß – die These des extremen Holismus ist extrem unplausibel. Sie dient Fodor ja auch als Basis für die üblen Konsequenzen, die er für seine beiden Argumente ausbeutet. Doch ich möchte die Doktrin des extremen Holismus hier nicht weiter kommentieren. Worauf es im Moment ankommt, ist allein die Frage, ob es Fodor gelingt, jeden Vertreter des Standard-Bildes *via* Argument A auf den extremen Holismus zu verpflichten.

Wie ist der Quine-Slogan zu lesen? Fodor und Lepore selbst stellen sich die Struktur von Argument A so vor.

²⁵¹ Siehe § 3.5.1.

²⁵² Ein weiterer Grund mag etwa darin bestehen, daß der Sprecher die fraglichen Inferenzen *für* *definierend* hält.

²⁵³ Boghossian spricht in seiner Rekonstruktion von Argument A bei P_2 explizit vom “Quinean result” (1997: 355).

²⁵⁴ Im letzten Abschnitt dieses Kapitels werde ich diese Form des semantischen Holismus von anderen absetzen.

“The form of argument A is: ‘If some a’s are F, and there is no principled difference between the a’s that are F’s and the one’s that aren’t, then all a’s are F.’ So argument A has the form of a ‘sorites’ or ‘slippery slope’” (Fodor/Lepore 1992: 25).

Es ist fraglich,

- (a) ob sich P_2 plausiblerweise so interpretieren läßt, daß das gesamte Argument diese Struktur bekommt, und es ist fraglich
- (b) ob ein Argument mit der von Fodor und Lepore angepeilten Struktur schlüssig, geschweige denn überzeugend, ist.²⁵⁵

Doch ich denke, wir müssen uns nicht auf Fodor und Lepores Lesart versteifen. Machen wir uns klar, was entscheidend zu sein scheint:

P_1 folgt aus jeder Spielart des Standard-Bildes von Begriffen. Wenn also P_2 so interpretiert werden kann, daß P_2 (a) von einem Vertreter des Standard-Bildes plausiblerweise akzeptiert werden sollte, und (b) Argument A unter der relevanten Interpretation von P_2 schlüssig ist, dann kann die Prämisse (i) des Realismus- und des Kompositionalitäts-Arguments durch Argument A gestützt werden.

P_2 soll nun im Sinne von Quines skeptischer These bezüglich Analytizität interpretiert werden – was immer die genau sein mag. Ich werde im zweiten Abschnitt dieses Kapitels eine Rekonstruktion von Quines These vorschlagen. Anschließend werde ich meinen eigenen und zwei weitere Vorschläge bezüglich dessen, was Quine im Sinn haben könnte, in der Rolle von P_2 von Argument A testen. Um es vorweg zu nehmen: Das Ergebnis wird negativ ausfallen. Ich jedenfalls kenne keine These im Umkreis von Quines Analytizitäts-Kritik, die sowohl (a) als auch (b) erfüllen würde. Mehr noch: Ich kenne *überhaupt keinen* Kandidaten für eine These, die (a) und (b) gleichermaßen erfüllen könnte.

4.1.4 Fodors eigene Position

Dieser Paragraph ist für die eigentliche Argumentation unnötig. Er dient nur der Illustration.

Informationaler Atomismus. Am Anfang von § 5.1.1 hatte ich eine Stelle bei Fodor zitiert, an der er seine generelle Einstellung zum Standard-Bild – der, wie er dort sagte “standard version of RTM” – schildert. Er fährt an dieser Stelle so fort:

²⁵⁵ Vgl. auch meinen Kommentar zu einer ähnlich lautenden Bemerkung von Fodor und Lepore selbst am Ende von § 4.2.4.

“I propose, therefore, that we scrap the standard versions of RTM and consider, in their place, a doctrine that I’ll call Informational Atomism. (IA for short.) IA has an informational part and it has an atomistic part. To wit:

- *Informational semantics*: content is constituted by some sort of nomic, mind-world relation. Correspondingly, having a concept (concept possession) is constituted, at least in part, by being in some sort of nomic, mind-world relation.
- *Conceptual atomism*: most lexical concepts have no internal structure.

As far as I can tell, nobody but me thinks that IA has a prayer of being true; not even people who are quite sympathetic to RTM” (Fodor 1998: 121).

Das ist Fodors eigenes Bild von Begriffen. Es ist wichtig, zu sehen, daß sein begrifflicher Atomismus nicht nur ausschließt, daß Begriffe eine Struktur im Sinne des LEGO-Modells haben, sondern auch, daß sie eine Struktur im Sinne des liberaleren Netzwerk-Modells haben. Fodors Vorstellung von lexikalischen Begriffen²⁵⁶ ist, daß sie nicht – wie im Standard-Bild – z.T. durch Relationen zu anderen Begriffen konstituiert werden, sondern *ausschließlich* durch kausale Relationen zu Dingen “in der Welt”.²⁵⁷

Fodors eigenes Bild wird deutlich, wenn er erklärt, was er für das Grundübel des Standard-Bildes hält:

“What’s wrong with functional role semantics (FRS) [i.e. the functionalistically naturalized version of the standard-picture] is that it wants to analyze the content of a belief in terms of its inferential (causal) relations; whereas, plausibly, the direction of metaphysical dependence actually goes the other way ‘round. The content of a belief determines its causal role; at least, it does in a mind that’s performing properly. Holism is Nature’s way of telling FRS that it has the direction of analysis backwards” (Fodor 1998e: 70).

Fodors Idee ist: Es ist nicht der Fall, daß “Junggeselle” [Junggeselle] bedeutet, (u.a.) *weil* “Onkel Wilfried ist männlich” zu den inferentiellen Liaisons von “Onkel Wilfried ist Junggeselle” gehört. Es ist vielmehr dies der Fall: “Onkel Wilfried ist männlich” gehört zu den inferentiellen Liaisons von “Onkel Wilfried ist Junggeselle”, *weil* “Junggeselle” [Junggeselle] bedeutet. Fodor nimmt an, daß die Richtung der metaphysischen Abhängigkeit genau andersherum verläuft als der Vertreter des Standard-Bildes annimmt. Weil inferentielle Liaisons Fodor zufolge Bedeutung nicht *konstituieren*, *müssen* sie auch nicht unbedingt bestehen. Es ist Fodor zufolge daher *möglich*, daß jemand über den Begriff [Junggeselle] verfügt, *ohne* daß die Überzeugung, daß Onkel Wilfried

²⁵⁶ Ein Begriff ist – in erster Näherung – genau dann lexikalisch, wenn er durch ein einzelnes Wort ausgedrückt wird, und nicht durch eine Phrase. [Junggeselle] ist lexikalisch [Junggeselle über 30] ist es nicht.

²⁵⁷ Fodor hat diese Idee vor allem in 1990b ausgearbeitet.

männlich ist, zu den inferentiellen Liaisons seiner Überzeugung, daß Onkel Wilfried Junggeselle ist, gehört. Diese Möglichkeit besteht dem Funktionalisten zufolge *nicht*.

In *Holism* versuchen Fodor und Lepore zu zeigen, daß die natürliche und intuitiv plausible Position des Funktionalisten, also ein moderater Anti-Atomismus, wie ich ihn in Kapitel 3 vorgeführt habe “instabil” ist. Sie wollen zeigen, daß diese Position – bei genauerem Hinsehen – *via* Argument A – zu einem intuitiv unplausiblen extremen Holismus führt. Wenn das stimmt, dann haben wir nur die Wahl zwischen jenem extremen Holismus einerseits und einem radikalen Atomismus andererseits. Ziel des Buches ist es nun, zu zeigen, daß es neben unserer Intuition *keinen weiteren* Grund für die Annahme eines Anti-Atomismus gibt. Denn wenn das gezeigt wäre, müßte niemand mehr auf dem Wege von Argument A zum extremen Holisten werden, und also spräche alles dafür, sich – mit den beiden Autoren – auf die (intuitiv unplausible) atomistische Seite zu schlagen.

Die logischen Konstanten. Die Ausnahmen, die Fodor bei der These des begrifflichen Atomismus im Hinterkopf hat (er schreibt ja “*most lexical concepts*”– Kursivierung: AT) sind die den logischen Konstanten korrespondierenden Begriffe. Hinsichtlich derer glaubt selbst Fodor, daß sie dem Netzwerk-Modell genügen. Fodor vertritt einen Anti-Atomismus, aber keinen extremen Holismus hinsichtlich der logischen Konstanten. Also genau das, was ich gern im Hinblick auf alle Begriffe vertreten würde. Doch meine Position ist in Fodors Augen nicht haltbar – wegen Argument A. Seine eigene Auffassung bezüglich der logischen Konstanten soll nun aber *nicht* Argument A zum Opfer fallen. – Wie kann das sein?

“You may wonder how anybody who claims to be implacably opposed to inferential role semantics [the naturalized version of the standard-picture] can have the gall to identify the meaning of a logical word with its use. Answer: The trouble with use theories is that they invite holism by well-known paths of argument. [...] But these holistic arguments depend on the acknowledged impossibility of *defining* most terms (specifically, on the impossibility of distinguishing defining from merely nomic biconditionals). It is therefore unclear that they apply to the logical vocabulary since terms in the logical vocabulary generally *are* definable” (Fodor 1990b: 110f).

Der Fortgang des Textes macht klar, daß Fodor es nicht nur für keine ausgemachte Sache hält, daß ein Anti-Atomismus bezüglich der durch die logischen Konstanten ausgedrückten Begriffe verheerende holistische Konsequenzen hat, sondern daß er vielmehr annimmt, daß genau dies *nicht* der Fall ist. Bezieht man all das auf Argument A, so er-

gibt sich, daß Fodor der Meinung sein muß, daß die problematische Prämisse 2 – der Quine-Slogan – für die logischen Konstanten *nicht* gilt.²⁵⁸

Die Wichtigkeit der Argumente für Fodors eigene Position. Gehen wir noch einmal einen Schritt zurück. Ich möchte zum Abschluß erklären, warum Fodors Angriff auf das Standard-Bild so wichtig für seine eigene Position ist. Der Zusammenhang wird deutlich, wenn Fodor selbst die Ziele beschreibt, die er mit *Concepts* verfolgt:

“There is a Sort of Cosensus about concepts in cognitive science: that they are typically complex, and that they are (in part at least) epistemically individuated (i.e. constituted by their inferential roles and /or by their conditions of warranted application). *Concepts* had three things in mind to do about this: (i) suggest how widely the effects of SC [the “Sort of Cosensus”] manifest themselves; (ii) make a case that the arguments for SC are, in fact, surprisingly thin and porous; (iii) begin the task of onstructing an alternative model of concepts, based on an atomistic version of Informational Semantics. [...] [T]he motivation for (iii) consists largely of (ii) [...]” (Fodor 2000a: 350).

Der Punkt, auf den ich hinaus will, ist dieser: Fodors Position ist *prima facie* unplausibel. Das sieht Fodor selbst auch so. Was für seine Position spricht, sind in erster Linie die Schwierigkeiten der Alternative, also die Schwierigkeiten des Standard-Bildes. Das beste Argument für den Fodors Atomismus ist deshalb das

Ausschluß-Argument

- (i) Entweder der Atomismus oder der Anti-Atomismus ist wahr.
- (ii) Der Anti-Atomismus ist falsch.
- (iii) Der Atomismus ist wahr.

Deshalb ist es für ihn so wichtig, gegen die intuitiv plausible Position des Anti-Atomisten zu argumentieren – und deshalb steckt er soviel Energie in dieses Unternehmen. Weil Fodors eigene Position *prima facie* so unplausibel erscheint, ist ein gutes Argument *gegen* die anit-atomistische Alternative – das Standard-Bild – das beste Argument *für* seine eigene Position.

²⁵⁸ Tatsächlich hat auch Quine selbst den logischen Konstanten einen besonderen Status zugebilligt – vgl. § 4.2.2.

4.2 Quines Herausforderung

In diesem Abschnitt werde ich versuche, Quines skeptische These bezüglich der Idee der Analytizität dingfest zu machen. Am Ende der Diskussion werde ich die entsprechenden Konsequenzen bezüglich Argument A ziehen.

Paul Boghossian hat vor einigen Jahren eine Arbeit über Analytizität veröffentlicht, in der er versucht, die Idee, entgegen dem – vor allem in Amerika – noch immer von Quine geprägten philosophischen *mainstream*, wieder salonfähig zu machen.²⁵⁹ Boghossians Gründe, sich gegen Quine zu stellen, sind zum Teil verschieden von meinen, und seine Argumente finde ich nicht immer überzeugend. Weil Boghossians Arbeit in den letzten Jahren so einflußreich geworden ist, werde ich dann und wann einen kritischen Seitenblick auf sie werfen.

4.2.1 Die Idee der Analytizität

Die Frage, welches denn *das* philosophische Verständnis der Wörter “analytisch” und “synthetisch” sei, macht strenggenommen wenig Sinn. Es verhält sich hier wie bei den meisten anderen philosophischen Termini: Es gibt schlicht und ergreifend keinen einheitlichen Gebrauch, aus dem sich eine einheitliche Bedeutung ableiten könnte. Doch trotzdem es nicht *den* (philosophischen) Begriff von Analytizität gibt, gibt es doch eine philosophische *Idee* der Analytizität – welche die unterschiedlichen Begriffe verbindet.²⁶⁰

Der *Inhalt* der Idee der Analytizität ist maßgeblich geprägt durch Kants berühmte Definition in der Einleitung zur *Kritik der reinen Vernunft*. Hier ist sie:

“In allen Urteilen, Worinnen das Verhältnis eines Subjekts zum Prädikat gedacht wird, ist dieses Verhältnis auf zweierlei Art möglich. Entweder das Prädikat B gehört zum Subjekt A als etwas, was in diesem Begriffe A (versteckter Weise) enthalten ist; oder B liegt ganz außer dem Begriff A, ob es zwar mit demselben in Verknüpfung steht. Im ersten Fall nennen ich das Urteil analytisch, in dem anderen synthetisch” (Kant 1781: B 10).

Das möge auch uns als erste Verständigung dienen. Allerdings möchte ich die Prädikate “analytisch” und “synthetisch” – im Unterschied zu Kant – von Anfang an so verstanden wissen, daß sie auch auf *Sätze* (und nicht nur auf *Urteile*) zutreffen.

²⁵⁹ Boghossian 1997.

²⁶⁰ Zur Unterscheidung zwischen Ideen und Begriffen siehe § 0.2.2.

Um die Idee der Analytizität etwas deutlicher hervortreten zu lassen, folgen einige Beispiele. Ich beginne mit einigen traditionell unstrittigen Beispielen für analytische Sätze (also solchen, die von mehr oder weniger jedem, der bereit ist, die Unterscheidung überhaupt anzuerkennen, als analytisch klassifiziert würden).:

- (1) Entweder Brutus tötete Cäsar, oder Brutus tötete Cäsar nicht.
- (2) Cäsar ist identisch mit Cäsar.
- (3) Es gibt keinen Barbier, der allen Barbieren die Haare schneidet, die sich selbst nicht die Haare schneiden.²⁶¹
- (4) Junggesellen sind unverheiratet.

Es folgen einige ebenso unstrittige Beispiele für synthetische Sätze:

- (5) Heute ist Dienstag.
- (6) Wasser besteht aus Sauerstoff und Wasserstoff.
- (7) Onkel Wilfried ist Junggeselle.
- (8) Bananen sind gelb.
- (9) Die Kraft eines Körpers ist gleich dem Produkt seiner Masse und seiner Beschleunigung.

Zu den traditionell strittigen Fällen gehören

- die Sätze der *Arithmetik*: Kant zählte sie zu den synthetischen, Frege und (mehr oder weniger) die ganze Tradition nach ihm zählte sie zu den analytischen.
- die Sätze der *Geometrie*: Kant und Frege hielten sie beide für synthetisch. Die Philosophen des Wiener Kreises und die meisten ihrer Nachfolger widersprachen.

Heute glauben die meisten Philosophen, daß sowohl die Sätze der Arithmetik als auch die der Geometrie analytisch sind (sofern sie glauben, daß es überhaupt analytische Sätze gibt). Das zeigt, daß die Kantische Prägung den *Inhalt*, aber nicht den *Umfang* der heute gängigen Idee betrifft: Kants *Anwendung* der Idee unterscheidet sich nämlich – wie Arithmetik und Geometrie zeigen – ganz erheblich von der heute üblichen.²⁶²

Quines “*Two Dogmas of Empiricism*” (1951) – im folgenden: *TD* – steht bis heute im Mittelpunkt der Debatte über die Idee der Analytizität. Quine macht gleich zu Beginn seiner Arbeit einen großen Sprung von der Kantischen Definition von “analytisch” hin

²⁶¹ Über einen Satz wie (3) hat natürlich zu Kants Zeiten niemand nachgedacht. Aber natürlich wäre (3) traditionell als analytisch klassifiziert worden, wenn die Russell-Paradoxie bereits bekannt gewesen wäre.

²⁶² Kant glaubte, die Sätze von Arithmetik und Geometrie seien *synthetisch a priori*. (Die Idee der Apriorität habe ich in einem Appendix zu Kapitel 3 erläutert.) Neben diesen stufte er auch Grundprinzipien der Naturwissenschaften als synthetisch a priori ein. Dieser Klassifikation würde heute fast niemand mehr zustimmen.

zu derjenigen Formulierung, die ihm im Verlauf des Textes immer wieder als unstrittiger Bezugspunkt dienen wird:

“Kant’s intent, evident more from the use he makes of the notion of analyticity than from his definition of it, can be restated thus: a statement is analytic when it is true by virtue of meaning and independently of fact” (Quine 1951: 21).

Das intuitive Bild, das hinter dieser Explikation steckt, erläutert Quine so:

“It is obvious that truth in general depends on both language and extralinguistic fact. The statement ‘Brutus killed Caesar’ would be false if the world had been different in certain ways, but it would also be false if the word ‘killed’ happened rather to have the sense of ‘begat’. Thus one is tempted to suppose in general that the truth of a statement is somehow analysable into a linguistic component and a factual component. Given this supposition, it next seems reasonable that in some statements the factual component should be null; and these are the analytic statements” (Quine 1951: 36f).

Daß *das* die traditionelle Idee der Analytizität einfängt – daran hat auch Quine keine Zweifel. Seine These ist, daß wir *von hier aus* keine weiteren Erklärungen geben können. Quine fixiert hier die intuitive Idee, von der er dann behaupten wird, sie sei keiner wissenschaftlich brauchbaren Explikation zugänglich. Es ist wichtig, den Stellenwert der “Explikation” von “analytisch”, die Quine selbst gibt, nicht aus dem Augen zu verlieren.

Mit Quine glaube ich, daß das Bild, das er hier zeichnet, den Kern der Idee der Analytizität einfängt. Ich definiere daher das Prädikat “analytisch” *ohne* irgendein qualifizierendes Adjektiv in genau diesem Sinne.

Definition: Der Satz *s* ist genau dann *analytisch*, wenn der Wahrheitswert von *s* allein von den ihn betreffenden *semantischen* Tatsachen abhängt (und nicht von irgendwelchen anderen Tatsachen).

Hier sind einige Erläuterungen angebracht.

Erstens. Der Klammerzusatz ist natürlich redundant; er dient nur der Verdeutlichung.

Zweitens. Der Einfachheit halber weiche in einem Punkt von Quine (und den meisten Philosophen in der Tradition vor ihm) ab. Meiner Definition zufolge kann es auch *falsche* analytische Sätze geben. Das scheint mir in vielerlei Hinsicht praktischer zu sein.

Drittens. Quine spricht an der oben angeführten Stelle von den *sprachlichen* Tatsachen, die für die Wahrheit eines Satzes (mit)verantwortlich seien. Ich spezifiziere jene Tatsachen in meiner Formulierung genauer als *semantische* Tatsachen. Es sollte intuitiv

klar sein, daß “semantisch” hier *nicht* rein extensional verstanden werden darf – d.h. es darf nicht so verstanden werden, als ginge es allein um die Beziehungen zwischen Ausdrücken und dem, was sie denotieren bzw. als Extension haben.²⁶³

Viertens. Der hier eingehende Relation der Abhängigkeit läßt sich wohl so explizieren: Der Wahrheitswert von *s* ist genau dann abhängig von der Klasse von Tatsachen *K*, wenn *K* wenigstens ein Element enthält, von dem gilt: Wenn es nicht bestehen (existieren) würde, so hätte *s* nicht den Wahrheitswert, den *s de facto* hat.

Um noch einmal kurz Klarheit über die dialektische Situation zu schaffen: Quine ist der Meinung, daß die Idee der Analytizität, so wie ich sie oben festgehalten habe, keiner Explikation zugänglich ist. Ich werde im Verlauf dieses Abschnitts versuchen, deutlich zu machen, worin Quines Skrupel eigentlich genau bestehen, und ich werde im nächsten Abschnitt dafür argumentieren, daß es wenigstens einen Kandidaten für eine Explikation der Idee von Analytizität gibt, der möglicherweise gegenüber Quines Angriff verteidigt werden kann. Das ist der Begriff der Carnap-Analytizität, den ich in § 3.2.2 eingeführt habe.

4.2.2 Boghossian über “Two Dogmas”

In der Einleitung zu diesem Abschnitt habe ich Boghossians Arbeit über Analytizität erwähnt. In diesem Paragraphen möchte ich auf seine Thesen bezüglich Quines Kritik eingehen. Quine-Interpretationen in Boghossians Stil greifen ganz entscheidend zu kurz, doch sie drohen zum Standard zu werden.

Boghossian rekonstruiert Quines Position in seinem Aufsatz *allein aufgrund des blanken Textes von TD*. In *TD* – darin stimme ich Boghossian zu – formuliert Quine seinen Punkt im wesentlichen in zwei Weisen – nämlich (in etwa) in diesen:

A Wir verstehen das Wort “analytisch” nicht.

B Es gibt keinen Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Sätzen.²⁶⁴

Nimmt man die A-Formulierungen ernst, so gelangt man dazu, Quine folgendes in den Mund zu legen:

Non-Faktualismus: Alle Sätze der Form “Satz *s* ist analytisch” sind weder wahr noch falsch (und zwar deshalb, weil es keine Eigenschaft gibt, die durch solche Sätze zugesprochen wird).

²⁶³ Vgl. § 1.2.1.

²⁶⁴ Siehe Boghossian 1997: 340ff. – Ich halte Boghossians Umgang *mit dem blanken Text von TD* für im Großen und Ganzen angemessen. Meine Kritik wird vielmehr sein, daß der blanke Text von *TD* keinen guten Eindruck von der gesamten Position Quines gibt.

Nimmt man hingegen die **B**-Formulierungen ernst, so gelangt man zu folgender Interpretation:

Fehler-These: Alle Sätze der Form “Satz *s* ist analytisch” sind falsch.

Vor dem Hintergrund des intuitiven Bildes von Analytizität, das ich (zum Teil in Quines eigenen Worten!) im letzten Paragraphen gezeichnet habe, und der offenen Liste von Beispielen, die ich dort angegeben habe, erscheinen beide Thesen auf den ersten Blick in keinsten Weise als einleuchtend. Auch Boghossian selbst weist darauf hin, daß jede der beiden Thesen schon als Interpretationen des blanken Textes von *TD* ihre Nachteile haben. Der zweite Blick bestätigt den Eindruck.

Non-Faktualismus. Wie unplausibel diese These ist, haben schon Grice und Strawson in ihrer Replik auf Quine klar gemacht.

“[I]f a pair of contrasting expressions are habitually and generally used in application to the same cases, *where the cases do not form a closed list*, this is a sufficient condition for saying that there are *kinds* of cases to which the expressions apply; and nothing more is needed for them to mark a distinction” (Grice/Strawson 1956: 198).

Ein weiteres Argument gegen den Non-Faktualismus, das bei Grice und Strawson ebenfalls schon anklingt, hat Boghossian deutlich hervorgehoben: Ein Non-Faktualismus bezüglich Analytizität würde uns auf einen Non-Faktualismus bezüglich Synonymie und letztendlich bezüglich Bedeutung selbst festlegen. Wer die These des Non-Faktualismus unterschreibt, müßte auch annehmen, daß alle Sätze der Form

s bedeutet, daß *p*.

ohne Wahrheitswert sind. Sollen wir den Quine von “Two Dogmas“ wirklich *darauf* festlegen?²⁶⁵

Fehler-These. Ihr widerspricht Quine sogar explizit selbst, und zwar aus einem Grund heraus, der absolut anerkennenswert erscheint: Im Falle von Wörtern, die explizit durch einen Akt der Stipulation definierend in eine Sprache eingeführt wurden, besteht eine Synonymie-Beziehung zwischen jenem Wort und der zur Definition gebrauchten Phrase. Das will auch Quine nicht bestreiten. Er ist in diesem Punkt sogar sehr explizit.²⁶⁶ Wenn aber – sagen wir – $\lceil F \rceil$ und $\lceil G \rceil$ *synonym* sind, dann ist $\lceil \forall x (Fx \leftrightarrow Gx) \rceil$ *analytisch*. Quine räumt also selbst ein, daß es einige analytische Sätze gibt.²⁶⁷

²⁶⁵ Boghossian 1997: 354.

²⁶⁶ Quine 1951: 26.

²⁶⁷ *Dennoch* wird die Fehler-These an vielen Stellen des Texten zumindest extrem nahegelegt. Boghossians Weg, Quine hier keine allzu offensichtliche Inkohärenz unterstellen zu müssen, wirkt *ad hoc* (siehe Boghossian 1997: 342). – Ich zähle es zu den Vorteilen der im nächsten Paragraphen vorgeschlagenen Interpretation, daß sie diese Spannung aufzulösen vermag.

Es stellt sich die Frage: Sollten wir Quine wirklich entweder einen Non-Faktualismus oder eine Fehler-These bezüglich Analytizität unterstellen? Keine der beiden Interpretationen wäre besonders freundlich – und die Unfreundlichkeit einer Interpretation spricht *prima facie* gegen sie.²⁶⁸ Ich schlage vor, *jenseits* von *TD* nach einer besseren Quelle für eine bessere Quine-Interpretation zu suchen. Führen wir uns eine simple historische Tatsache vor Augen: Als Quine 1951 *TD* schrieb, war ihm die Idee der Analytizität vielleicht klarer als irgendjemandem sonst. Dennoch ist es kein Wunder, daß vieles von dem, was Quine damals schrieb, im Zuge der seit einem halben Jahrhundert andauernden Debatte inzwischen nicht mehr in jeder Hinsicht kohärent und mitunter schwer verständlich erscheint. Wäre das nicht so, würde es sehr gegen die Produktivität der Debatte sprechen! Natürlich sehen wir die Dinge heute differenzierter als Quine damals, als er den Text schrieb, der die Debatte überhaupt erst in Gang setzte. Und natürlich hat auch Quine selbst in den Jahrzehnten nach der Veröffentlichung von *TD* dazugelernt. Das schlägt sich (erwartungsgemäß) in den Formulierungen seiner späteren Schriften zu diesem Thema nieder. Wer wissen will, worin Quines Herausforderung wirklich besteht, sollte sich nicht mit ihrer ersten Formulierung in *TD* zufrieden geben, sondern in Betracht ziehen, wie Quine seinen Angriff später präzisiert und ausgebaut hat. Genau das werde ich im nächsten Paragraphen versuchen.

4.2.2 Eine plausiblere Interpretation

Quines tatsächliche Position scheint mir wesentlich differenzierter zu sein als das, was Boghossian als mögliche Interpretationen von *TD* anbietet. Ich werde Quines Position als ein Duo von Thesen rekonstruieren: Ich werde ihm eine harmlose und eine skeptische These unterstellen.

Die harmlose These. Es ist m.E. wichtig, sie vor dem Hintergrund der in der Einleitung zu dieser Arbeit getroffenen Unterscheidung zwischen intuitiven Ideen und theoretischen Begriffen zu rekonstruieren.²⁶⁹ Nur diese Differenzierung kann verständlich machen, warum Quine, *entgegen der beiden von Boghossian angebotenen Thesen, nichts intuitiv Offenkundiges bestreitet.* Hier ist Quine selbst:

²⁶⁸ Die Dialektik von Boghossians Aufsatz ist so angelegt, daß er sich zwischen den beiden Interpretationen nicht zu entscheiden braucht. Ich halte allerdings auch die Auffassung, wenigstens eine der beiden Thesen müsse doch wohl das wiedergeben, was Quine im Sinn hatte, für mehr als zweifelhaft.

²⁶⁹ Boghossian macht diese Unterscheidung nicht.

“Analyticity undeniably has a place at a common-sense level [...]. My threadbare bachelor example is one of many undebatable cases” (Quine 1991: 270).²⁷⁰

Das ist der eine – der harmlose – Pol von Quines Position. Ich schlage vor, ihn so festzuhalten:

Quines harmlose These: Es gibt eine intuitive Idee von Analytizität. Wer das Wort “analytisch” im Sinne dieser Idee gebraucht, sagt z.B. mit “‘Junggesellen sind ledig’ ist ein analytischer Satz” etwas *Wahres*. (Analoges gilt für die anderen mit der Idee der Bedeutung verknüpften Ideen.)

Wenn Quine sich selbst richtig versteht, und auch er somit nicht bestreitet, was *prima facie* extrem plausibel erscheint, dann kommt *keine* der beiden Thesen, die Boghossian als mögliche Interpretationen des blanken Textes von *TD* vorschweben, als Rekonstruktion der tatsächlichen Quineschen Position in Frage. *Die harmlose These impliziert die Falschheit von beidem: Non-Faktualismus und der Fehler-These.*

Die skeptische These. Wenn wir also einräumen, daß Quine nichts Offensichtliches bestreitet – was ist denn nun seine Kritik? Der kritische Pol von Quines Position läßt sich m.E. auf die folgende These bringen:

Quines skeptische These, erste Fassung: Es gibt keinen *wissenschaftlich brauchbaren* Begriff, durch den sich die intuitive Idee von Analytizität explizieren ließe. (Dasselbe gilt für die anderen intensionalen Begriffe.)

Was auch immer Quines *generelle* Bedingungen für die wissenschaftliche Brauchbarkeit eines Begriffs (bzw. eines Prädikats) sein mögen; – für den Fall eines möglichen Explans von “analytisch” (und den anderen intensionalen Prädikaten)²⁷¹ laufen sie auf folgendes hinaus:

Bedingung der wissenschaftlichen Brauchbarkeit: Ein solches Prädikat (bzw. der durch es ausgedrückte Begriff) ist nur dann wissenschaftlich brauchbar, wenn sich aus ihm behaviorale Kriterien für seine korrekte Anwendung (“detectable features of verbal behaviour” (Quine 1960: 66)) ergeben.

Warum hält Quine die Bedingung der wissenschaftlichen Brauchbarkeit für einschlägig? – Ich nehme an, daß er aus wenigstens zwei Gründen auf behaviorale Kriterien insistiert.

²⁷⁰ Daß es sich bei dieser Aussage um keine reine Altersweisheit handelt, fördert ein Blick in *Word and Object* zutage. In § 14 räumt Quine ein, daß wir deutliche Intuitionen für eine Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Sätzen haben, und daß der Junggesellen-Satz von uns intuitiv klarerweise als analytisch eingeordnet wird. Quine dazu: “The intuitions are blameless in their way [...]” (Quine 1960: 67).

²⁷¹ Siehe § 1.4.4.

Der eine Grund ist, daß das Vorliegen solcher Kriterien erkennbar, überprüfbar und daher (im Prinzip) wissenschaftlich verwertbar ist. Behaviorale Kriterien sind – relativ – *operationale* Kriterien. Aus demselben Grund kann Quine, der die Philosophie ja für den verlängerten Arm der empirischen Wissenschaft hält, bei Begriffen jedweder Art auf Explikationen drängen, die überprüfbare Anwendungskriterien beinhalten. Der zweite Grund ist spezieller; er bezieht sich direkt auf die Natur der hier in Frage stehenden Begriffe. In der folgenden Passage wird er deutlich:

“Repudiation of the first dogma, analyticity, is insistence on empirical criteria for semantic concepts: for synonymy, meaning. Language is learned and taught by observing and correcting verbal behaviour in observable circumstances. There is nothing in linguistic meaning that is not thus determined” (Quine 1991: 272).²⁷²

Rufen wir uns noch einmal die Kriterien für eine gelungene Explikation ins Gedächtnis, die ich in der Einleitung zu dieser Arbeit angegeben hatte. Wenn wir diese sowie Quines Bedingung für die wissenschaftliche Brauchbarkeit eines Begriffs voraussetzen, gelangen wir zur folgenden Formulierung der skeptischen These:

Quines skeptische These, zweite Fassung: Es gibt für die Idee der Analytizität (und die anderen intensionalen Ideen) keinen Kandidaten für ein Explanans, welches die beiden folgenden Bedingungen erfüllt:

- (i) Es enthält generell anwendbare behaviorale Kriterien seiner korrekten Anwendung.
- (ii) (a) Es hat in etwa denselben Umfang wie die Idee der Analytizität.
(b) Es hat einen Inhalt, der mit dem vagen Inhalt der Idee harmoniert.

Eine Differenzierung. Klausel (i) enthält eine Differenzierung, die ich noch nicht erläutert habe. Der Grund, warum ich Quine hier *generell anwendbare* Kriterien fordern lasse, ist dieser: Quine sagt gelegentlich, daß es sehr wohl einige klare Fälle von Analytizität gäbe, wie z.B. an der folgenden Stelle:

“Elementary logic and the bachelor example *are* clear enough cases, but there is no going on from there. [...] Beyond its manifest cases I find analyticity less help than hindrance” (Quine 1991: 271, vgl. auch 1954: 122).

²⁷² “One quickly identifies certain seemingly transparent cases of synonymy, such as ‚bachelor‘ and ‚man not married‘, and senses the triviality of associated sentences such as ‚No bachelor is married‘. Conceivably the mechanism of such recognition, when better understood, might make the basis of a definition of synonymy and analyticity in terms of linguistic behaviour. [...But] I see no reason to expect that the full-width analyticity which Carnap and others make such heavy demands upon can be fitted in such foundation in even an appropriate way” (Quine 1954: 122).

Hiermit legt sich Quine auf die Annahme fest, daß operationale Kriterien für Analytizität gibt, die *zumindest einige Sätze* als klarerweise analytisch (oder eben nicht) ausweisen. (Wie sollte er sonst den zuerst zitierten Satz rechtfertigen?) – Quine scheint folgendes zu denken: Es gibt Klassen von Sätzen, hinsichtlich derer sich tatsächlich ein operationales Kriterium zur Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Sätzen *innerhalb dieser Klasse* angeben läßt. Aber das ist eben auch *nur* für einige besondere Sorten von Sätzen der Fall. Wir haben kein Kriterium, mit dem wir Sätze *generell* in analytische und synthetische sortieren könnten.

Quine erkennt offenbar drei Sorten von Ausdrücken an, deren bedeutungskonstitutive (und also analytische) Sätze durch ein empirisches Kriterium ziemlich leicht und ohne nennenswerten Graubereich aussortiert werden können.

- Durch Stipulation eingeführte Ausdrücke wie z.B. “1 km”.
- Die Konstanten der elementaren Logik.²⁷³
- Einige weitere Prädikate wie z.B. “Junggeselle”.

Deshalb lasse ich Quines Klausel (i) ein *generell anwendbares* behaviorales Kriterium fordern. Wir werden später sehen, daß diese Präzisierung folgenreich sein wird.

Zur hermeneutischen Angemessenheit. Der hermeneutische Ausgangspunkt von Boghossian ist, daß Quine in *TD* Formulierungen wie diese gebraucht:

A Wir verstehen das Wort “analytisch” nicht.

B Es gibt keinen Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Sätzen.

Steht das nicht im Widerspruch zu meiner Interpretation? – Nein. M.E. meinte Quine damals mit jenen Formulierungen nichts anderes als das, oder wäre jedenfalls inzwischen bereit, die folgenden Formulierungen zu akzeptieren:

A* Wir verstehen das Wort “analytisch” nicht auf eine wissenschaftlich brauchbare Weise; wir können unser alltägliches Verständnis dieses Wortes nicht durch ein wissenschaftlich brauchbares (d.i. hier behaviorales) Verständnis untermauern (bzw. explizieren).

B* Wir können den Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Sätzen nicht anhand behavioraler Kriterien fassen.

Soviel zu meiner Verteidigung.

²⁷³ Die elementare Logik ist die klassische Aussagen- und Prädikatenlogik. In Quine 1954 diskutiert er die Unterschiede zwischen elementarer Logik und Mengentheorie im Hinblick auf unser Thema. – Hier zeigt sich, daß Fodor sich in Quines Fußspuren bewegt, wenn er die Bedeutungen der logischen Konstanten von seinem radikalen begriffliche Atomismus annimmt. Vgl. § 4.1.4.

Hier ist ein positives hermeneutisches Argument. Wenn wir Quine so verstehen, wie ich es vorschlage, können wir ein hermeneutisches Rätsel lösen, das *TD* aufgibt: Wie kann Quine einerseits Satz A unterschreiben, und andererseits der Meinung sein, daß durch stipulativen Definitionen klare Fälle von Analytizität erzeugt werden? – Boghossian hat keine Antwort auf diese Frage. Er muß Quine (auch hier) einen *offenkundigen* Fehler unterstellen. Wenn wir A aber so interpretieren, wie ich vorschlage, besteht hier keine Inkonsistenz mehr. Mehr noch: Meine Interpretation *erklärt*, warum Quine Sätze, die auf stipulative Definitionen beruhen, für klarerweise analytisch hält. Der Grund ist, daß wir in diesen Fällen tatsächlich behaviorale Kriterien für die Analytizität der fraglichen Sätze haben: den Akt der Stipulation selbst.

So weit, so gut. Ich werde hier nicht weiter für Thesen über Quines geistige Zustände um 1950 herum argumentieren. Ich habe versucht, seine Position so stark und interessant wie möglich zu machen. Wenn mir das einigermaßen gelungen sein sollte, wäre es allemal Grund genug, die Sache zu diskutieren – ob sie nun Quines ist, oder nicht.

Die skeptische These und die verschiedenen Explikationsvorschläge. Die zweite Formulierung der skeptischen These Quines ist besonders brauchbar, denn sie läßt ihr kritisches Potential klar hervortreten. Sie macht deutlich, wie Quine zu den verschiedenen Explikationsversuchen steht:

- Begriffe wie Frege- oder Carnap-Analytizität erfüllen in Quines Augen (vielleicht) (ii), aber nicht (i).
- Reiz-Analytizität, Quines eigene “strictly vegetarian imitation” (1960: 67), erfüllt in seinen Augen (i), aber nicht (ii).

Konzentrieren wir uns auf Frege- und Carnap-Analytizität. Die zweite wichtige und überaus einflußreiche (und noch schwierigere) Arbeit Quines in diesem Bereich ist “*Carnap and Logical Truth*” (im folgenden: *CLT*) – sein Beitrag zu dem seinem Freund Carnap gewidmeten Schilpp-Band. Während Quine in *TD* – in erster Linie – zu zeigen versucht, daß der Begriff der *Frege-Analytizität* (i) nicht erfüllt ist, versucht er in *CLT* vom Begriff der *Carnap-Analytizität* zu zeigen, daß auch dieser an (i) scheitert.

Ich hatte den Begriff der Frege-Analytizität im dritten Kapitel in einem Zusammenhang mit dem LEGO-Modell von Begriffen eingeführt. Der Begriff leidet unter Problemen, welche die Probleme des LEGO-Modells auf der sprachlichen Ebene spiegeln. Frege-Analytizität ist für mich daher aus ganz anderen Gründen kein Kandidat für eine umfassende Explikation der Idee von Analytizität.²⁷⁴ – Aus diesem Grund werde ich Quines Argumentation gegen Frege-Analytizität, also seine Argumentation in *TD*, nicht

²⁷⁴ Vgl. den ersten Abschnitt von Kapitel 3.

verfolgen. Was mich interessiert ist, wo Quine die Probleme für eine Explikation von “analytisch” als “Carnap-analytisch” sieht. Dieser Frage ist der nächste Abschnitt gewidmet.

4.2.4 Ist Argument A überzeugend?

Bevor ich mich Quines Herausforderung stellen werde, werde ich die Dialektik mit Fodor zu einem (vorläufigen) Ende bringen. In diesem Paragraphen möchte ich einer ganz anderen Frage nachgehen: In § 4.1.3 haben wir gesehen, daß die zweite Prämisse von Argument A – das, was ich als den “Quine-Slogan” bezeichnet habe – nichts anderes sein soll, als Quines skeptische These bezüglich Analytizität. Wir haben jetzt drei verschiedene Thesen darüber, was eigentlich Quines skeptische These ist: Non-Faktualismus, die Fehler-These und das, was ich selbst für Quines skeptische These halte. Wird aus Argument A bei einer dieser Interpretationen des Slogans ein überzeugendes Argument? Anders gefragt: Läßt sich daraus, daß manche inferentiellen Liaisons bedeutungskonstitutiv sind und einer der drei Interpretationen des Slogans schließen, daß sie es alle sind? – Nein. Hier sind meine Gründe für diese negative Antwort.

Non-Faktualismus und Fehler-Theorie. Beide Interpretationen Quines skeptischer These machen als zweite Prämisse von Argument A *absolut keinen Sinn*. Sie sind beide aus demselben einfachen Grund tabu: *Sie implizieren, daß (P1) falsch ist*. Der Grund ist relativ leicht zu sehen. Hier ist er: Die erste Prämisse von Argument A, die These des Anti-Atomismus impliziert offensichtlich:

Es gibt bedeutungskonstitutive inferentielle Liaisons.

Das, und also auch die erste Prämisse von Argument A, impliziert

Es gibt analytische Sätze.

Aber: Sowohl aus der These des Non-Faktualismus als auch aus der Fehler-These folgt, daß es keine analytischen Sätze gibt. Dieses Resultat ist fatal: Lesen wir die zweite Prämisse im Sinne einer der beiden von Boghossian angebotenen Quine-Interpretationen, bekommen wir eine *intern inkohärente* Lesart von Argument A.²⁷⁵ Anders gesagt – die folgenden drei Annahmen sind inkonsistent:

²⁷⁵ Auf diesen Punkt, und die Spannung, die er möglicherweise in Quines Position nach sich zieht, machen Fodor und Lepore (1992: 25) aufmerksam.

- Als zweite Prämisse von Argument A fungiert Quines skeptische These – was immer das sein mag.
- Quines skeptische These ist entweder ein *Non-Faktualismus* oder eine *Fehler-These*.
- Argument A ist nicht intern inkohärent.

Sofern wir den Quine-Slogen im Sinne des Non-Faktualismus oder der Fehler-These lesen, erhalten wir eine Lesart von Argument A, die wohl kaum einen Anti-Atomisten zum extremen Holismus zwingen wird.²⁷⁶

Meine eigene Quine-Interpretation. Das zuletzt gewonnene Ergebnis ist fatal für alle, die eine von Boghossians Quine-Interpretationen teilen, und auf der Basis dessen im Stil von Argument A argumentieren möchten. Doch Boghossians Quine-Interpretationen sind – wie ich versucht habe zu zeigen – ohnehin schlecht begründet. Die von mir vorgeschlagene Interpretation ist, so hoffe ich, sowohl der Sache nach als auch als Quine-Interpretation wesentlich plausibler.

Es stellt sich die Frage: Was passiert mit Argument A, wenn wir meine Lesart von Quines skeptischer These als Interpretation der zweiten Prämisse wählen? – Sicher scheint mir zumindest dies zu sein: Argument A ist auch unter dieser Interpretation alles andere als überzeugend.

Konklusion. Ich erinnere hier noch einmal an das, was ich in § 4.1.3 gesagt hatte:

P₁ folgt aus jeder Spielart des Standard-Bildes von Begriffen. Wenn also P₂ so interpretiert werden kann, daß P₂ (a) von einem Vertreter des Standard-Bildes plausiblerweise akzeptiert werden sollte, und (b) Argument A unter der relevanten Interpretation von P₂ schlüssig ist, dann kann die Prämisse (i) des Realismus- und des Kompositionalitäts-Arguments durch Argument A gestützt werden.

Ich habe unter den Interpretationen von Quines skeptischer These *keinen* Weg gefunden, P₂ auf die hier beschriebene Art zu interpretieren. Gibt es – unabhängig von Quine – eine Interpretation, welche die Anforderungen erfüllen könnte? Ich sehe keine. – Es sieht so aus, als fände sich keine Möglichkeit, Argument A in ein schlüssiges und überzeugendes Argument zu verwandeln. Infolgedessen sehe ich auch keine Möglichkeit, (i), die jeweils erste Prämisse der beiden Fodorschen Argumente gegen das Standard-Bild, zu stützen.

²⁷⁶ Unter den beiden hier angesprochenen Interpretationen ist Argument A strenggenommen schlüssig. Da die Prämissen einen Widerspruch enthalten, ist es unmöglich, daß die Prämissen wahr sind während die Konklusion falsch ist. Aber natürlich macht die *Schlüssigkeit* das Argument in diesem Falle nicht zu einem *überzeugenden* Argument.

Erstaunlicherweise waren sich auch Fodor und Lepore einmal sehr unsicher bezüglich der Schlüssigkeit von Argument A. In einer 1991 veröffentlichten Arbeit kommentierten sie das Argument noch so:

“There are, we think, lots of reasons to disapprove of this way of defending [extreme] semantic holism” (Fodor/Lepore 1991: 153).

Die Dialektik des 1992 erschienenen *Holism*-Buches ist, wie ich erklärt habe, vollständig von der Schlüssigkeit von Argument A abhängig.

Wenn Argument A nicht zeigt, was es zeigen soll, es keinen “Ersatz” für dieses Argument gibt, und sich Prämisse (i) infolgedessen tatsächlich nicht plausibel machen läßt, dann ergibt sich aus dem Standard-Bild nicht zwangsläufig das Schreckgespenst, das Fodor an die Wand malt: der extreme Holismus. Folglich kommen die beiden Argumente, *so wie Fodor sie präsentiert*, erst gar nicht in Gang. Es sieht aus, als könnte der Vertreter des Standard-Bildes ruhig schlafen.

Aber vielleicht sieht es auch nur so aus. Vielleicht gibt es Argumente in der Nachbarschaft von denen Fodors, die besser sind. Das könnte deshalb der Fall sein, weil möglicherweise nicht allein der *extreme* Holismus, auf den der Vertreter des Standard-Bildes, wie wir sahen, offenbar nicht verpflichtet ist, in die von Fodor ausgemachte Sümpfe führen – vielleicht genügt dazu schon ein moderater Holismus, einer der sich auf ganz natürliche Weise aus dem Standard-Bild ergibt. *Das* wird das Thema des nächsten Kapitels sein...

Vorher werde ich nun versuchen, die Hypothek einzulösen, die ich im dritten Kapitel aufgenommen habe. Ich werde versuchen, den Begriff der Carnap-Analytizität gegen Quines Kritik zu verteidigen.

Zum Schluß sei mir ein Wort zur gegenwärtigen philosophischen Diskussionskultur gestattet. Den üblichen Gebrauch des Slogans “There is no principled a/s-distinction” halte ich für einen Skandal. Klar ist (mir) eigentlich nur, daß kaum ein Diskussions Teilnehmer dasselbe damit verbindet, wie irgendein anderer. *Was* jeweils gemeint ist, bleibt fast immer schleierhaft. Kaum jemand versucht, Quines skeptische These wirklich rekonstruieren, oder (unabhängig von Quine) einfach klar zu sagen, was mit dem Slogan gemeint sein soll. Ein kuriose Ergebnis solcher Unklarheit ist, daß *ein- und dasselbe* Argument – nämlich Argument A – von Fodor und Lepore für *offensichtlich schlüssig* gehalten und als Grundlage der Argumentation eines ganzen Buches verwendet wird (1992: 23-32), während Boghossian just dieses Argument als *offensichtlichen Fehlschluß* ablehnt (1997: 355).

4.3 Empirische Kriterien für Analytizität

Bisher habe ich Quines Position bezüglich Analytizität nur auf einer sehr allgemeinen Ebene rekonstruiert. In diesem Abschnitt werde ich sie auf den Begriff der Carnap-Analytizität im Speziellen anwenden. Ich werde versuchen aufzuzeigen, warum Quine diesen (von mir favorisierten) Begriff als Explikationsvorschlag für die Idee der Analytizität ablehnt, und ich werde versuchen zu zeigen, daß seine Gründe nicht überzeugend sind.

4.3.1 Quine versus Carnap

Um seine skeptische These zu begründen, muß Quine für jeden Explikationskandidaten von “analytisch” zeigen, daß er entweder (i) oder (ii) nicht erfüllt.²⁷⁷ Im Falle von Carnap-Analytizität ist sein Argumentationsziel, zu zeigen, daß dieser Begriff als Explikationskandidat an Bedingung (i) scheitert.

Da ich hier versuchen möchte, die Konzeption der Carnap-Analytizität gegen Quines Angriff zu verteidigen, ich also – contra Quine – behaupten möchte, daß es jedenfalls nicht unplausibel ist, anzunehmen, daß der Begriff der Carnap-Analytizität Bedingung (i) erfüllt, möchte ich Quines Argumente für die gegenteilige Ansicht besonders genau betrachten. Es sei mir deshalb erlaubt, Quine ausführlich zu Wort kommen zu lassen. (Quines Nomenklatur ist etwa ungünstig. Was immer die von ihm sogenannte “linguistic doctrine of logical truth” (LDLT) sonst noch beinhalten mag; aus ihr folgt jedenfalls, daß Carnap-Analytizität eine gute Explikation der Idee der Analytizität ist – und nur das braucht uns hier zu interessieren.)

“[I]f we try to warp the linguistic doctrine of Logical truth into something like an experimental thesis, perhaps a first approximation will run like this: *Deductively irresolvable disagreement as to a logical truth is evidence of deviation in usage (or meanings) of words* [...]

Already the obviousness or potential obviousness of elementary logic can be seen to present an insuperable obstacle to our assigning any experimental meaning to the linguistic doctrine of elementary logical truth [...]

For, that theory now seems to imply nothing that it not already implied by the fact that elementary logic is obvious or can be resolved into obvious steps” (Quine 1954: 105).

Quine erklärt sich selbst später so:

²⁷⁷ Für Quines skeptische These siehe § 4.2.3.

“In ‘Carnap and Logical Truth’ I claimed that Carnap’s arguments for the linguistic doctrine of logical truth boiled down to saying no more than that they were obvious, or potentially obvious – that is, generable from obvieties by obvious steps. I had been at pains to select the word ‘obvious’ from the vernacular, intending it as I did in the vernacular sense. A sentence is obvious if (a) it is true and (b) any speaker of the language is prepared, for any reason or none, to assent to it without hesitation, unless put off being asked so obvious a question” (Quine 1975: 206).

Und in “Epistemology Naturalized” sagt er:

“Es gibt [...] einen Schritt auf eine [analytisch/synthetisch] Unterscheidung hin, der sinnvoll ist: Von einem Satz, der nur aufgrund der Bedeutungen seiner Wörter wahr ist, sollte erwartet werden – zumindest wenn er einfach ist –, daß ihm jeder, der die Sprache der Gemeinschaft fließend beherrscht, beipflichtet. [...]

Mit der Angabe dieser Eigenschaft haben wir natürlich nicht den Begriff der Analytizität expliziert. Die Gemeinschaft würde darin übereinstimmen, daß es schwarze Hunde gegeben hat, doch niemand, der von Analytizität redet, würde dies analytisch nennen. Mit der Verwerfung des Begriffs der Analytizität verzichte ich einfach auf eine Grenze zwischen dem, was ins bloße Verständnis von Sätzen einer Sprache eingeht, und dem, worüber die Gemeinschaft sonst völlig übereinstimmt. Ich bezweifle, daß eine objektive Unterscheidung zwischen Bedeutung und solcher zusätzlicher Information getroffen werden kann, die in der gesamten Gemeinschaft verbreitet ist” (Quine 1969, in der deutschen Ausgabe S. 120 – vgl. auch 1960: 66).

Bezogen auf meine Darstellung von Quines genereller Position ist sein Argument hier dieses: Carnap-analytische Sätze sind potentiell offensichtlich. (Ich setze der kürzeren Formulierung wegen voraus, daß die offensichtlichen Sätze ebenfalls potentiell offensichtlich sind.) Nun gibt es aber außer den Sätzen, die wir intuitiv als “analytisch” klassifizieren würden, noch weitere Sätze, die potentiell offensichtlich sind. Quines Beispiel ist, wie wir sahen: “Es gab schwarze Hunde”.²⁷⁸ Es stellt sich somit

Quines skeptische Frage bezüglich Carnap-Analytizität: *Anhand welcher behavioraler Kriterien lassen sich Carnap-analytische Sätze von anderen potentiell offensichtlichen Sätzen unterscheiden?*

Quines *Herausforderung* besteht im Stellen dieser Frage. Sie deutet auf eine Bringschuld jedes Verfechters von Carnap-Analytizität als Explikation der intuitiven Idee der

²⁷⁸ Quine hat denselben Satz schon 1960 in *Word and Object* (an der oben angegebenen Stelle) verwendet. Das Präteritum scheint er zu wählen, weil er denkt, man könnte vielleicht zögern, dem Satz im Präsens zuzustimmen, weil ja inzwischen alle schwarzen Hunde – wie auch immer – verschwunden sein könnten...

Analytizität, der sich auf Quines Standards für wissenschaftlich-philosophische Begriffe einläßt.

Quines *Herausforderung* haben wir zu unterscheiden von seiner *These* – aber die beiden sind natürlich korreliert:

Quines These bezüglich Carnap-Analytizität: Es gibt keine befriedigende Antwort auf die skeptische Frage. Carnap-Analytizität und Offensichtlichkeit lassen sich nicht anhand generell anwendbarer experimentell zu überprüfender – und d.h. hier: behavioraler²⁷⁹ – Kriterien voneinander unterscheiden.

Wir können seine These auch so fassen: Sätze der Form

CA Der Satz *s* ist Carnap-analytisch.

haben nicht mehr experimentell überprüfbare (also behaviorale) Implikationen als die entsprechenden Sätze der Form

O Der Satz *s* ist potentiell offensichtlich.

Quine selbst formuliert seine These auf eine Weise, die vielleicht zunächst verwirrend wirkt:²⁸⁰

“The philosopher, like the beginner in algebra, works in danger of finding that his solution-in-progress reduces to ‘0=0’. Such is the threat to the linguistic theory of elementary logical truth. For, that theory now seems to imply nothing that is not already implied by the fact that elementary logic is obvious or can be resolved into obvious steps” (Quine 1954: 105).²⁸¹

²⁷⁹ “Any acceptable evidence of usage or meaning of words [and, *a fortiori*, for the analyticity of sentences] must reside surely either in the observable circumstances under which the words are uttered (in the case of concrete terms referring to observable individuals) or in the affirmation and denial of sentences in which the words occur” (Quine 1954: 106f).

²⁸⁰ Manchmal gebrauche ich Wendungen wie “Man kann... auch so formulieren:...” recht vage. Die Pünktchen müssen nicht mit Synonymen ausgefüllt sein, damit ein wahrer Satz entsteht. Mir genügt es oft, daß die eingefütterten Sätze vor dem Hintergrund kontextuell einschlägiger Prämissen wechselseitig auseinander folgen.

²⁸¹ Quine spricht hier von logisch wahren Sätzen (vgl. § 3.1.3) bezüglich derer die *LDLT* (also, grob gesagt, die Idee, daß diese Sätze Kraft ihrer Bedeutung wahr sind) nichts substantielles aussagt – und nicht von allen analytischen. Ich hingegen lege ihm die These in den Mund, daß die *LDLT* bezüglich analytischer Sätze im allgemeinen nichts substantielles aussagt. (Daß meine Formulierung oben – jedenfalls für Quine – mit dieser äquivalent ist, werde ich gleich im Haupttext zu zeigen versuchen.) Darf ich das? – Ich denke schon. Quines Argumentationsziel in *CLT* ist ja, anders als in *TD*, nicht die Diskreditierung des Begriffs der Frege-Analytizität, also eines Begriffs, der den der logischen Wahrheit als gegeben voraussetzt. Sein Ziel ist die Diskreditierung des Begriffs der Carnap-Analytizität, also eines Begriffs, der als Explikation für material- wie auch für formal-analytische (d.i. logisch wahre) Sätze gleichermaßen herangezogen werden soll. Das, meine ich, ist Quines generelle Absicht in *CLT*. Im Text selbst beschränkt Quine sich nun in seinen Formulierungen auf Be-

“[T]he doctrine says nothing worth saying about elementary logical truth” (Quine 1954: 107).

An dieser Stelle will Quine, denke ich, tatsächlich nur eine andere Formulierung für die These geben, die ich ihm oben in den Mund gelegt habe. Wir können uns das folgendermaßen zurechtlegen: Nehmen wir einmal an, daß sich die Bedeutung eines Satzes durch die Menge der von ihm implizierten Sätze repräsentieren läßt. Nennen wir den Aspekt der Bedeutung eines Satzes, der durch alle und nur die implizierten Sätze repräsentiert wird, mit denen – im Prinzip – experimentell überprüfbare Aussagen gemacht werden, seine “experimentelle Bedeutung” (“experimental meaning”, Quine 1954: 105).²⁸² Dann läßt sich Quines These auch so formulieren:

Sätze der Form **CA** haben dieselbe experimentelle Bedeutung wie ihre Pendants der Form **O**.²⁸³

Diese Formulierung von Quines These sollte erklären, warum die oben angeführte Stelle nur eine Formulierungsvariante ist.

Im Blick auf Boghossians Text möchte ich hier eines ganz besonders herausstellen: Aus Quines Position bezüglich dessen, was er die “linguistic doctrine of logical truth” nennt, bzw. bezüglich der von Carnap angepeilten Theorie (siehe letzte Fußnote), ergibt sich *nicht*, daß diese Theorie (in Teilen) *falsch* oder gar *weder wahr noch falsch* ist. Im Gegenteil: Aus Quines Position ergibt sich (wie gesagt), daß die Theorie *wahr* ist. Da ihre experimentelle Bedeutung nicht hinausgeht über die der Behauptung, daß analytische Sätze potentiell offensichtlich sind, ist die Theorie *ohne jede erklärende Kraft* (für apriorische Rechtfertigung, Notwendigkeit oder sonst irgendetwas):

“My suggestion is merely that the linguistic doctrine of elementary logical truth leaves explanation unbegun. I do not suggest that the linguistic doctrine is false and some other doctrine of ultimate and inexplicable insight into the obvious traits of reality is true, but only that there is no real difference between these two pseudo-doctrines” (Quine 1954: 106).

hauptungen über (elementare) logische Wahrheiten (was ja auch genügt: Wenn Carnap-Analytizität in Bezug auf diese diskreditiert werden kann, dann *erst recht* in Bezug auf material-analytische Sätze), weil er meint, andernfalls den Boden unter den Füßen zu verlieren: “Elementary logical truth can even be given a narrowly syntactical formulation [...]. But when we would supplement the logical truths by the rest of the so-called analytic truths [...] then we are no longer able even to say what we are talking about” (Quine 1954: 123).

²⁸² Die Sätze, durch die die experimentelle Bedeutung von Sätzen der Form “Satz *s* ist analytisch” festgelegt ist, handeln vom Sprachverhalten von *s*-Benützern; anders als z.B. die experimentelle Bedeutung von Sätzen der Form “*x* hat eine Temperatur von 60 Grad”.

²⁸³ Die Frage, ob Quines These richtig ist, werde ich weiter unten aufwerfen. Hier geht es mir zunächst einmal nur darum, sie und die Art, in der Quine selbst seine These darstellt, zu verstehen – egal, ob sie nun stimmt oder nicht.

Carnap interpretiert Quine (jedenfalls was dessen grundlegendes Anliegen betrifft) in seiner Replik (*CLT* war ja Quines Beitrag zu dem Schilpp-Band für Carnap) und anderswo genauso wie ich:

“The main point of his criticism seems rather to be that the doctrine is ‘empty’ and ‘without experimental meaning’” (Carnap 1963: 917, vgl. aber vor allem auch Carnap 1955).

Argumentative Einbettung. Quines These, daß es keine Antwort auf seine skeptische Frage bezüglich Carnap-Analytizität gibt, liefert ihm die Prämisse für das folgende Argument:

Es gibt es kein behaviorales Kriterium, mit dem sich wahre Carnap-analytische Sätze von anderen potentiell offensichtlich wahren Sätzen abgrenzen ließen.

- ∴ Es gibt überhaupt keine behavioralen Kriterien mit denen sich die Extension von “Carnap-analytisch” angeben ließe.
- ∴ Der Begriff der Carnap-Analytizität erfüllt die Bedingung (i) der skeptischen These nicht.

Das ließe sich nun so zu einem für Quine positiven Ende bringen:²⁸⁴

Der Begriff der Frege-Analytizität erfüllt die Bedingung (ii.a) nicht.

Reiz-Analytizität und dgl. erfüllen die Bedingung (ii.b) nicht.

Es gibt keine weiteren Kandidaten für die Explikation von Analytizität.

- ∴ Quines skeptische These.

Q.E.D.

6.2 Erster Versuch: Apriorität

Machen wir uns noch einmal klar: Wenn es keine Möglichkeit geben sollte, Quines Herausforderung zu begegnen, d.h. wenn seine skeptische Frage unbeantwortet bleiben muß, dann führt ein ziemlich klarer und überzeugender argumentativer Gang zu Quines skeptischer These. Wenn Quines skeptische These aber etabliert werden kann, dann kann ich mein in Kapitel 3 entworfenes Bild von Begriffen nicht durch empirische Kriterien untermauern, denn dazu bin ich auf empirische Kriterien für Carnap-Analytizität angewiesen. Wenn es keine solchen Kriterien geben sollte, dann ist nicht zu sehen, wie

²⁸⁴ Quine hat, soviel ich weiß, bezüglich des Begriffs der Frege-Analytizität niemals so argumentiert, wie ich hier vorschlage. Doch darauf kommt es mir hier nicht an. Ich will ja nur sagen: Er hätte so argumentieren können.

das in Kapitel 3 entworfene Bild naturalistisch gedeutet werden kann (jedenfalls ohne einem extremen Holismus anheim zu fallen)²⁸⁵ Die Lage ist also ernst.

Gibt es eine Möglichkeit, Quines Frage auf zufriedenstellende Weise zu beantworten? Wie kann ein generell anwendbares empirisches Kriterium aussehen, um Carnap-analytische von anderen potentiell offensichtlichen Sätzen abzugrenzen? – Eine Möglichkeit, die einem in den Sinn kommen mag, besteht darin, auf verschiedene Arten der Rechtfertigung zu rekurrieren – etwa durch das folgende Kriterium:

[C-1] Für alle Sätze s :

s ist analytisch $\leftrightarrow \neg (s$ muß im Rekurs auf Erfahrungen gerechtfertigt werden).

Ich denke, es gibt hier ein Problem. Was ist mit Sätzen, die sich *gar nicht* rechtfertigen lassen? Wir sollten durch unsere Theorie der Analytizität nicht ausschließen, daß es sowohl analytische als auch synthetische Sätze gibt, die *rechtfertigungstranszendent* sind.²⁸⁶ Wenn wir aber annehmen, daß “ x muß bla-bla-bla” “ x kann bla-bla-bla” impliziert, dann erfüllt kein rechtfertigungstranszendenter Satz die Klammer hinter dem Negator in [C-1]. Also sind [C-1] zufolge *alle* rechtfertigungstranszendenten Sätze analytisch – ein unerträgliches Resultat.

Das Problem scheint *jedem* Versuch anzuhaften, ein Kriterium für die Analytizität eines Satzes aus einer besonderen Weise der (möglichen) Rechtfertigung abzuleiten. Wenn das stimmt, ist das Problem durch keine Modifikation der rechten Seite zu lösen, die den Geist von [C-1] auch nur ungefähr bewahrt. Ich sehe daher keine andere Möglichkeit, mit dem Problem zu verfahren, außer der radikalen, den Geltungsbereich des ganzen Kriteriums einzuschränken:

[C-2] Für alle *rechtfertigbaren* Sätze s :

s ist analytisch $\leftrightarrow \neg (s$ muß im Rekurs auf Erfahrungen gerechtfertigt werden).

Das ist natürlich ein Rückzug.

Die Frage ist, ob man die rechte Seite von [C-2] tatsächlich erläutern kann, ohne den Begriff der Bedeutung zu verwenden? Um das Ergebnis vorweg zu nehmen: Ich glaube nicht, daß das geht.

Beginnen wir mit der folgenden, harmlos erscheinenden, Umschrift von [C-2]:

²⁸⁵ Das hatte ich in den §§ 3.3.4 und 3.5.3 entwickelt. Um vorzugreifen: Wenn keine Naturalisierung des Netzwerk-Modells möglich ist, dann wird mir später ein wichtiger Punkt in der Auseinandersetzung mit Fodor fehlen. Siehe § 5.2.4.

²⁸⁶ Beispiele für analytische Sätze, die rechtfertigungstranszendent sind, finden sich in der Mathematik. Goldbachs Vermutung ist – vermutlich – ein Kandidat. Ein Beispiel für einen allem Anschein nach synthetischen rechtfertigungstranszendenten Satz ist dieses: “Die Anzahl der Haare auf meinem Kopf ist 532496, aber niemals wird jemand in dieser Annahme gerechtfertigt sein”.

[C-3] Für alle *rechtfertigbaren* Sätze *s*:

s ist analytisch $\leftrightarrow \diamond (s$ wird unabhängig von Erfahrungen gerechtfertigt).

Spätestens jetzt wird deutlich, daß das ganze Unternehmen darauf hinausläuft, *Apriorität* zum Kriterium für die Analytizität rechtfertigbarer Sätze zu machen.²⁸⁷ Das muß natürlich nicht gegen das Unternehmen sprechen. – Also lassen wir uns davon nicht beeindrucken, und fragen, was wir uns vorgenommen hatten: Können wir die rechte Seite von [C-3] erklären, ohne den Begriff der Bedeutung zu gebrauchen?

Das Problem ist der hier eingehende Begriff von Unabhängigkeit. Was kann es heißen, in einer Überzeugung “erfahrungsunabhängig gerechtfertigt” zu sein?²⁸⁸ Im Appendix zu Kapitel 3 habe ich diese Frage diskutiert. Das Ergebnis ist dies: In einer Überzeugung erfahrungsunabhängig gerechtfertigt zu sein, heißt, daß man neben den Erfahrungen, die man machen mußte, um über die in den Gehalt der Überzeugung eingehenden Begriffe zu verfügen, keine *weiteren* Erfahrungen braucht, um in der fraglichen Überzeugung gerechtfertigt zu sein.

Eine Formulierung in diesem Stil müßte rechts in [C-3] eingefüttert werden, wollte man die Rede von Erfahrungsunabhängigkeit weiter erläutern. Das zeigt m.E., daß wir auf der rechten Seite von [C-3] tatsächlich implizit auf Begriffe rekurrieren, die mit dem Begriff der Bedeutung sehr eng verwandt sind – nämlich [Begriff] und [Gehalt]. Ich sehe keine Möglichkeit, diese Begriffe hier zu eliminieren. Daraus ergibt sich die Untauglichkeit von [C-3] als praktikables Kriterium zur empirischen Abgrenzung analytischer Sätze, denn:

- Die Verwendung von [C-3] als Kriterium würde voraussetzen, daß wir bereits wüßten, welche Erfahrungen man (sofern sich das generalisieren läßt – ???) machen muß, um über bestimmte Begriffe zu verfügen (– nämlich diejenigen, die in die Proposition eingehen, die von dem zur Prüfung anstehenden Satz ausgedrückt wird).
- Wir können [C-3] deshalb nicht verwenden, weil es zu weit weg vom beobachtbaren Verhalten von Sprechen ist. Es ist nicht “direkt” empirisch feststellbar, ob die rechte Seite von [C-3] auf einen Satz zutrifft oder nicht.

3. Zweiter Versuch: Sprachverhalten

Der zweite Kritikpunkt an [C-3] ist der entscheidende. (Der erste ist ein Unterpunkt des Zweiten.) Ich werde nun in einem zweiten Anlauf versuchen, ein Kriterium zu präsen-

²⁸⁷ Vgl. den Appendix zum 3. Kapitel.

²⁸⁸ Überzeugungen sind die primären Träger von Rechtfertigung: Die Rechtfertigung für einen Satz ist die Rechtfertigung für die Behauptung, die durch seine Äußerung aufgestellt würde. Die Rechtfertigung einer Behauptung ist die Rechtfertigung für die ausgedrückte Überzeugung. – Der Rede von “Rechtfertigung” haftet eine *Zustand-versus-Ereignis-Ambiguität* an, die ich übernehme.

tieren, daß gegen genau diese Kritik immun ist. Die folgenden Überlegungen sind eine Entwicklung aus der (gemeinsamen) Grundidee von Carnap, Grice und Strawson.²⁸⁹

Die entscheidende Idee der Explikation von Analytizität als Carnap-Analytizität war es, *bedeutungskonstitutive* Sätze ins Spiel zu bringen.²⁹⁰ Sprecher *müssen* diese Sätze akzeptieren, sofern sie *L* sprechen. (Nichts dergleichen gilt für die analytisch wahren Sätze von *L* insgesamt. Solche Sätze können sehr komplex sein. Niemand muß sehr komplexe wahre analytische Sätze akzeptieren, sofern er *L* spricht.) Der ganze Ansatz der naturalistischen Deutung des Netzwerk-Modells basiert ja auf der Idee, daß die *L*-Sprecher die den bedeutungskonstitutiven Sätzen entsprechenden inferentiellen Übergänge internalisiert haben: Deutsch-Sprecher schließen eben von "Otto ist Jungeselle" auf "Otto ist männlich". Genau deshalb *sind* sie Sprecher des Deutschen: *Weil* sie mit dieser und anderen Zeichenreihen auf eine bestimmte Weise verfahren.

Das gibt uns eine Idee zur Beantwortung von Quines skeptischer Frage an die Hand. Die bedeutungskonstitutiven Sätzen einer Sprache spiegeln sich im Verhalten ihrer Sprecher: erstens in gewissen Schlußdispositionen, und zweitens in gewissen Urteilen darüber, welche Sätze logische Möglichkeiten bzw. Unmöglichkeiten ausdrücken. Es sollte deshalb zu bewerkstelligen sein, *die bedeutungskonstitutiven Sätze von L* anhand des *Verhaltens* der *L*-Sprechern abzugrenzen. Damit hätten wir zugleich auch empirische Kriterien für Carnap-Analytizität.

Das alles ergibt sich aus den funktionalistischen Konstitutions-Hypothesen, die ich am Ende des dritten Kapitels aufgestellt habe. Wenn die Bedeutung eines Ausdrucks durch eine Liste bedeutungskonstitutiver Sätze (eine implizite Definition) festgehalten werden kann, und wenn ferner semantische Eigenschaften durch funktionale Eigenschaften konstituiert sind, dann sollte man annehmen, daß sich die Unterscheidung zwischen solchen Sätzen, die bedeutungskonstitutiv sind, und solchen, die es nicht sind (und daher die Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Sätzen), in einem Unterschied im *Gebrauch* von Sätzen.

Hier ist mein Vorschlag, der sich auf eine *natürliche* Sprache *L* bezieht: Angenommen, wir haben eine mit üblichen Methoden zusammengestellte Auswahl von *L*-Sprechern als Versuchspersonen. Wir beginnen damit, den Versuchspersonen den Begriff der absoluten oder logischen (Un-)möglichkeit beizubringen. Dann legen wir ihnen die *L*-Übersetzung eines Satzes *s* vor, und testen, ob die Bedingung

B x stimmt der *L*-Übersetzung des Satzes \lceil Es ist logisch unmöglich, daß $\neg s$ \rceil zu.

durch einen Sprecher *x* erfüllt wird oder nicht. Nun gilt:

²⁸⁹ Vgl. Carnap 1952a, 1955, 1963 sowie Grice/Strawson 1956.

²⁹⁰ Zum Unterschied zwischen bedeutungskonstitutiven und analytischen Sätzen siehe § 3.2.3.

1. Wenn **B** von der überwiegenden Mehrheit der *L*-Sprecher erfüllt wird, dann ist *s* entweder ein Bedeutungspostulat oder ein anderer analytisch wahrer Satz von *L*.
2. Wenn **B** von der überwiegenden Mehrheit der *L*-Sprecher nicht erfüllt wird, dann ist *s* kein Bedeutungspostulat oder ein anderer analytisch wahrer Satz von *L*.
3. Andernfalls ist es *unbestimmt*, ob *s* ein Bedeutungspostulat (oder ein anderer analytisch wahrer Satz) in *L* ist oder nicht.

Stellen wir uns – idealisierend – vor, wir würden alle Sätze bis zu einem angemessenen Komplexitätsgrad testen. Dann enthielte die Menge derjenigen unserer Sätze, die 1. erfüllen, – nennen wir sie *M* – alle bedeutungskonstitutiven Sätze von *L*, und sicher noch eine Reihe anderer wahrer analytischer Sätze. Folglich wären die analytisch wahren Sätze von *L* – wenn wir den Begriff der Carnap-Analytizität voraussetzen – genau jene, die aus *M* folgen. Die analytisch falschen Sätze wären deren Negationen.

Es folgen drei knappe Einwände samt Entgegnungen.

Setzt der Vorschlag voraus, daß L einen Ausdruck enthält, der dem (philosophisch) deutschen “es ist logisch (absolut) unmöglich, daß...” entspricht? – Nein. Wir können einen solchen Ausdruck einfach gegenüber den Versuchspersonen einführen. Das genügt vollkommen.

Was ist, wenn die Sätze so kompliziert werden, daß die Versuchspersonen sie nicht mehr beurteilen können? – Das wird nicht vorkommen, solange wir uns auf die bedeutungskonstitutiven Sätze beschränken. Diese können ja nicht so kompliziert sein, denn die *L*-Sprecher haben diese Sätze (bzw. die ihnen entsprechenden Schlüsse/Schlussschemata) ja internalisiert – sofern die Idee einer Theorie der impliziten Definition als Theorie der Bedeutung korrekt ist.

Ist es praktikabel, den Versuchspersonen den Begriff absoluter, logischer Unmöglichkeit beizubringen? – Jeder Logik-Kurs zeigt, daß das zumindest bei Philosophiestudenten der Fall ist. Ich sehe keinen Grund für die Annahme, daß das bei anderen Personengruppen anders sein sollte. Außerdem kann man sich auch Methoden vorstellen, die nicht darauf aufbauen, daß man den Versuchspersonen vorher den Begriff der absoluten Unmöglichkeit beigebracht hat. Man könnte etwa Fragen stellen wie diese: “Wären Sie in der-und-der Situation bereit, das Prädikat ‘*F*’ anzuwenden?” Es gibt hier diverse Möglichkeiten. Der norwegische Philosoph und Linguist Arne Neass hat in den fünfziger Jahren eine Reihe von Methoden dieser Art entwickelt und mit Erfolg angewendet.²⁹¹

Angenommen, der hier angedeutete Weg von Carnap, Grice und Strawson sei tatsächlich gangbar. Wo stehen wir dann in der Dialektik mit Quine?

²⁹¹ Siehe Neass 1953.

Erstens. Wir haben keine Erklärung von “analytisch”, die aus dem Zirkel, den die Begriff rund um den Begriff der Bedeutung bilden, ausbricht. Das liegt einfach daran, daß wir bei der Erläuterung des Wortes “bedeutungskonstitutiv” wieder auf derartige Begriffe zurückgreifen müssen. Quine hat schon in “Two Dogmas” darauf hingewiesen. Er glaubte damals, dieser Umstand sei für die Brauchbarkeit der Idee der Analytizität fatal. Ich denke nicht so. Im Gegenteil: Ich halte das für ein überaus wünschenswertes Ergebnis. Es ist genau das, was wir im Rahmen des Netzwerk-Modells von Begriffen erwarten sollten (wenn wir es auf einen seiner eigenen Grundbegriffe anwenden). Die Forderung nach einer *begrifflichen Reduktion* dieser Begriffe erscheint mir dubios. Meine Gründe dafür habe ich in § 3.3.2 angegeben.

Zweitens. Es gibt empirische Kriterien für Analytizität. Der Begriff der Carnap-Analytizität widerlegt Quines skeptische These. Und genau *das* ist es auch, was wir für das Netzwerk-Modell von Begriffen brauchen.²⁹²

3.3.4 Vagheit und Unbestimmtheit

Carnap, dem ich sowohl meinen Begriff von Analytizität als auch die Idee dazu verdanke, wie dieser Begriff durch empirische Kriterien zu untermauern ist, rechnet damit, daß viele unserer alltäglichen Begriffe *unbestimmt* sind. Um das zu verstehen, ist es wichtig, die Begriffe der Vagheit und der Unbestimmtheit auseinanderzuhalten.

Vagheit ist eine Eigenschaft der Umfänge von Begriffen.²⁹³ Der Umfang eines Begriffs ist genau dann *vage*, wenn es Gegenstände gibt, von denen es unbestimmt ist, ob sie unter den fraglichen Begriff fallen, oder nicht. “ist kahl” und “ist ein Sandhaufen” sind die traditionellen Beispiele für Prädikate, die Begriffe mit vagen Umfängen ausdrücken.

Unbestimmtheit hingegen ist eine Eigenschaft von Begriffen selbst. Ein Begriff ist genau dann unbestimmt, wenn es Sätze (Schlüsse) gibt, von denen es unbestimmt ist, ob sie implizite Definierer jenes Begriffs sind.²⁹⁴

Ich möchte hier, mit Carnap, versuchen, die These zu untermauern, daß manche unserer alltäglichen Prädikate (in ihrer alltäglichen Verwendungsweise) unbestimmte Begriffe ausdrücken. Angenommen, wir suchen nach den impliziten Definieren für das Prädikat “ist ein Mensch” im Deutschen. Karl, unsere Versuchsperson, bekommt den folgenden Satz vorgelegt:

Es ist logisch unmöglich, daß ein Mensch einen Kopf wie ein Löwe hat.

²⁹² Vgl. §§ 3.3.4, 3.5.3.

²⁹³ Siehe § 1.7.1.

²⁹⁴ Vgl. § 3.2.4. Ich stipuliere hier. Es gibt keine eingebürgerte Terminologie für diesen Unterschied.

Es ist recht wahrscheinlich, daß Karl diesem Satz weder klarerweise zustimmt, noch ihn klarerweise ablehnt. Carnap kommentiert den Fall so:

“The fact that Karl has not made such decisions means that the intension of the word ‘Mensch’ for him [roughly, the concept he expresses by that word] is not quite clear even to himself [...]. This lack of clarity does not bother him much because it holds only for aspects which have very little practical importance for him” (Carnap 1952: 240).

Genau wie Carnap denke auch ich, daß die im letzten Paragraphen geschilderte Prozedur bei vielen Prädikaten, bzw. Begriffen, keine klar begrenzten Listen bedeutungskonstitutiver Sätze zu Tage fördert. Bei vielen Begriffen werden einige Sätze in die Rubrik 3 fallen, d.h. sie werden durch die Prozedur als solche Sätze klassifiziert, von denen es *unbestimmt* ist, ob sie bedeutungskonstitutiv bzw. analytisch sind oder nicht. Ich möchte das hier durch einige weitere Beispiele untermauern.

Erstes Beispiel. Gehört es zum Begriff der Demokratie, daß in einem demokratischen Staat in regelmäßigen Abständen öffentliche Wahlen stattfinden? Viele würden dem zustimmen. Andere würden einräumen, daß auch die Griechen demokratisch dachten, obwohl bei ihnen Losverfahren als das beste demokratische Verfahren zur Besetzung öffentlicher Ämter galt. Wer so denkt, könnte bestreiten, daß der Begriff der Demokratie irgendetwas über öffentliche Wahlen beinhaltet. Es scheint nicht sonderlich plausibel, den Kontrahenten *verschiedene* Demokratie-Begriffe zu attestieren. Wer das zugestehen will, muß aber annehmen, daß wir es hier nicht mit zwei Begriffen, sondern mit einem vagen Begriff zu tun haben. Der Begriff ist “an den Rändern” *unbestimmt*.

Zweites Beispiel. In dem Film *Green Card* heiraten Gerard Depardieu und Andie McDowell *allein* wegen seiner Aufenthaltsberechtigung und ihrer Wohnung. In irgendeinem juristischen Sinne sind die beiden ein Ehepaar. In irgendeinem anderen juristischen Sinne sind sie ein sogenanntes “Schein-Ehepaar”. Sind die beiden ein Ehepaar *im ganz normalen Sinn dieses Wortes*? – Ich weiß es nicht. Unser ganz normaler Begriff scheint nicht für solche Fälle gemacht zu sein. Er ist in dieser Hinsicht unbestimmt. Das ist ja auch kein Wunder. Schließlich ist unser ganz normaler Begriff einer Ehe durch unsere begriffliche Praxis konstituiert (im wesentlichen durch unseren Umgang mit dem Wort “Ehe”). *Green Card*-Fälle sind aber so selten, daß sich mit Bezug auf solche Fälle niemals eine geregelte Praxis (in erster Linie: der Wortverwendung) etabliert hat.²⁹⁵

Drittes Beispiel. Unsere Begriffe von den Himmelsrichtungen lassen sich sowohl darüber festlegen, daß die Sonne im Osten aufgeht und im Westen untergeht, als auch darüber, daß eine frei aufgehängte Kompaßnadel nach Norden zeigt. Beide “Definitionen” scheinen unseren intuitiven Begriffen völlig angemessen zu sein. Doch je nach-

²⁹⁵ Die Frage, ob eine gleichgeschlechtliche Ehe eine Ehe ist, ist möglicherweise genauso zu behandeln wie die Frage, ob einen *Green Card*-Ehe eine Ehe ist.

dem, wie man definiert, ist der Satz "Eine frei aufgehängte Kompaßnadel zeigt nach Norden" analytisch oder synthetisch.²⁹⁶

Viertes Beispiel. Phänomene wie die geschilderten tauchen bei fast allen philosophisch interessanten Begriffen auf. Die Geschichte der Philosophie ist voll von Thesen über die Begriffe der Wahrheit, des Guten, des Glaubens, der Gerechtigkeit, des Wissens etc. Viele dieser Thesen sind weder klarerweise analytisch, noch klarerweise synthetisch. Andernfalls wäre die Tatsache, daß ihr Status Gegenstand philosophischer Auseinandersetzungen ist, kaum zu erklären.

Fünftes Beispiel. Ist "Wasser ist naß" analytisch? Ist es logisch unmöglich, daß Wasser nicht naß ist? – Man mag auch hier geteilter Meinung sein (oder sich in vornehmer Zurückhaltung üben). Der eine wird vielleicht dafür plädieren, "Wasser ist naß" als synthetisch einzustufen, mit dem Hinweis, Eis sei schließlich auch Wasser, aber nicht naß. Ein anderer mag widersprechen und bestreiten, daß Eis überhaupt kein Wasser sei. Auch diese Frage, ob Eis Wasser ist, ist keine empirische. Auch diese Frage betrifft unseren Begriff von Wasser. Und auch sie ist möglicherweise nicht mit Bestimmtheit zu beantworten.

Sechstes Beispiel. Der Satz "Ein Lebewesen hat genau dann ein Herz, wenn es eine Niere hat" wird – im Anschluß an Quine 1951 – üblicherweise als synthetisch gehandelt. Wenn man aber annimmt, daß [Herz] und [Niere] *funktionale* Begriffe sind, dann scheint es fragwürdig, ob der Satz wirklich synthetisch ist. Ob er es ist, oder nicht, kommt dann darauf an, wie *konkret* die impliziten Definierer von "Herz" und "Niere" die Funktion festlegen, die ein Gegenstand erfüllen muß, damit er als Herz bzw. Niere gilt. Möglicherweise ist die Frage, ob sich die Bedeutung von "Herz" nur im Rekurs auf den Begriff [Niere] (und sich die Bedeutung von "Niere" nur im Rekurs auf den Begriff [Herz]) vollständig angeben läßt, eine Frage, deren Antwort unbestimmt ist.

Etwas allgemeiner formuliert, hängt die Antwort auf diese Frage davon ab, auf welcher funktionalen Abstraktionsebene die Begriffe [Herz] und [Niere] angesiedelt sind. Und diese Frage mag in der Tat unbestimmt sein. Die Unbestimmtheit des Begriffs in dieser Hinsicht würde auch erklären warum eine Frage wie "Ist ein künstliches Herz ein Herz?" keine nicht-stipulative Antwort zu haben scheint.

Viele solcher Fragen lassen sich beantworten, wenn man nicht unseren gewöhnlichen Begriff betrachtet, sondern das Substitut der jeweils zuständigen Wissenschaft. Wissenschaftliche Begriffe weisen weniger Unbestimmtheiten auf als unsere alltäglichen Begriffe. Das ist gerade einer der Gründe für ihre Einführung. Aber dieser Umstand darf uns natürlich nicht darüber hinwegtäuschen, daß die klaren wissenschaftli-

²⁹⁶ Das Beispiel stammt aus Broad 1945: 213.

chen Substitute verschieden sind von ihren oft vagen, an den Rändern unbestimmten alltäglichen Gegenständen.

Es scheint, als sollten wir hinsichtlich unserer ganz gewöhnlichen *common sense*-Begriffe mit einem gewissen Maß an begrifflicher Unbestimmtheit rechnen. Wichtig ist m.E., daraus keine hysterischen Konsequenzen zu ziehen: Daraus, daß die Bedeutung eines Ausdrucks *in einer Hinsicht* unbestimmt ist, folgt nicht, daß die Bedeutung des Wortes *völlig* unbestimmt wäre. Es mag zehn Sätze geben, die klarerweise als Bedeutungspostulate des Wortes fungieren, und zwei, bei denen es unbestimmt ist. Außerdem mag, was im Rahmen einer natürlichen Sprache unbestimmt ist, in einzelnen Idiolekten bestimmt sein.

Appendix: Verschiedene Bedeutungen von "Explikation"

Es folgt ein exegetischer Punkt, der für die Interpretation der Auseinandersetzung zwischen Carnap und Quine von Belang ist. Carnap schreibt:

“Quine’s discussion at this point is somewhat obscure, since it is not clear whether he is asking about the elucidation of the explicandum ‘analytic’, or about the explicatum” (Carnap 1952a: 430).

Und Carnap führt weiter aus: Wenn Quine letzteres meint, so bekommt er, was er will, durch die Regeln eines semantischen Systems (incl. der Bedeutungspostulate); wenn er aber das erste meint, so bekommt er die geforderte Erklärung in der Weise (in etwa) in der sie in § 4.3.3 angedeutet wurde.

Die Differenz im Verständnis von “Explikation” zwischen Carnap und Quine wird u.a. durch den sehr verschiedenen Stellenwert deutlich, den die beiden dem Unterschied zwischen natürlichen und artifiziellen Sprachen in Sachen einer Explikation von Analytizität beimessen. Für Carnap, für den eine “Explikation” von “analytisch in *L*” schlicht in der Angabe von Bedeutungspostulaten besteht, stellt sich die Frage nach einer “Explikation” angesichts artifizierlicher Sprachen, die solche Regeln ohnehin schon enthalten, natürlich nicht. Hier gibt es eben nichts mehr zu “explizieren” – in seinem Sinn des Wortes.²⁹⁷ Quines Anliegen in seinem Brief an Carnap ist es, genau darauf hinzuweisen – und ebenso auf das merkwürdige Verständnis von “Sprache”, das involviert ist, wenn Carnap sagt: “Analytizität für Sprache *L* läßt sich so-und-so explizieren” (Creath 1990: 437ff, siehe auch 424).

²⁹⁷ Vgl. Creath 1990: 435.

4.4 Semantische Holismen

Was ist semantischer Holismus? Der Ausdruck wird in der Literatur in einer Reihe verschiedener Bedeutungen und oft in überhaupt keiner einigermaßen klaren Bedeutung gebraucht.²⁹⁸ Allerdings sollte man meinen, daß die verschiedenen Gebrauchsweisen durch eine vage Idee zusammengehalten werden. Doch die Frage, welche These die vage Idee auch nur einigermaßen auf den Punkt zu bringen vermag, stellt sich als schwierig heraus. – Ich werde im folgenden die primär auf die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke bezogenen Thesen nicht gesondert von den Thesen behandeln, die sich primär auf die Gehalte intentionaler Phänomene beziehen. Die beiden Bereiche sind so eng miteinander korreliert, daß jede These bezüglich des einen Bereichs ein Äquivalent bezüglich des anderen Bereichs mit sich bringt.²⁹⁹ Auch im Hinblick auf die von mir verwendete Begrifflichkeit wird meine Diskussion sehr holzschnittartig verlaufen. Das läßt sich angesichts der vielfältigen Aspekte, die ich das Thema hineinspielen, leider nicht vermeiden.³⁰⁰

4.4.1 Die zentrale Idee

Die zentrale Idee des semantischen Holismus wird m.E. von dem eingefangen, was Davidson und Block hier sagen:

“[Semantic Holism says] that the content of any given attitude depends on its place in the whole network” (Davidson 1995a: 216).

“[Semantic] holism is the doctrine that the identity of a belief content (or the meaning of a sentence that expresses it) is determined by its place in the web of beliefs or sentences comprising a whole theory of group of theories” (Block 1997e: 1).

Thesen, wie sie hier zur Definition von “Holismus” herangezogen werden, nenne ich “*Das Ganze*-Thesen”. Sie besagen, daß der Gehalt eines intentionalen Phänomens (eines Satzes) von seiner Rolle innerhalb des ganzen Netzwerks intentionaler Phänomene (innerhalb der ganzen Sprache) abhängt. Schon die Tatsache, daß in Ihnen von an zentraler Stelle einem Ganzen die Rede ist, deutet darauf hin, daß sie die zentrale Idee der Dokt-

²⁹⁸ Ned Block hat einige davon zusammengetragen (1995b: 151f). Siehe auch Fodor/Lepore 1992: Kapitel 1, Devitt 1996, Jacob 1997 sowie die allgemeine Holismus-Konzeption in Esfeld 1998. – Fodor und Lepores Buch war der Anstoß für eine Sensibilisierung der Diskussionsteilnehmer für die Frage, was eigentlich genau mit “Holismus” gemeint sein soll.

²⁹⁹ Siehe die Brückenprinzipien in § 1.7.5.

³⁰⁰ Wenn ich im folgenden das Wort “Holismus” gebrauche, so ist stets der semantische Holismus gemeint.

rin einfangen. Doch die zentrale Idee allein reicht nicht aus für eine dem tatsächlichen philosophischen Sprachgebrauch einigermaßen entsprechende Definition von “Holismus”. Die zentrale Idee allein ist zu schwach. Wollte man sie zur Definition heranziehen, so wäre jeder Vertreter des Netzwerk-Modells Holist. Doch damit fielen zu viele unter diesen Begriff. Deshalb sind die zitierten Definitionen von Davidson und Block nicht angemessen.

4.4.2 Extremer Holismus

Manchmal wird gesehen, daß eine *Das Ganze*-These zu schwach ist, um “Holismus” zu definieren. Die am häufigsten anzutreffende Reaktion darauf ist eine Überreaktion. Statt einer – zu schwachen – *Das Ganze*-These wird eine – zu starke – *Alles*-These in Anschlag gebracht. Hier sind zwei Beispiele:

“[Meaning Holism says:] The meaning of an expression depends constitutively on its relations to *all* other expressions in the language [...]” (Peacocke 1997a: 227; Kursivierung: AT).

“Meaning Holism is the idea that the identity – specifically, the intentional content – of a propositional attitude is determined by the *totality* of its epistemic [i.e. inferentiell] liaisons“ (Fodor 1987: 56).

Für eine *dynamische* Variante des extremen Holismus argumentiert Ned Block. Die Konklusion seines Arguments ist, daß *jede* Veränderung im Überzeugungssystem einer Person eine Veränderung im Gehalt *jeder* Überzeugung nach sich zieht.³⁰¹

Aus der von Peacocke formulierten *Alles*-These folgt, daß die Bedeutung des Wortes “Schlange” von der Bedeutung des Wortes “Staubsauger” abhängt. Doch wird sich kaum (so ziemlich) jeder Philosoph, der gemeinhin als semantischer Holist gilt, zu einer solchen These hinreißen lassen – und deshalb ist Peacocks These nicht zur Definition zu gebrauchen. Dasselbe gilt für die dynamische Variante einer *Alles*-These, wie sie von Block formuliert wird. Würden wir sie als definierend betrachten, könnten wir weder Quine noch Davidson als Holisten zählen (sofern der Auskunft des zweiten über den ersten zu glauben ist):

“[I]f to believe one is seeing a snake requires that one have many other beliefs about the nature of snakes, then it follows that if enough of those further beliefs were to change, so would the belief that one is seeing a snake. It does not follow, of course, that if a single belief changes, all others must change. [...] [I]t has been the readers of Quine and other holists who have read this consequence wrongly into the holist doctrine. Quine did, of course, emphasize holism [...]. But

³⁰¹ Siehe Block 1995a: 152. Blocks komplexes Argument für diese These habe ich in Tatzel 1999a genau unter die Lupe genommen und herausgearbeitet, warum es nicht zeigt, was es zeigen soll.

he never asserted that a change in one belief (or in the meaning of a single sentence) entailed a change in all the rest” (Davidson 1995a: 215).

Die verschiedenen *Alles*-Thesen fangen folglich nicht alle Positionen ein, die üblicherweise als “holistisch” gehandelt werden. Sie sind zu stark und fangen deshalb nur eine besonders extreme Spielart der Doktrin ein. Wer eine *Alles*-These vertritt, den werde ich als “extremen Holisten” bezeichnen. Damit hat der Titel “extremer Holismus” eine sehr vage, aber für meine Zwecke nicht zu vage Bedeutung.³⁰²

4.4.3 Klassischer Holismus

Kehren wir zurück zu den *Das Ganze*-Thesen. Das Vertreten einer *Das Ganze*-These, bzw. das Vertreten der einen oder anderen Form eines Netzwerk-Modells von Begriffen kann keine hinreichende Bedingung dafür sein, semantischer Holist zu sein. Als notwendige Bedingung sollte es aber in jedem Fall gelten. Eine *Das Ganze*-These – auf die eine oder andere Art ausformuliert – scheint den Kern der holistischen Position auszumachen. Allerdings reicht sie noch nicht hin, um die Idee vollständig einzufangen. Was muß noch dazukommen? – Davidson, der die Lage offenbar in etwa so beurteilt wie ich, macht den folgenden Vorschlag:

“The principle behind [...] holism is simply this: one of the ways the states of mind we call propositional attitudes are identified and individuated is by their relations to other such states of mind. When these relations are limited to obvious logical relations, few would disagree. The point becomes important when, with Quine, we give up the analytic-synthetic distinction, for then we have no way of distinguishing between the relations that define the state of mind [...] and those that are ‘merely’ contingent, and so do not touch content. But it is well to remember that giving up the idea of a firm line between the analytic and the synthetic does not mean giving up the idea of a continuum in

³⁰² In § 4.1.3 sind wir bereits dem extremen Holismus (als Konklusion von Argument A) begegnet. – Davidson vertritt, wie wir gesehen haben, jedenfalls *heute* keinen extremen Holismus. Bei ihm scheint es eine Entwicklung von einer recht extremen zu einer moderateren Position gegeben zu haben. In seinem 1967 veröffentlichten programmatischen Aufsatz “Truth and Meaning” kommt er einem extremen Holismus noch sehr nahe.

“If sentences depend for their meaning on their structure, and we understand the meaning of each item in the structure only as an abstraction from the totality of sentences in which it features, then we can give the meaning of any sentence (or word) only by giving the meaning of every sentence (and word) in the language. Frege said that only in the context of a sentence does a word have meaning; in the same vein he might have added that only in the context of the language does a sentence (and therefore a word) have meaning” (Davidson 1967: 22 – Unterstreichung: AT).

which some connections among thoughts are far more important to characterizing a state of mind than are others. Thus my belief that it is raining today probably contributes essentially nothing to the content of my other beliefs about rain except those that are logically related, while my belief that rain is caused by the condensation of drops in water-saturated air contributes a great deal” (Davidson 1995a: 217).

Was, also, ist ein semantischer Holist? – Was Davidson hier sagt, läßt sich so auf den Punkt bringen: Semantischer Holist ist, wer

- (a) ein Netzwerk-Modell von Begriffen (alias eine *Das Ganze*-These) vertritt, und
- (b) die analytisch/synthetisch-Unterscheidung (in welcher Form auch immer) zurückweist.

Das ist die Position Quines und Davidsons. Sie ist – was von Davidson betont – verträglich damit, die analytisch/synthetisch-Unterscheidung durch die Vorstellung “eines Kontinuums” zu ersetzen – was immer damit genau gemeint sein mag. Weil die Positionen Quines und Davidsons die vielleicht klassischsten holistischen Positionen sind, werde ich jemanden, der (a) und (b) unterschreibt, als “klassischen Holisten” bezeichnen.

4.4.4 Moderater Holismus

Ich möchte neben dem extremen und dem klassischen Holismus noch eine dritte Position unter dem Titel “Holismus” einführen. Man könnte den entscheidenden Punkt, der einen Vertreter des Netzwerk-Modells zum Holisten macht, auch noch etwas tiefer hängen als Davidson das tut. Man könnte auch bereits jemanden, der (a) unterschreibt und ferner

- (c) annimmt, daß es manchmal unbestimmt ist, ob ein bestimmter Satz (Schluß) ein impliziter Definierer eines bestimmten Begriffs ist.

als semantischen Holisten zählen. Die zuletzt zitierte Stelle von Davidson deutet zumindest darauf hin, daß auch er das Einräumen der Möglichkeit von Unbestimmtheit für einen zentralen Aspekt hält. Für Davidson geht das Einräumen dieser Möglichkeit mit der Ablehnung der analytisch/synthetisch-Unterscheidung einher. Aber das muß nicht so sein. Im Laufe dieses Kapitels habe ich versucht zu zeigen, daß einerseits an der analytisch/synthetisch-Unterscheidung festgehalten werden kann, es andererseits aber plausibel ist, ein gewisses Maß an Unbestimmtheit vieler Bedeutungen zuzugestehen – und daß sich diese beiden Annahmen keineswegs widersprechen müssen.

Ich werde deshalb jemanden, der (a) und (c) vertritt, als “moderaten Holisten” bezeichnen. Während der klassische Holist annimmt, daß es keine Sätze gibt, die “eindeutig” analytisch sind, und es auch keine Sätze gibt, die “eindeutig” synthetisch sind (so verstehe ich die Rede von “Kontinuum”), nimmt der moderate Holist an, daß es drei

Gruppen von Sätzen gibt: die eindeutig analytischen, die eindeutig synthetischen und diejenigen, von denen es unklar ist, ob sie analytisch oder synthetisch sind.³⁰³

Natürlich ist die Bereitschaft, jemanden, der (a) und (c) vertritt, noch als “Holisten” zu bezeichnen, eine rein terminologische Angelegenheit, an der inhaltlich nichts hängt. Allerdings wird mir diese Entscheidung helfen, meine Formulierungen zu vereinfachen, wenn ich mich noch einmal Fodors Realismus-Argument zuwenden werde.

Wer dennoch findet, daß ich das Wort “Holismus” in einem unangemessen weiten Sinn verwende, der sei auf folgendes hingewiesen: Im Zuge der Reaktionen auf Fodor und Lepores radikale Kritik an allem, was auch nur im entferntesten den Titel “semantischer Holismus” verdient haben könnte, hat sich der philosophische Sprachgebrauch dahingehend verändert, daß immer schwächere Thesen mit diesem Etikett versehen wurden. So z.B. die Position von Jane Heal, die sich durch die beiden folgenden Thesen definieren läßt:

“(1a) We cannot make sense of there being just one thought. If there is any thought then there must be quite a number of thoughts attributable to the same thinker.

(1b) The presence in a set of thought of one with a given content imposes some constraints on the contents of [some elements of] the rest of the set” (Heal 1999: 71).

Diese Bedeutung von “Holismus” ist so schwach, daß in ihr wohl so gut wie jeder außer Fodor und Lepore zu den Holisten zu zählen ist.

³⁰³ Am Ende von Abschnitt 3 habe ich diese Position mit Bezug auf die Unterscheidung zwischen bedeutungskonstitutiven und nicht bedeutungskonstitutiven Sätzen formuliert. Zur Korrelation dieser Unterscheidung mit der zwischen analytischen und synthetischen Sätzen siehe § 3.2.3.

Fünftes Kapitel

Holismus und Realismus

Am Anfang dieses Kapitels werde ich dafür argumentieren, daß mit der Zurückweisung von Argument A noch nicht das letzte Wort bezüglich Fodors Herausforderung des Standard-Bildes von Begriffen (bzw. intentionalen Eigenschaften) gesprochen ist. Dieses Zugeständnis an Fodor wird mich erneut in eine Dialektik mit ihm verwickeln. Diese wird mich am Ende zu einer überraschenden Sichtweise des Verhältnisses zwischen Fodor und den verschiedenen holistischen Vertretern des Netzwerk-Modells führen.

5.1 Das Realismus-Argument

5.1.1 Die dialektische Situation

In § 4.1.2 hatte ich die beiden wichtigsten Argumente skizziert, die Fodor gegen das Standard-Bild von Begriffen (bzw. semantischen Eigenschaften, bzw. intentionalen Eigenschaften) vorgebracht hat: Das Realismus- und das Kompositionalitäts-Argument. Der gemeinsame "Sockel" beider Argumente besteht in Argument A. Mit Hilfe von Argument A versucht Fodor jeden Anti-Atomisten, und folglich jeden Vertreter des Standard-Bildes von Begriffen, auf einen extremen Holismus festzulegen. Der extreme Holismus ist aber Fodor zufolge weder mit einem intentionalen Realismus noch mit dem Prinzip der Kompositionalität zu vereinbaren. Aus dieser Unvereinbarkeit folgert Fodor, daß der extreme Holismus falsch ist, und – wegen Argument A – das Standard-Bild von Begriffen verfehlt ist.

Doch Argument A zeigt nicht, was es zeigen soll. Infolgedessen ist der Vertreter des Standard-Bildes von Begriffen nicht unbedingt auf den extremen Holismus festgelegt. Damit sind beide Argumente blockiert. Es sieht so aus, als sei Fodors Herausforderung damit zurückgewiesen. Doch vielleicht sieht das nur so aus. Den Ausgangspunkt für dieses letzte Kapitel bildet die folgende Überlegung:

Ob Argument A nun zeigen kann, daß das Standard-Bild von Begriffen zwangsläufig in einen extremen Holismus führt, oder nicht: Ich selbst habe im letzten Kapitel für eine Position argumentiert, die ich als "moderaten Holismus" bezeichnet habe, und die – möglicherweise – zu ähnlichen Problemen Anlaß gibt wie eine extrem holistische Position. Wenn das der Fall sein sollte, dann ließen sich möglicherweise Varianten von Fodors Argumenten formulieren, die trotz des Scheiterns von Argument A gegen die Position sprechen, die ich bisher entwickelt habe.

Ist das der Fall? Lassen sich Fodors Argumente in *prima facie* überzeugender Weise im Hinblick auf eine moderat-holistische Position reformulieren?

Das Kompositionalitäts-Argument läßt sich gegen eine moderat-holistische Version *nicht* ins Feld führen. Fodor und Lepore selbst machen sehr deutlich, daß das Argument nur gegen eine extrem-holistische Variante des Standard-Bildes gerichtet sein kann.³⁰⁴

³⁰⁴ Siehe Fodor/Lepore 1991, vor allem §§ 2, 3.

Das Kompositionalitäts-Argument stellt mithin keine Gefahr für meine Position dar.³⁰⁵ Deshalb werde ich nicht weiter auf dieses Argument eingehen.

Es bleibt das Realismus-Argument. In diesem Falle, denke ich, läßt sich tatsächlich eine Variante angeben, die unabhängig von Argument A ist, und sich auf *prima facie* plausible Weise gegen eine moderat-holistische Position richtet. Wenn das stimmt, dann stellt das Realismus-Argument nach wie vor eine Herausforderung für meine Position dar. Im folgenden werde ich die ursprüngliche Form des zweiten, über Argument A hinausgehenden, Teils des Arguments sehr genau unter die Lupe nehmen, um anhand dessen aufzuzeigen, wie ein reformuliertes Argument aussehen könnte.

5.1.2 Eine Rekonstruktion des zweiten Teils

Fodor formuliert das Realismus-Argument so:

“I believe that functional role semantics [the naturalized version of the standard-picture] is intrinsically holistic and that a holistic semantics is incompatible with any serious intentional realism.

The argument for the second step is familiar: If semantics is holistic, then the content of each of your thoughts depends on the content of each of your others; and, since no two people [...] have all their thoughts in common, semantic holism implies that there are no shared intentional states. Hence that there are no sound intentional generalizations. Hence that there are no intentional explanations. But intentional Realism *just is* the idea that our intentional mental states causally explain our behaviour; so holistic semantics is essentially unrealistic about intentional states. So the story goes” (Fodor 1998e: 69).³⁰⁶

Er fokussiert hier auf den zweiten Teil des Realismus-Arguments (also den, der über Argument A hinausgeht) – und genau dieser wird mich hier interessieren. Der Deutlichkeit halber sei hier noch eine weitere Formulierung des zweiten Teils angeführt:

“[I]f we follow Meaning Holism and individuate intentional states by the totality of their epistemic liaisons [i.e. inferential liaisons], it’s going to turn out de facto that no two people [...] ever are in the same mental state. [...] So no two people will ever get subsumed by the same intentional generalizations. So intentional generalizations won’t, in fact, succeed in generalizing. So there’s no hope for an intentional psychology” (Fodor 1987: 57).

An dieser zweiten Formulierung ist nun ganz deutlich zu sehen, daß Fodor selbst die *extrem*-holistische Position im Visier hat. (Das ist ja auch kein Wunder, denn er glaubt

³⁰⁵ In Tatzel 1998 habe ich ausführlich dafür argumentiert, daß das Kompositionalitäts-Argument auch in Bezug auf die *extrem*-holistische Position *nicht* funktioniert.

³⁰⁶ Weitere Formulierungen finden sich in Fodor/Lepore 1992: ch. 1, Fodor 1989, 1994: Kapitel 1, 1998: Kapitel 2.

ja, das jede anti-atomistische Position via Argument A zu einem extremen Holismus führt.)

Ich werde den zweiten Teil des Arguments jetzt Schritt für Schritt rekonstruieren. Das Ergebnis des ersten Teils – die Konklusion von Argument A – sei hier schlicht als Prämisse eingeführt:

P₁ Jede anti-atomistische Position impliziert einen extremen Holismus.

Fodors zweite Annahme ist

P₂ Der extreme Holismus impliziert, daß sich *de facto* niemals zwei verschiedene Personen in Typ-identischen intentionalen Zuständen befinden.

Das ist plausibel. Konzentrieren wir uns auf Überzeugungen. Insofern *de facto* niemals zwei Personen *alle* ihre Überzeugungen etc. teilen, teilen *de facto* auch niemals zwei Personen *alle* inferentiellen Liaisons hinsichtlich irgendeiner bestimmten Überzeugung der einen Person (und der entsprechenden Überzeugung der anderen Person).

Die dritte Annahme Fodors ist diese:

P₃ Intentionaler Realismus: Unsere normalen Zuschreibungen allerweltpsychologischer Zustände und Ereignisse (und die darauf basierenden Erklärungen) sind buchstäblich wahr oder falsch, und viele von ihnen sind tatsächlich wahr und gerechtfertigt.

Ich habe das während der ganzen Arbeit als selbstverständlich vorausgesetzt. Wer Anti-Realist hinsichtlich intentionaler Zustände und Ereignisse sein will, braucht sehr gute Argumente gegen die intuitiv so auf der Hand liegende realistische Position. Ferner muß er eine Menge tun, um seine Position von einer Reihe ebenso auf der Hand liegender Implausibilitäten zu befreien. Die Annahme des intentionalen Realismus ist zwischen Fodor und mir nicht strittig.

Fodors vierte Annahme ist die minimale Theorie-Theorie allerweltpsychologischer Erklärungen, die ich im ersten Kapitel plausibel zu machen versucht habe.³⁰⁷

P₄ Minimale Theorie-Theorie: Allerweltpsychologische Erklärungen sind wie Erklärungen durch eine Theorie: Sie bestehen in der Subsumption von Einzelfällen unter Generalisierungen.

Um den Übergang zur ersten Konklusion des Arguments zu erklären, muß ich an den Begriff der Entsprechung erinnern, den ich in § 1.5.3 durch das folgende Prinzip definiert hatte:

³⁰⁷ Siehe § 1.5.2.

Prinzip der Entsprechung: Wenn es zwei Personen A und B sowie eine Generalisierung G der Form \lceil Wenn jemand das-und-das glaubt (wünscht, denkt etc.) \rceil gibt, so daß A und B wahrheitsgemäß unter G subsumiert werden können, dann gibt es zwei Vorkommnisse intentionaler Phänomene φ_A und φ_B , so daß gilt: A ist Träger von φ_A , B ist Träger von φ_B , und die Vorkommnisse φ_A und φ_B entsprechen sich.

Unter der (unkontroversen) Annahme, daß sich verschiedene Personen manchmal ähnlich verhalten, ergibt sich aus **P₃** und **P₄**

C₁ Manchmal befinden sich verschiedene Personen in sich entsprechenden intentionalen Zuständen.³⁰⁸

Die Entsprechungs-Relation ist – durch das oben angeführte Prinzip – funktional definiert. Es macht folglich Sinn, zu fragen: Was *ist* Entsprechung? Welche Relation spielt die durch das Prinzip festgelegte Rolle? – Fodors fünfte Annahme besteht in einer Antwort auf diese Frage. Es ist die

P₅ Identitäts-These: Vorkommnisse intentionaler Zustände verschiedener Personen entsprechen sich genau dann, wenn sie Typ-identisch sind. Entsprechung ist Typ-Identität.³⁰⁹

Die Identitäts-These – das sei schon hier verraten – betrachte ich als den Knackpunkt des Arguments. Ich werde sie im Verlauf dieses Kapitels genauer diskutieren.

Mit dieser Voraussetzung erreicht Fodor die von ihm angesteuerte Konklusion ohne große Umschweife. Denn aus **C₁** und **P₅** folgt

C₂ Manchmal befinden sich verschiedene Personen in Typ-identischen intentionalen Zuständen.

Genau das wird aber, nach **P₂**, vom extremen Holisten bestritten. Also folgt

C₃ Der extreme Holismus ist falsch.

Und da das Standard-Bild, **P₁** zufolge, den extremen Holismus impliziert, ergibt sich

³⁰⁸ Das Prinzip der Entsprechung taucht hier nicht als Prämisse auf, weil es den Status einer Definition hat.

³⁰⁹ Fodor spricht in seinem Argument allein über den Fall von (wenigstens) zwei verschiedenen Personen, die aufgrund ihres Verhaltens unter dieselbe intentionale Generalisierung subsumierbar sind. Wenn aber – neben der minimalen Theorie-Theorie – eine egozentrische Auffassung von der logischen Form von Überzeugungszuschreibungen (siehe § 2.7.5) richtig sein sollte, dann spielt die Entsprechungs-Relation auch in einfachen Zuschreibungen der Form $\lceil x$ glaubt, daß $p \rceil$ eine zentrale Rolle. Die Relation der Entsprechung bildet die Basis für die gesamte Allerweltpsychologie. Fodors Identitäts-These ist dementsprechend äußerst folgenreich.

C₄ Jede anti-atomistische Position ist falsch.

Q.E.D. – Aus C₄ ergibt sich, daß *alle* Formen des semantischen Holismus sowie beide Varianten des Standard-Bildes von Begriffen falsch sind.

5.1.3 Das Argument gegen den moderaten Holismus

Die These des moderaten Holisten ist, daß viele unserer gewöhnlichen Begriffe “an den Rändern” unbestimmt sind.³¹⁰ Hier ist noch einmal ein Beispiel: Es sei [Herz]_D der Begriff, der durch “Herz” *im Deutschen* ausgedrückt wird. Ist der Satz

(1) Ein künstliches Herz ist kein Herz.

analytisch im Deutschen? – Die Frage scheint keine Antwort zu haben. Der Begriff [Herz]_D ist in dieser Hinsicht unbestimmt. Daß der Begriff in dieser Hinsicht unbestimmt ist, besagt nicht, daß (so gut wie) alle normalen Deutsch-Sprecher anläßlich der Frage, ob die Negation dieses Satzes eine logische Unmöglichkeit ausdrückt, mit den Schultern zuckt.³¹¹ Es kann ebensogut der Fall sein, daß ein ernst zu nehmender Anteil der Befragten mit einem klaren “ja” antwortet, und ein ebenfalls ernst zu nehmender Anteil mit einem klaren “nein” antwortet. Daß der Begriff in der fraglichen Hinsicht unbestimmt ist, bedeutet lediglich, daß die Befragten nicht eindeutig in eine Richtung tendieren.

Nehmen wir einmal an, daß es im Falle von “Herz” sowohl Versuchspersonen gibt, welche die gestellte Frage eindeutig bejahen, als auch solche, die sie eindeutig verneinen. Wenn nun die Frage, welchen Begriff eine Person mit einem Wort ausdrückt, davon abhängt, welche Sätze sie als analytisch (bzw. bedeutungskonstitutiv) anerkennt, dann folgt, daß unter der gemachten Annahme verschiedene Deutsch-Sprecher mit “Herz” verschiedene Begriffe ausdrücken. Diese Begriffe sind vermutlich nur “ein bißchen” verschieden. Denn in der Beurteilung der meisten Sätze, die als bedeutungskonstitutiv in Frage kommen, würden die Versuchspersonen vermutlich übereinstimmen. Doch der entscheidende Punkt ist: Die Begriffe *sind* verschieden.³¹²

Das scheint nun die Konsequenz nach sich zu ziehen, daß ein zum Fodorschen Realismus-Argument analoges Argument gegen den moderaten Holismus in Gang kommt. Denn dieses Ergebnis ist – sofern wir die Identitäts-These weiterhin voraussetzen – mit dem intentionalen Realismus genauso wenig zu vereinbaren wie die Konsequenzen des extremen Holismus. Man kann sich das anhand von Beispielen klar machen.

³¹⁰ Vgl. § 4.3.4.

³¹¹ Vgl. die in § 4.3.3 geschilderte Prozedur.

³¹² In diesen Absatz gehen Voraussetzungen aus den §§ 3.2.2 und 3.5.2 ein.

Angenommen, Anna verbindet mit “Herz” einen Begriff, unter den kein Artefakt fallen kann, und Bertha verbindet mit “Herz” einen Begriff, der Artefakte nicht ausschließt. Dies sei der einzige nennenswerte Unterschied zwischen Annas und Berthas Begriff. Nehmen wir ferner an, daß Anna und Bertha beide verbal über Schmerzen in der Gegend dessen klagen, was sie jeweils als ihr “Herz” bezeichnen, und kurz darauf einen Arzt aufsuchen. – Alles sieht so aus, als sei Annas und Berthas Verhalten u.a. im Rekurs auf eine Generalisierung wie diese zu erklären:

Wenn jemand glaubt, daß er Schmerzen in der Gegend des Herzens hat, und... dann, *ceteris paribus*, sucht er einen Arzt auf.

Doch Anna und Bertha können nicht *beide* unter diese Generalisierung fallen. Unter diese Generalisierung fallen nur Personen, welche die im Antezedens spezifizierte Überzeugung haben. Aber diese Überzeugung kann – sofern wir die Identitäts-These voraussetzen – höchstens *eine* von beiden haben.³¹³

Aus dem *extremen* Holismus folgt (unter den von Fodor gemachten Annahmen), daß *de facto* niemals zwei verschiedene Personen unter ein- und dieselbe intentionale Generalisierung fallen. Beispiele wie das angegebene zeigen, daß aus dem *moderaten* Holismus (unter den von Fodor gemachten Annahmen) immerhin folgt, daß zumindest *einige* der Fälle, in denen ein intentionaler Realist geneigt ist, anzunehmen, daß hier zwei Personen unter ein- und dieselbe Generalisierung subsumiert werden, nicht von dieser Art sind. *Wie viele* derartige Fälle es gibt, hängt davon ab, wie viele unserer Begriffe “an den Rändern” unbestimmt sind. Je größer das Maß der Unbestimmtheit der Begriffe, die in einer Gemeinschaft verwendet werden, desto größer die Spannung zwischen einer moderat-holistischen Auffassung jener Begriffe und einer realistischen Haltung gegenüber der in dieser Gemeinschaft betriebenen Allerweltpsychologie. Für jemanden, der

- (a) moderater Holist ist,
- (b) intentionaler Realist ist, und
- (c) annimmt, daß das Maß der Unbestimmtheit unserer gewöhnlichen Begriffe nicht gänzlich zu vernachlässigen ist,

stellt Fodors Realismus-Argument (bzw. eine Variante davon) also nach wie vor eine Herausforderung dar. Da ich selbst alle drei Bedingungen erfülle, werde ich im folgenden überlegen, wie dem Argument begegnet werden kann.³¹⁴

³¹³ Welche Überzeugung genau jemand haben muß, um unter die obige Generalisierung zu fallen, ist für die Überlegung hier nicht von Bedeutung. Meine Ansichten zu dieser Frage habe ich in Kapitel 2 ausführlich dargelegt.

³¹⁴ Die These dieses Paragraphen, daß Fodors Argument auch gegen schwächere Versionen des Holismus auszuspielen ist, wird auch von Davidson implizit anerkannt, wenn er – als klassi-

5.1.4 Identität oder Ähnlichkeit?

Das auf den moderaten Holisten zugeschnittene Realismus-Argument zeigt, daß die folgenden Thesen inkompatibel sind:

- der intentionale Realismus,
- die minimale Theorie-Theorie,
- die Identitäts-These,
- der moderate Holismus.

Welche Annahme muß gehen? – Mindestens zwei Gründe sprechen dafür, die Identitäts-These abzulehnen.

Erstens sind alle anderen Kandidaten sehr gut gestützt. Die Ablehnung des intentionalen Realismus führt – das setzte ich hier ohne Argument voraus – zu riesigen Problemen.³¹⁵ Sowohl die minimale Theorie-Theorie als auch der moderate Holismus sind im Rahmen dieser Arbeit ausführlich begründet worden. Ein Verwerfen einer dieser Annahmen würde zu Problemen an anderer Stelle Anlaß geben.

Zweitens erscheint die Identitäts-These intuitiv ohnehin nicht sonderlich plausibel. Die Annahme wirkt sehr strikt, und man ist intuitiv vielleicht geneigt, zu fragen, warum sich die Entsprechungs-Relation nicht ebensogut als eine *Ähnlichkeits*-Relation entpuppen sollte. In diesem Sinne antworten Holisten wie Davidson relativ lapidar auf Fodors Argument:

“The bugbear of anti-holists is the worry that if we are holists we can no longer compare what is in one mind with what is in another. If comparison necessarily rests on relevant similarity rather than identity, however, the worry evaporates” (Davidson 1995a: 216).

Es spricht einiges dafür, sich Davidson anzuschließen, die Identitäts-These zu bestreiten und stattdessen zu behaupten, Entsprechung sei eine Ähnlichkeits-Relation.³¹⁶ Ich möchte hier das Beispiel aus dem letzten Paragraphen noch einmal aufnehmen. Unter der Voraussetzung der Identitäts-These können Anna und Bertha nicht unter dieselbe Generalisierung subsumiert werden. Intuitiv scheint es aber völlig angemessen, ihr Verhalten im Rekurs auf dieselbe Generalisierung zu erklären. Wir können annehmen, was

scher, aber nicht extremer Holist – sich von Fodors Argument angegriffen fühlt. Siehe dazu die im nächsten Paragraphen zitierte Stelle.

³¹⁵ Wright 2000 erklärt zu welch drastischen Problemen ein Anti-Realismus bezüglich der Allerweltpsychologie Anlaß gibt.

³¹⁶ Der Schritt zur Ähnlichkeit ist von einer Reihe von Autoren favorisiert worden. Siehe etwa Stich 1982, 1983, Loar 1987, Harman 1993, Churchland 1998 und Block 1986, 1998. Für eine entsprechende These in der linguistischen Literatur mag Jackendoff 1987 als Beispiel dienen, für die Psychologie seien Smith/Medin/Rips 1984 sowie Barsalou 1987 angeführt.

intuitiv plausibel ist, wenn wir Entsprechung als Ähnlichkeit, und nicht als Typ-Identität auffassen.

Ein Einwand liegt nahe: Wir sagen doch manchmal mit Sätzen wie

(2) Anna und Bertha glauben beide, daß p .

etwas Wahres. Aber auf den ersten Blick sieht es so aus, als sei ein solcher Satz genau dann wahr, wenn x und y Überzeugungen von *demselben Typ* haben, nämlich “dem Typ, daß p ” haben. (*Welcher Typ* das ist, hängt davon ab, welche Theorie der Überzeugungszuschreibungen richtig ist.)

Diesem Einwand kann begegnet werden. Sicher sagen wir mit Sätzen wie (2) manchmal etwas Wahres. Aber die Frage ist ja gerade, *was* wir mit diesen Sätzen sagen. Als ich die Relation der Entsprechung (in § 1.6.1) eingeführt habe, habe ich darauf hingewiesen, daß wir mit Sätzen wie (2) normalerweise zum Ausdruck bringen, daß Anna und Bertha sich entsprechende Überzeugungen haben. Ich hatte die Rede von “Entsprechung” gerade eingeführt, um einen neutralen Ausdruck zu haben. Es sollte offen bleiben, ob Sätze wie (2) im Sinne von (Typ-)Identität oder im Sinne von Ähnlichkeit zu lesen sind. Das genau verbirgt sich hinter der Frage, ob Entsprechung Typ-Identität oder Ähnlichkeit ist.

Sehen wir einmal von allen theoretischen Erwägungen ab. Wie ist die Frage intuitiv zu beantworten? – Sätze der Form (2) verhalten sich – wie fast alle Sätze die Ausdrücke wie “das gleiche” und “dasselbe” in umgangssprachlicher Bedeutung enthalten – *nicht* wie der Satz

(3) $5 + 5 = 10$.

sondern vielmehr so wie

(4) Annas Pullover hat dieselbe Farbe wie Berthas Pullover.

oder

(5) Anna ist genauso groß wie Bertha.

Keine zwei Personen sind *ganz* genau gleich groß. Das ist mit (5) auch nicht gemeint. Mit (5) ist lediglich gemeint, daß Annas Größe der von Bertha ähnelt – und zwar in einem Maße, das es gestattet, ein Wort wie “genauso” zu verwenden. Wie ähnlich sich Dinge sein müssen (und in welcher Hinsicht), damit wir ein solches Wort in angemessener Weise verwenden können, ist pragmatisch geregelt. Wenn es um die Größe von Personen geht, dann liegt dieser Maßstab vielleicht bei etwa einem Zentimeter. Sofern der Größenunterschied zwischen Anna und Bertha in diesem Rahmen liegt, betrachten wir (5) für gewöhnlich als wahr.

Die Idee ist, daß (2) auf dieselbe Weise funktioniert. Die fraglichen Überzeugungen von Anna und Bertha müssen nicht *haargenau* dieselben Begriffe involvieren, damit wir mit (2) etwas Wahres sagen. Das im letzten Paragraphen gegebene Beispiel scheint genau das zu zeigen. Per Voraussetzung involvieren die Überzeugungen Annas und Berthas, die sie beide durch Äußerung von

(6) Ich habe Schmerzen in der Gegend meines Herzens.

ausdrücken würden, *je verschiedene* Begriffe (“an der Herz-Stelle”).³¹⁷ Dennoch würden wir Annas und Berthas Verhalten (ihren jeweiligen Gang zum Arzt) nicht nur auf analoge Weise erklären (sie unter dieselbe Generalisierung subsumieren), wir wären *auch* bereit, dem Satz

(7) Anna und Bertha glauben beide (von sich selbst), daß sie Schmerzen in der Gegend ihres Herzens haben.

zuzustimmen. Wer diesen Satz auf eine ganz gewöhnliche Weise gebraucht, der scheint mit ihm in der geschilderten Situation etwas Wahres zu sagen.

Es scheint somit plausibel, die Identitäts-These zu verwerfen, und Entsprechung als eine Ähnlichkeits-Relation zu betrachten. Wenn das so ist, dann kann sich der moderate Holist auf diese Weise aus der Klemme des Realismus-Arguments befreien.³¹⁸

5.1.5 Was will der Ähnlichkeits-Theoretiker eigentlich?

Man kann sich fragen, was mit der These, Entsprechung sei nicht Typ-Identität, sondern Ähnlichkeit, eigentlich genau gemeint ist. Unter einem naheliegenden Verständnis von Ähnlichkeit *folgt* daraus, daß zwei Dinge Typ-identisch sind, daß sie ähnlich sind. Denn daß x und y F s von derselben Sorte (von demselben Typ) sind, heißt ja nichts anderes, als daß sie sich in einer bestimmten Hinsicht gleichen – und das wiederum bedeutet, daß x und y sich ähnlich sind. x und y gleichen sich, wenn sie Typ-identisch sind, in einer bestimmten Hinsicht, die für die Typ-Identität von F s ausschlaggebend ist. Im Falle von Autos oder Zigaretten ist das ihre “Herkunft” von demselben Hersteller, bei Weinen mag es um die Herkunft von demselben Winzer oder nur um die aus derselben Region (vielleicht auch aus demselben Jahr) gehen. Im Falle von Geldscheinen ist es die Art und Weise, in der sie (wie und vor allem von wem) bedruckt sind. Also: Typ-Identität ist nichts anderes als Ähnlichkeit in einer bestimmten Hinsicht. Wenn aber aus der Identität

³¹⁷ Das Wort “Überzeugung“ ist in diesem Paragraphen stets im Sinne von “Überzeugungs-Vorkommnis“ zu lesen.

³¹⁸ Nebenbei sei bemerkt, daß diese Reaktion natürlich auch einem *extremen* Holisten offensteht.

titäts-These *ohnehin folgt*, daß Entsprechung eine Ähnlichkeits-Relation ist; was will dann eigentlich der Ähnlichkeits-Theoretiker?

Aus der Identitäts-These folgt *nicht nur*, daß Entsprechung eine Ähnlichkeits-Relation ist. Es folgt aus ihr *auch*, daß Entsprechung eine Ähnlichkeits-Relation *einer ganz bestimmten Sorte* ist. Was der Ähnlichkeits-Theoretiker sagen will, muß streng genommen so ausgedrückt werden:

Entsprechung ist nicht Typ-Identität. Entsprechung ist eine Ähnlichkeits-Relation von einer anderen Art.

Was ist das Besondere an einer Ähnlichkeits-Relation, die zugleich auch eine Relation der Typ-Identität ist? Wenn wir mit einem Begriff der Typ-Identität für *Fs* operieren (d.h. – in erster Annäherung – wenn wir im Alltag manchmal verschiedene *Fs* als “*Fs* von derselben Sorte” zusammenfassen), dann gibt es *eine ganz bestimmte Hinsicht*, von der gilt: Dann, und nur dann, wenn verschiedene *Fs* sich *in dieser Hinsicht* gleichen, gehören sie demselben Typ an. Die Relation führt zu einer Zweiteilung aller Paare von *Fs* zwischen Typ-identischen und nicht Typ-identischen *Fs* und üblicherweise ist für alle Paare von *Fs* einigermaßen klar, ob sie Typ-identisch sind, oder nicht. Die oben genannten Beispiele sollten das hinreichend illustrieren.

Ähnlichkeits-Relationen, die keine Relationen der Typ-Identität sind, können sich davon erheblich unterscheiden. Anschaulich formuliert: Viele Ähnlichkeits-Relationen sind viel weniger *starr* als Relationen der Typ-Identität. Genau das haben die Freunde der These, daß Entsprechung Ähnlichkeit ist, im Auge. Sie meinen, die Entsprechungs-Relation sei nicht bipolar, und auch nicht bestimmt und starr genug, um als Relation der Typ-Identität von Überzeugungen zu gelten. Ned Block ist ein Freund der Ähnlichkeit, an dem sich das eben Gesagte demonstrieren läßt. Er schreibt:

“My guess is that a scientific conception of meaning should do away with the crude dichotomy of same/different meaning in favour of a multidimensional gradient of similarity of meaning. After all, substitution of a continuum for a dichotomy is how Bayesian decision theory avoids a host of difficulties – for example, the paradox of the preface – by moving from the crude pigeonholes of *believes/doesn't believe* to degrees of belief” (Block 1986: 90).

Der Identitäts-Theoretiker geht davon aus, daß unsere allerweltspsychologischen (impliziten) Vergleiche der Überzeugungs-Vorkommnisse verschiedener Personen (z.B. dann, wenn wir sie unter dieselbe Generalisierung subsumieren) so aufzufassen sich, daß wir (normalerweise) nur *hinsichtlich einer einzigen Frage* klassifizieren, nämlich: *Sind die fraglichen Überzeugungen Typ-identisch?* Der Ähnlichkeitstheoretiker geht davon aus, daß für die Rolle, die Überzeugungen in allerweltspsychologischen Erklärungen spielen, ganz verschiedene Aspekte wichtig sein können.

Das oben angeführte Zitat macht auch noch einen anderen Punkt deutlich, auf den ich noch kurz eingehen möchte: Block spricht hier gar nicht wörtlich von einer Relation zwischen Überzeugungen (oder anderen mentalen Phänomenen). Er spricht über Identität bzw. Ähnlichkeit von Bedeutungen bzw. Gehalten. Aber die These, daß sich Überzeugungen genau dann entsprechen, wenn sie (in der relevanten Hinsicht) ähnlich sind, läuft natürlich auf dasselbe hinaus wie die These, daß sich Überzeugungen genau dann entsprechen, wenn sie ähnliche Gehalte haben.³¹⁹ Die Begriffe der Typ-Identität von Überzeugungen und der (numerischen) Identität von Gehalten hängen unzertrennlich zusammen. Und dasselbe gilt für die Begriffe der Ähnlichkeit von Überzeugungen und der Ähnlichkeit von Gehalten. (Auch Entsprechung hatte ich ja sowohl für intentionale Phänomene als auch für Gehalte definiert.)

³¹⁹ Hier stütze ich mich auf das Individuationsprinzip aus § 1.1.4.

5.2 Das Dilemma-Argument

Der Schritt zur Ähnlichkeit scheint den Kopf des Holisten aus Fodors Schlinge zu befreien. Oder scheint das nur so?

Fodor und Lepore machen die begrifflichen Voraussetzungen einer Interpretation der Allerweltpsychologie deutlich, welche die fundamentale Relation der Entsprechung als Ähnlichkeit versteht:

“On such a view, similarity of meaning [rsp. content] is primitive relative to sameness of meaning, and the latter might be of interest only as a limiting case of the former [...]. Meaning similarity is real and robust, there is a lot of it around, and it is metaphysically prior to synonymy” (Fodor/Lepore 1999: 381).

An anderer Stelle erklärt Fodor, was in diesem Kontext mit “robust” gemeint ist:

“Such a notion must be robust in the sense that it preserves intentional explanations pretty generally” (Fodor 1998: 30).

Das Unternehmen einer Interpretation der Allerweltpsychologie auf der Basis einer Ähnlichkeits-Relation ist Fodor zufolge deshalb zum Scheitern verurteilt, weil ihm zufolge keine robuste Konzeption von Überzeugungs- bzw. Gehalt-Ähnlichkeit zur Verfügung steht. Seine These ist, daß es keinen Begriff gibt, der die beschriebene Rolle spielen könnte. Das *Dilemma-Argument* ist Fodors Argument für diese These.³²⁰

Auch das Dilemma-Argument wird von Fodor selbst im Hinblick auf einen extremen Holisten formuliert. Aber auch dieses Argument ist auf die Position des moderaten Holisten übertragbar. Ich werde hier genauso verfahren, wie ich schon beim Realismus-Argument verfahren bin. Ich werde das Argument zunächst in der Art darstellen, wie Fodor selbst es formuliert und anschließend erklären, warum es auch für den moderaten Holisten einschlägig ist. Schließlich werde ich versuchen zu zeigen, daß es eine Konzeption von Überzeugungs-Ähnlichkeit gibt, die von Fodors Argument nicht getroffen wird.

³²⁰ Ich gebrauche hier den vagen Ausdruck “Konzeption” um offen zu lassen, ob die simple Konzeption (a) bloß als ein Vorschlag für ein Kriterium für die Ähnlichkeit von Überzeugungen zu betrachten ist, oder (b) als eine Aussage darüber, worin die Ähnlichkeit von Überzeugungen besteht (wie die entsprechenden Eigenschaften metaphysisch konstituiert sind), oder (c) ob die simple Konzeption gar beansprucht, eine Erklärung des Begriffs der Ähnlichkeit von Überzeugungen zu liefern. Im gegebenen Kontext spielt es keine Rolle, wie die simple Konzeption genau betrachtet wird.

5.2.1 Die simple Konzeption von Überzeugungs-Ähnlichkeit

Stich hat einmal eine Idee bezüglich der Ähnlichkeit von Überzeugungen vorgetragen, die ich die “simple Konzeption” nennen werde:

“[I]f Boris and Mary both say ‘Abstract art is bourgeois’, we may count them as having similar beliefs if their other beliefs invoking the bourgeois-concept are similar [...]” (Stich 1983: 89).³²¹

Die simple Konzeption ist das primäre Ziel von Fodors Angriff. Für meine späteren Überlegungen ist es sinnvoll, die beiden folgenden Thesen, die von der simplen Konzeption impliziert werden, auseinanderzuhalten:

1. *Die Überlappungs-These*: Die Ähnlichkeit von Überzeugungen ist durch die “Überlappung” gewisser Entitäten konstituiert.

Natürlich ist die Rede vom “überlappen” hier metaphorisch zu verstehen. Dennoch sollte die Idee klar sein.

2. *Die Überzeugungs-These*: Die Ähnlichkeit von Überzeugungen ist durch die “Überlappung” von Überzeugungen konstituiert.

Es ist klar, daß die Überzeugungs-These die stärkere ist: Sie impliziert die Überlappungs-These, aber sie wird von dieser nicht impliziert. Die Überlappung von *welchen* Überzeugungen konstituiert die Ähnlichkeit der Überzeugungen, die Boris und Mary mit “Abstract art is bourgeois” ausdrücken? Stich spricht von denjenigen Überzeugungen, deren Gehalt den Begriff enthält, den Boris bzw. Mary mit “bourgeois” ausdrückt. Doch sicher möchte er nicht bestreiten, daß auch diejenigen Überzeugungen relevant sind, deren Gehalte die Begriffe enthalten, welche die beiden mit “art” und “abstract” ausdrücken.

Stich klingt an der zitierten Stelle so, als würde er annehmen, daß die Ähnlichkeit von Boris’ und Marys Überzeugungen von der Art und Weise der Überlappung *aller* ihrer weiteren Überzeugungen abhängt, deren Gehalte die relevanten Begriffe als Konstituenten haben. Doch von dieser – extrem holistischen – Annahme hängt im gegebenen Kontext nichts ab. Die simple Konzeption läßt sich ebensogut vor dem Hintergrund des moderaten Holismus betrachten, den ich im letzten Kapitel zu verteidigen versucht habe. Ich werde am Ende des nächsten Paragraphen darauf zurückkommen.

³²¹ Der Kontext, dem diese Stelle entnommen ist, macht klar, daß sie nicht Stichs offizielle Position in Sachen Ähnlichkeit von Überzeugungen wiedergibt. Das ist für meine Zwecke hier aber völlig irrelevant.

5.2.2 Das Dilemma

Fodors Argument ist in erster Linie ein Argument gegen die simple Konzeption. Der simplen Konzeption zufolge ist die Ähnlichkeit von Überzeugungen konstituiert durch eine Überlappung von (einer Menge von) bestimmten Überzeugungen. Intuitiv gesprochen: Die Ähnlichkeit zweier Überzeugungen hängt davon ab, ob eine bestimmte Menge anderer Überzeugungen geteilt werden.

“But now the question arises: what about the shared beliefs themselves; are they or aren't they literally shared? This poses a dilemma for the similarity theorist that is, as far as I can see, unavoidable” (Fodor 1998: 31).

Das Dilemma für den Verfechter der simplen Konzeption entsteht durch die folgende Frage:

Fodors Frage: *Was soll es heißen, daß sich Mengen von Überzeugungen „überlappen“? Müssen die Überzeugungen, aufgrund derer sich die Mengen „überlappen“ bloß ähnlich sein, oder müssen sie Typ-identisch sein?*

Der Ähnlichkeits-Theoretiker hat sich zwischen den beiden angebotenen Alternativen zu entscheiden. Eine dritte Möglichkeit scheint es nicht zu geben. Ich werde die beiden Antworten jetzt im Detail betrachten.

Erste mögliche Antwort: *Die fraglichen Überzeugungen brauchen sich nur ähnlich zu sein.*

Hier ist Fodors Entgegnung:

“[If the similarity theorist says] that the agreed beliefs aren't literally shared (viz. that they are only required to be similar), then his account of content similarity begs the very question it was supposed to answer: his way of saying what it is for concepts [rsp. beliefs] to have similar but not identical contents presupposes a prior notion of beliefs with similar but not identical contents” (Fodor 1998: 31f).

Das Problem ist offensichtlich: Ein Ähnlichkeits-Theoretiker, der diese Antwort gibt, wird bei einer *zirkulären* Konzeption der Ähnlichkeit von Überzeugungen enden. Und das ist fatal, egal ob er seine Konzeption als begriffliche Erläuterung verstanden wissen will, oder als Aussage darüber, wie die Ähnlichkeit von Überzeugungen metaphysisch konstituiert ist, oder einfach nur als Kriterium. Zirkularität wäre für alle drei Unternehmen vernichtend.

Lassen wir demnach die erste Antwort auf sich beruhen, und betrachten die

zweite mögliche Antwort: *Die fraglichen Überzeugungen müssen Typ-identisch sein.*

Fodor entgegnet:

“[If the similarity theorist says] that our agreed upon beliefs [...] are literally shared, then he hasn’t managed to do what he promised; viz. introduce a notion of similarity of content that dispenses with a robust notion of publicity [content identity?]” (Fodor 1998: 31).³²²

Betrachtet man, was Fodor hier sagt, so könnte man geneigt sein, zu sagen: *Wo ist das Problem?* – Nehmen wir einen Ähnlichkeits-Theoretiker wie Block.³²³ Er *hat* einen Begriff von Gehalt-Identität, und es gibt für ihn überhaupt keinen Grund, diesen Begriff zu verwerfen. Ein Ähnlichkeits-Theoretiker wie Block versucht deshalb auf einen Begriff von Überzeugungs-Ähnlichkeit zurückzugreifen, weil er (extremer) Holist ist, und auf diese Weise Fodors Realismus-Argument und einer Reihe weiterer Probleme ähnlichen Ursprungs begegnen möchte.³²⁴ Sein Grund liegt *nicht* darin, daß er glauben würde, der Begriff der Gehalt-Identität sei irgendwie inkohärent oder es gäbe irgendwelche anderen Gründe dafür, keinen Gebrauch von diesem Begriff zu machen. Was der Ähnlichkeits-Theoretiker braucht, ist nicht mehr und nicht weniger als einen robusten Begriff von Überzeugungsähnlichkeit – ob der nun den Begriff der Gehalt-Identität voraussetzt oder nicht.

Das alles zeigt, daß Fodor an der oben zitierten Stelle zumindest schlecht formuliert hat. Aber es deutet zugleich auch an, wo das wirkliche Problem mit der zweiten Antwort zu finden ist. Fodor und Lepore haben es bei einer anderen Gelegenheit klar aufgezeigt:

“[I]f you’re a holist, and your notion of belief identity is very unrobust, so that, de facto, people can hardly ever have the same belief, then it will also turn out that [...] people can hardly ever have *similar* beliefs” (Fodor/Lepore 1992: 19).

Solange der Holist keinen robusten Begriff von Gehalt-Identität hat, wird er – wenn er sich für die zweite Antwort entscheidet – auch keinen robusten Begriff von Überzeugungs-Ähnlichkeit haben. Denn wenn die Ähnlichkeit von Überzeugungen von der Typ-Identität anderer Überzeugungen abhängt, Überzeugungen verschiedener Personen aber niemals Typ-identisch sind, dann sind Überzeugungen verschiedener Personen einander auch niemals ähnlich. – Somit bekommt der Holist auch durch die zweite Antwort nicht das, was er braucht: einen robusten, interpersonal anwendbaren Begriff von der Ähnlichkeit von Überzeugungen.

³²² Ich gehe davon aus, daß es sich bei dem Wort “publicity” an dieser Stelle um einen Druckfehler handelt.

³²³ Siehe Block 1986.

³²⁴ Die weiteren Probleme werden z.B. in Block 1993: 1-2 dargestellt.

Das ist das Dilemma, das Fodor beschreibt. Soweit ich sehe, gibt es keinen *Ausweg* aus dem Dilemma. Aber das heißt natürlich nicht, daß es nicht vielleicht einen Weg gibt, das Dilemma von Anfang an zu *vermeiden*.

5.2.3 Das Dilemma des moderaten Holisten

Bevor ich auf die Frage zu sprechen komme, wie sich das Dilemma vielleicht vermeiden läßt, möchte ich klar machen, daß es nicht nur für den extremen, sondern auch für einen moderaten Holisten besteht. Daß die simple Konzeption von Ähnlichkeit, anhand derer Fodor das Dilemma beschreibt, sich gegenüber den verschiedenen holistischen Varianten neutral verhält, hatte ich schon im letzten Paragraphen erklärt. Nehmen wir also an, wir würden die simple Konzeption mit einem moderaten Holismus verknüpfen. Bestünde das Dilemma für eine derartige Position auch?

Das erste Horn des Dilemmas besteht auf jeden Fall auch für den moderaten Holisten.³²⁵ Es besteht darin, daß jemand, der die erste Antwort auf Fodors Frage wählt, sich eine zirkuläre Konzeption von Ähnlichkeit von Überzeugungen einhandelt. Die damit verbundenen Probleme sind völlig neutral gegenüber der Frage, ob die simple Konzeption extrem holistisch oder nur moderat holistisch gedeutet wird.

Ob *das zweite Horn* auch für den moderaten Holisten ein echtes Horn ist, kommt – wie schon bei der analogen Frage hinsichtlich des Realismus-Arguments – darauf an, wieviel Unbestimmtheit man unseren gewöhnlichen Begriffen beizumessen bereit ist. Denn davon hängt ab, wie (wenig) robust die zur Verfügung stehende Konzeption von Gehalt bzw. Überzeugungsidentität ist. Ich nehme an, daß das Maß der Unbestimmtheit in unseren gewöhnlichen Begriffen groß genug ist, um dafür zu sorgen, daß auch der moderate Holist durch Fodors Überlegung in Schwierigkeiten gebracht wird.

Ich nehme also an, daß das Dilemma auch für einen moderaten Holisten besteht.

5.2.4 Wie der Naturalist das Dilemma vermeiden kann

Fodors Dilemma-Argument läuft in zwei Schritten ab. Im *ersten* Schritt zeigt er, daß die simple Konzeption von Überzeugungs-Ähnlichkeit in ein Dilemma führt. Im *zweiten* Schritt generalisiert er die Konklusion: Er nimmt an, daß *jede* Konzeption von Überzeugungs-Ähnlichkeit in dasselbe Dilemma führt. Fodor beteuert, das Dilemma bestünde für jede Konzeption, von der er je gehört habe, und es sei plausibel, anzunehmen, daß es genereller Natur sei.³²⁶ Es ist der zweite Schritt von Fodors Argument, in dem ich ihm

³²⁵ Weil es so praktisch ist, übernehme ich hier die Rede von den beiden “Hörnern” eines Dilemmas aus dem Englischen.

³²⁶ Fodor 1998: 32.

nicht folgen werde. Ich werde versuchen zu zeigen, daß es wenigstens *eine* Konzeption der Ähnlichkeit von Überzeugungen gibt, die *nicht* in das Dilemma führt.

Welche Eigenschaft der simplen Konzeption genau ist dafür verantwortlich, daß sie in das Dilemma führt? Das Problem an der simplen Konzeption ist *nicht*, daß die Ähnlichkeit von Überzeugungen als eine *Überlappung* aufgefaßt wird. Es liegt nicht bei der Überlappungs-These. Das Problem ist vielmehr, daß die Ähnlichkeit von Überzeugungen als eine Frage der Überlappung *von Überzeugungen* aufgefaßt wird. Es liegt bei der Überzeugungs-These. Das ist leicht zu sehen: Würde die Ähnlichkeit von Überzeugungen nicht im Rekurs auf die Überlappung von Überzeugungen, sondern von etwas anderem erklärt, dann würde sich Fodors Frage überhaupt nicht stellen. Ob die fragliche Überlappung *jener anderen Entitäten* am besten im Sinne von Ähnlichkeit oder im Sinne von (Typ-)Identität verstanden werden sollte, ist dann eine ganz andere Frage. Und es gibt keinen besonderen Grund für die Annahme, daß auch diese Frage Anlaß zu einem Dilemma geben würde. Schließlich besteht das erste Horn von Fodors Dilemma in der drohenden *Zirkularität* der simplen Konzeption.

Der in meinen Augen nicht zu rechtfertigende Schritt in Fodors Argument besteht nun in dem Übergang von der Annahme, daß *die simple Konzeption* diese problematische Eigenschaft aufweist, zu der Annahme, daß *jede* Konzeption von Überzeugungs-Ähnlichkeit unter demselben Defekt leidet.

“The trouble, in a nutshell, is that all the obvious construals of *similarity of beliefs* (in fact, all the construals that I’ve heard of) take it to involve *partial overlap* of beliefs” (Fodor 1998: 32).

Die Art, in der Fodor hier hervorhebt, deutet darauf hin, daß er den Defekt der simplen Konzeption nicht genau lokalisiert. Es sieht aus, als würde er das Problem in der Überlappungs-These sehen, und nicht in der Überzeugungs-These. Das mag vielleicht erklären, warum Fodor ohne weiteres Argument annimmt, daß alle anderen Konzeptionen unter einem Defekt derselben Art leiden (denn *irgendeine* Form von Überlappung spielt tatsächlich für jede Konzeption von Ähnlichkeit eine Rolle). Doch diese Spekulationen sind der Sache nach natürlich ganz unwichtig.

Entscheidend ist dies: Es ist keineswegs klar, daß es nicht doch eine Konzeption gibt, die um das Problem der simplen Konzeption herumkommt. Meines Erachtens gibt es eine solche Konzeption. Es ist diejenige, welche durch die (am Ende des 3. Kapitels ausgebreitete) Idee nahegelegt wird, daß semantische Eigenschaften durch naturalistisch akzeptable funktionale Eigenschaften konstituiert sind. Nehmen wir an, die Tatsache, daß eine bestimmte Überzeugung den Gehalt, daß *p*, hat, sei konstituiert durch die Tatsache, daß die fragliche Überzeugung diese-und-jene funktionale Rolle spielt. Wenn das so ist, dann legt sich folgendes nahe:

Die funktionalistische Konzeption von Überzeugungs-Ähnlichkeit: *Die Eigenschaft zweier Überzeugungs-Vorkommnisse, sich in der-und-der Hinsicht, auf diese oder jene Weise zu ähneln, ist konstituiert durch Aspekte der funktionalen Rollen, welche die in die fraglichen Überzeugungen involvierten mentalen Sätze spielen. Damit sich die fraglichen Überzeugungen in einer bestimmten Hinsicht ähnlich sind, müssen sich die funktionalen Rollen der in sie involvierten mentalen Sätze in bestimmter Weise überlappen.*

Die funktionalistische Konzeption der Ähnlichkeit von Überzeugungen liefert uns nicht nur eine Aussage darüber, wodurch die Ähnlichkeit zweier Überzeugungen (in einer bestimmten Hinsicht) konstituiert ist; sie gibt uns – jedenfalls sofern die ins Spiel gebrachten funktionalen Eigenschaften naturalistisch akzeptabel sind – auch empirische Kriterien für die Ähnlichkeit von Überzeugungen (in bestimmten Hinsichten) an die Hand.³²⁷ Es gibt kein prinzipielles Hindernis dafür, die fraglichen funktionalen Eigenschaften als naturalistisch akzeptabel auszuweisen.³²⁸

Wenn die semantischen Eigenschaften von Überzeugungen tatsächlich

- (a) durch funktionale Eigenschaften konstituiert sind, und
- (b) die konstituierenden Eigenschaften naturalistisch akzeptabel sind,

dann gibt es empirische Kriterien für die Exemplifikation der konstituierenden Eigenschaften und also auch empirische Kriterien für die Exemplifikation der konstituierten Eigenschaften.

Das Dilemma entsteht für die angedeutete Konzeption von Ähnlichkeit deshalb nicht, weil Fodor angesichts ihrer gar nicht fragen kann: *Was ist mit den sich überlappenden Überzeugungen? Müssen die Typ-identisch oder bloß ähnlich sein?* – Denn die Sichtweise des naturalistischen Funktionalisten ist ja, daß die Ähnlichkeit von Überzeugungen durch eine Überlappung *der funktionalen Rollen der in die Überzeugungen involvierten mentalen Sätze* konstituiert ist. Von denen kann der Ähnlichkeits-Theoretiker nun behaupten, daß ihrer Überlappung eine Ähnlichkeits-Relation zugrunde liegt. Denn – erstens – führt das jetzt nicht mehr zu einer zirkulären Konzeption und – zweitens – gibt es, empirische Kriterien dafür, daß ein bestimmter Ausdruck eine bestimmte funktionale Rolle spielt, und folglich auch Kriterien dafür, daß zwei Ausdrücke in der-und-der Hinsicht) ähnliche funktionale Rollen spielen.

Wenn die Überlegungen dieses Paragraphen stimmig sind, dann zeigt Fodors Dilemma-Argument nicht, was es zeigen soll: daß sich keine Konzeption von Überzeugungs-Ähnlichkeit etablieren läßt, die für die Rolle der Entsprechungs-Relation geeignet

³²⁷ Vgl. § 3.3.4.

³²⁸ Dafür hatte ich am Ende des dritten Kapitels, vor allem aber anhand meines Vorschlags für empirische Kriterien für Analytizität in Kapitel 4 argumentiert.

wäre. Es scheint vielmehr, als hätte eine im Rahmen eines funktionalistischen und naturalistischen Bildes von Begriffen konzipierte Relation von Überzeugungs-Ähnlichkeit gute Chancen, die Rolle der Entsprechungs-Relation spielen zu können.

5.3 Ein Argument gegen die Identitätsthese

In § 5.1.4 habe ich einige Überlegungen angestellt, die auf einer eher intuitiven Ebene die Auffassung motivieren sollten, daß die Relation der Entsprechung zwischen Überzeugungen eine Ähnlichkeits-Relation ist, und nicht die Relation der Typ-Identität. Im letzten Abschnitt habe ich erklärt, wie Fodor die Idee, daß Entsprechung Ähnlichkeit sein könnte, attackiert, und ich habe versucht, zu zeigen, daß das Problem, das Fodor sieht, kein Problem ist für eine Konzeption von Ähnlichkeit, die sich aus dem Bild von Begriffen ergibt, das ich im 3. Kapitel gezeichnet habe.

In diesem Abschnitt möchte ich nun noch mehr tun. Ich möchte ein Argument formulieren für die These, *daß Entsprechung auf gar keinen Fall Relation als Typ-Identität gedeutet werden kann.*

Für das Argument setzte ich den intentionalen Realismus sowie die minimale Theorie allerweltpsychologischer Erklärungen voraus. Vor dem Hintergrund dieser beiden Voraussetzungen werde ich dafür argumentieren, daß die Identitäts-These inkompatibel ist mit dem Annahme, daß Glauben eine dreistellige Relation zwischen Personen, Sachverhalten und Gegebenheitsweisen ist. Die zuletzt erwähnte These nenne ich "das dreistellige Bild" (von Überzeugungen). Am Ende von Kapitel 2 hatte sich die dreistellige Auffassung als das plausibelste Bild von Überzeugungen herauskristallisiert. Dort habe ich auch die Überlegenheit dieses Bildes allen anderen gängigen Konzeptionen der Glaubens-Relation gegenüber ausführlich begründet.

Im folgenden werde ich also versuchen, die Inkompatibilität der folgenden vier Thesen zu begründen (und darin wird der Kern meines Arguments bestehen):

- (1) Intentionaler Realismus,
- (2) die minimale Theorie-Theorie,
- (3) das dreistellige Bild der Glaubens-Relation, und
- (4) die Identitäts-These.

Nicht nur ich halte die ersten drei Thesen für wahr. Auch Fodor tut das. Und auch er kann auf keine der drei Thesen verzichten, ohne in arge Bedrängnis zu kommen. Wenn es mir also gelingen sollte, plausibel zu machen, daß die vier Thesen inkompatibel sind, dann läge es auch für Fodor nahe, (4) fallen zu lassen.

5.3.1 Interpersonale Identität von Gegebenheitsweisen

Es folgen einige vorbereitende Überlegungen. Wenn (1) und (2) wahr sind, und wenn sich Personen manchmal so verhalten, daß sich, was sie tun, in ähnlicher Weise erklären läßt (was unstrittig sein sollte), dann ergibt sich:

\ddot{U}_M Manchmal haben verschiedene Personen Typ-identische Überzeugungen.

Ein angemessener intentionaler Realismus erfordert (darauf hatte ich schon in § 5.1.2 hingewiesen), daß wir mit unseren allerweltpsychologischen Zuschreibungen und Erklärungen nicht bloß *zufällig* erfolgreich sind, sondern, daß wir in ihnen *gerechtfertigt* sind. Wenn wir aber manchmal in unseren Erklärungen gerechtfertigt sind, und dieser Erklärungen bestehen – wie (2) besagt – in der Subsumption von Personen unter Generalisierungen, dann scheinen diese Erklärungen auf einem Wissen darüber zu basieren, daß gewisse Personen sich in Typ-identischen intentionalen Zuständen befinden.³²⁹ Daraus ergibt sich ein *epistemisches* Korrelat zur *metaphysischen* These \ddot{U}_M – nämlich

\ddot{U}_E Manchmal wissen wir von verschiedenen Personen, daß sie Typ-identische Überzeugungen haben.

An dieser Stelle kommt das dreistellige Bild von Überzeugungen ins Spiel. (3) zufolge müssen die beiden Thesen so gelesen werden:

\ddot{U}_M' $(\exists a)(\exists b)(\exists p)(\exists m) [B(a, p, m) \& B(b, p, m) \& a \neq b]$.

\ddot{U}_M' Manchmal gibt es ein a, b, p, und m, so daß irgendjemand weiß, daß $B(a, p, m) \& B(b, p, m) \& a \neq b$.³³⁰

Die Frage ist nun: Unter welchen Bedingungen sind diese Sätze wahr? – Oder auch:

Unter welchen Bedingungen sind Gegebenheitsweisen von verschiedenen Personen identisch? Und unter welchen Bedingungen weiß jemand, daß die Überzeugungen verschiedener Personen involvierten Gegebenheitsweisen identisch sind?

So weit ich sehe, hat niemand eine befriedigende Antwort auf diese Fragen. Denkt man über sie nach, so stößt man schnell auf eine andere, fundamentalere Frage:

³²⁹ Ich rede der Einfachheit halber hier wie im folgenden nur von Zuständen. Von Ereignissen ließe sich Analoges sagen.

³³⁰ Diese Formulierungen setzen voraus, daß Gegebenheitsweisen abstrakte Entitäten sind, welche in die Überzeugungen verschiedener Personen involviert sein können. Fodor glaubt, daß Gegebenheitsweisen mentale Sätze sind. Weil es Sinn macht, zwischen Vorkommnissen und Typen mentaler Sätze zu unterscheiden, macht es auch aus Fodors Perspektive Sinn, zwischen Vorkommnissen und Typen von Gegebenheitsweisen zu unterscheiden. Wer Fodors Perspektive teilt, der möge in meinen Formulierungen "Gegebenheitsweise" im Sinne von "Typ von Gegebenheitsweisen" lesen.

Auf welcher Basis sollten wir die obigen Fragen beantworten? Wo sollen Bedingungen für die interpersonale Typ-Identität von Gegebenheitsweisen herkommen?

Auch auf diese Frage scheint niemand eine Antwort zu haben. Es sieht aus, als gäbe es nur zwei prinzipielle Möglichkeiten, wie die Frage beantwortet werden könnte.

Erste Möglichkeit: der Begriff. Die gesuchten Bedingungen könnten sich aus dem Begriff einer Gegebenheitsweise ergeben. Es könnte sich mit dem Begriff der Gegebenheitsweise in dieser Hinsicht so verhalten wie mit dem Begriff eines Sachverhalts. Aus dem Begriff des Sachverhalts ergeben sich Identitätsbedingungen für die Objekte, die unter ihn fallen. (Ein wichtiger Unterschied zwischen [Sachverhalt] und [Gegebenheitsweise] ist, daß es im Falle des ersten Begriffs natürlich keinen Sinn macht, eine intra- und eine interpersonale Verwendung zu unterscheiden.) Ist der Begriff einer Gegebenheitsweise ebenfalls von dieser Art? – In § 2.4.2 habe ich den Begriff eingeführt – und zwar anhand der folgenden

minimalen Definition: Die Bedeutung des Wortes “Gegebenheitsweise” ist (wenigstens) durch Freges Bedingung gegeben.

Auch Freges Bedingung sei der Übersichtlichkeit halber noch einmal angeführt:

”First, it says that a rational person x may both believe and disbelieve that a certain thing or property y is such and such only if there are distinct modes of presentation m and m' such that x believes y to be such and such under m and disbelieves it to be such and such under m' .

Then it says that there are distinct modes of presentation m and m' such that rational person x believes y to be such and such under m and disbelieves y to be such and such under m' only if x fails to realize that m and m' are modes of presentation of one and the same thing” (Schiffer 1990c: 252).

Freges Bedingung sagt uns *nichts* über die Bedingungen, unter denen verschiedene Personen Überzeugungen mit Typ-identischen Gegebenheitsweisen haben. Nun hatte ich eben aus diesem Grund nur eine *minimale* Definition gegeben: Ich hatte den Begriff “offen gelassen” für weitere definierende Klausel, die vielleicht seine interpersonale Anwendung regeln. Doch bisher haben sich keine Sätze aufgedrängt, die als weitere implizite Definierer in Frage kämen. Ich gehe also bis auf weiteres davon aus, daß der Begriff einer Gegebenheitsweise keine Bedingungen für interpersonale Identität von Gegebenheitsweisen enthält.

Zweite Möglichkeit: Die Gegebenheitsweisen selbst. Das Problem, eine Antwort auf die Frage zu finden, was Gegebenheitsweisen eigentlich sind (bzw. welche Entitäten die Rolle von Gegebenheitsweisen spielen), hatte ich in § 2.4.3 als das “Problem der Gegebenheitsweisen” bezeichnet. Möglicherweise würde uns eine zufriedenstellende Antwort auf diese Frage mit dem versorgen, was wir suchen. Die Idee ist diese: Wenn wir wüßten, daß Gegebenheitsweisen – sagen wir – *Fs* sind, und wir außerdem interpersonal anwendbare Identitätsbedingungen für *Fs* hätten, dann hätten wir auch interpersonal anwendbare Identitätsbedingungen für Gegebenheitsweisen. – Diese Überlegung ist sicher zutreffend, aber sie scheint uns nicht weiterzuhelfen. Denn selbst wenn wir wüßten, daß Gegebenheitsweisen *Fs* sind, müßten wir noch keine interpersonal anwendbaren Identitätsbedingungen für *Fs* kennen.

Betrachtet man die gängigen Vorschläge, wie das Problem der Gegebenheitsweisen zu lösen ist, so stellt man fest, daß wir für die Entitäten, die immerhin Kandidaten für die Rolle von Gegebenheitsweisen sind, keine solchen Bedingungen kennen. Fodor etwa, der glaubt, daß Gegebenheitsweisen mentale Sätze sind, muß einräumen, daß er keine interpersonal anwendbaren Kriterien für die Typ-Identität mentaler Sätze angeben kann.³³¹ Ich habe in Kapitel 3 nahegelegt, daß Gegebenheitsweisen durch gewisse Aspekte der von (öffentlichen oder mentalen) Ausdrücken gespielten funktionalen Rollen konstituiert sind. Aber ich kenne niemanden, der zufriedenstellende Bedingungen für die interpersonale Identität jener Aspekte funktionaler Rollen anzugeben wüßte. (Ich weiß nicht einmal, wie jene “Aspekte” genau zu spezifizieren sind.)

5.3.2 Das Argument

Erste Prämisse: Niemand kann (im Moment) die Bedingungen spezifizieren, unter denen Überzeugungen verschiedener Personen identische Gegebenheitsweisen involvieren. Was für eine Sorte von Problem ist das? Es gibt zwei Möglichkeiten:

Möglichkeit E: Gegebenheitsweisen *haben* interpersonale Identitätsbedingungen, aber niemand *kennt* sie. In diesem Falle ist unser Problem “nur” epistemisch.

Möglichkeit M: Gegebenheitsweisen haben einfach keine interpersonalen Identitätsbedingungen. In diesem Falle ist unser Problem metaphysischer Natur.³³²

³³¹ Siehe § 5.4.3.

³³² Man kann sich Möglichkeit M auch so zurechtlegen: Alle Sätze der Form “ $(\exists a) (\exists b) (\exists p) (\exists m) [B(a, p, m) \& B(b, p, m) \& a \neq b]$ ” sind weder wahr noch falsch.

Zweite Prämisse: Das dreistellige Bild der Glaubens-Relation und die Identitäts-These implizieren gemeinsam (via \ddot{U}_M und \ddot{U}_E):

G_M Manchmal involvieren die Überzeugungen verschiedener Personen identische Gegebenheitsweisen.

G_E Manchmal weiß jemand, daß die Überzeugungen verschiedener Personen identische Gegebenheitsweisen involvieren.

Dritte Prämisse: Wenn Möglichkeit E der Fall ist, dann ist G_E falsch. Wenn Möglichkeit M der Fall ist, dann sind sowohl G_M als auch G_E falsch.

Erste Konklusion: Wenn das dreistellige Bild von Überzeugungen richtig ist, dann ist die Identitätsthese falsch.

Vierte Prämisse: Das dreistellige Bild von Überzeugungen ist richtig.

Zweite Konklusion: Die Identitäts-These ist falsch.

Ich möchte hier nur einen möglichen Einwand gegen das Argument diskutieren. Man mag mir die Schlüssigkeit des vorgetragenen Arguments zugestehen, mir aber folgendes entgegenhalten: "Aus dem Begriff einer Gegebenheitsweise, so wie du ihn mit deiner minimalen Definition festgelegt hast, ergibt sich tatsächlich nichts hinsichtlich der Bedingungen seiner interpersonalen Anwendung. Aber das ist vielleicht einfach ein Problem deiner Definition!"

Angesichts dieses Einwands kann ich nur wiederholen, was ich im zweiten Kapitel bereits gesagt habe: Ich habe den "Gegebenheitsweise" so definiert, daß der Ausdruck einen sehr intuitiven und alltäglichen Begriff ausdrückt. Von dem fraglichen Begriff machen wir alle ganz intuitiv Gebrauch, wenn wir mit Frege-Fällen konfrontiert sind. Wir können uns das leicht klar machen, indem wir überlegen, wie wir selbst *erklären* würden, wie es kommt, daß Anna rationalerweise glaubt, was sie glaubt. – Wir würden so etwas sagen wie: "Na ja, Anna weiß eben nicht, daß Elsa Jones Madonna ist. Deshalb kann sie von Madonna *als* Madonna glauben, daß sie musikalisch ist, ohne das von Madonna *als* Elsa Jones zu glauben." Mit dem "als" – so scheint es – machen wir hier von genau dem Begriff Gebrauch, den ich definiert habe.

Wer sich auf einen reichhaltigeren Begriff von Gegebenheitsweisen berufen will, muß sich des Umstandes bewußt sein, daß es sehr leicht ist, den intuitiven Boden zu verlieren. Die Legitimation eines Begriffs, der diese intuitiv Anbindung nicht hat, ist aber zumindest fragwürdig.

Ich möchte natürlich nicht behaupten, daß es *unmöglich* ist, den Begriff der Gegebenheitsweise als einen zu erweisen, der tatsächlich die gesuchten interpersonalen Identitäts-

tätskriterien enthält. Ich behaupte lediglich, daß mir nicht klar ist, wie das Unternehmen zu bewerkstelligen wäre.

5.4 Hat Fodor ein Holismus-Problem?³³³

In diesem letzten Kapitel werde ich versuchen, die dialektische Lage in der Auseinandersetzung zwischen Fodor und den Vertretern des Standard-Bildes von Begriffen darzustellen. Ich spreche im folgenden prinzipiell über Vorkommnisse intentionaler Phänomene, nicht über Typen.

5.4.1 Fodors zentrale semantische These

Um zu verstehen, wie Fodor mit dem kognitiven Aspekt intentionaler Phänomene umgeht, ist es wichtig zu wissen, was – in etwa – er unter “content” versteht (und vor allem: was nicht). Bisher genügte mir der Umstand, daß Fodors Gebrauch von “content” und mein Gebrauch von “Gehalt” beide im Rahmen der *Idee* liegt, die Philosophen mit diesen Ausdrücken verbinden. Mit zwei Gehalt-Begriffen zu arbeiten, hätte die Diskussion nur unnötig verkompliziert. Schließlich gibt es eine etablierte philosophische Verwendungsweise. Aber die philosophische Gebrauchsweise ist natürlich vage. Sie bietet ein ganzes Spektrum von Möglichkeiten, was der Ausdruck *genau* bedeuten könnte. Und darauf kommt es jetzt an.

Fodor gibt nirgendwo eine offizielle Definition von “content”. An der folgenden Stelle nennt er aber zumindest *einen* impliziten Definierer:

“By definition, an intentional generalization is one that subsumes psychological states by reference to their intentional contents” (Fodor 1994: 4).

Sicher, es könnte sein, daß Fodor noch weitere Klauseln für eine implizite Definition von “content” im Hinterkopf hat. Darüber kann ich nur spekulieren. Im folgenden werde ich aber mit der Hypothese arbeiten, daß der soeben angeführte implizite Definierer der einzige ist. Fodors “content” werde ich im Deutschen durch “F(odor)-Gehalt” wiedergeben.

Definition: Der F-Gehalt eines intentionalen Phänomens ist dasjenige an ihm, aufgrund dessen es (bzw. sein Träger) unter die-und-die intentionalen Generalisierungen fällt.

Im ersten Kapitel dieser Arbeit habe ich dafür argumentiert, daß *der Gehalt* (in meinem Sinne!) dasjenige an einem intentionalen Phänomen ist, aufgrund dessen es (sein Träger) unter die-und-die intentionalen Generalisierungen fällt.³³⁴ Was Fodor hier zur Defi-

³³³ Vgl. zu diesem Abschnitt auch Tatzel 1999.

³³⁴ Siehe § 1.5.2.

dition von "F-Gehalt" gebraucht, gilt m.E. auch von Gehalten. Die Prädikate "Gehalt" und "F-Gehalt" sind *meines Erachtens* koextensional.

Doch Fodor ist in diesem Punkt anderer Meinung: er glaubt *nicht*, daß "Gehalt" und "F-Gehalt" koextensional sind – und das ist für alles, was folgt, entscheidend.

Fodors zentrale semantische These: F-Gehalte sind Repräsentate. Propositionale F-Gehalte sind demzufolge Sachverhalte.

Das ist nun keine Definition, sondern eine substantielle These. Es ist die zentrale These in Fodors Pariser Jean Nicod-Lectures *The Elm and the Expert*.³³⁵ Er selbst und viele seiner Interpreten sehen diese Vorlesungen als einen Wendepunkt in Fodors Ansichten zur Semantik. Den Kern des "neuen" Fodor macht genau die erwähnte These aus. (Im Rahmen einiger weiterer Voraussetzungen, die Fodor macht, ist sie äquivalent mit der These des informationalen Atomismus – siehe § 4.1.4.) Die zentrale These ist *prima facie* unplausibel. Das sieht auch Fodor selbst so. Denn es scheint doch auf der Hand zu liegen, daß insbesondere der *kognitive Aspekt* eines intentionalen Phänomens dafür verantwortlich ist, daß es unter die-und-die Generalisierungen fällt. Doch der zentralen These zufolge, spielt der kognitive Aspekt dabei *keine* Rolle. Die These besagt, daß allein das intentionale Objekt eines Phänomens für dessen allerweltspsychologische Rolle verantwortlich ist.

Die zentrale These wird in *The Elm and the Expert* nicht *hergeleitet*. Sie wird im Stil einer Arbeitshypothese *vorgeschlagen*. Die wesentliche Motivation für die zentrale These ist negativ: Alle Versuche, ein Bild von F-Gehalten zu zeichnen, demzufolge diese einen kognitiven Aspekt aufweisen, sind Fodor zufolge gescheitert. (Er glaubt das aus genau den Gründen, die ich im 4. und 5. Kapitel dargestellt und zurückgewiesen habe.) Gegen die zentrale These sprechen natürlich die Frege-Fälle. Denn in den Frege-Fällen haben wir Personen mit (sagen wir) Überzeugungen, die jeweils genau denselben Sachverhalt repräsentieren, aber – das dachte jedenfalls jeder vor Fodor – die eine dieser Überzeugungen ist dafür verantwortlich, daß die fragliche Person unter eine bestimmte Gruppe von Generalisierungen G1 fällt, während die zweite dafür verantwortlich ist, daß die Person unter eine von G1 verschiedene Gruppe von Generalisierungen G2 fällt.

Hier ist ein Beispiel: Kurz nach seiner Hochzeit glaubte Ödipus, Iokaste geheiratet zu haben. Später glaubte er außerdem, seine Mutter geheiratet zu haben. Diese beiden Überzeugungen Ödipus' repräsentieren genau denselben Sachverhalt. Sie haben folglich denselben F-Gehalt. Aber die beiden Überzeugungen haben ganz verschiedene kausale Profile. Sie sind durch verschiedenes verursacht und sie verursachen verschiedenes. Im

³³⁵ Siehe vor allem Kapitel 2.

Rekurs auf die beiden Überzeugungen lassen sich sehr verschiedene Aspekte von Ödipus' Verhalten erklären.

Soweit würde auch Fodor die Beschreibung akzeptieren. Was er *nicht* akzeptiert, ist dies: Ödipus fällt aufgrund der einen dieser beiden Überzeugungen unter eine Menge intentionaler Generalisierungen, und aufgrund der anderen Überzeugung fällt er unter eine andere Menge von Generalisierungen. Das bestreitet Fodor. Denn Personen fallen *aufgrund der F-Gehalte* ihrer Überzeugungen (und anderer intentionaler Phänomene) unter allerweltspsychologische Generalisierungen. Aber die F-Gehalte der beiden Überzeugungen von Ödipus sind identisch. Fodors Idee ist, daß Frege-Fälle, also Fälle wie der von Ödipus, nicht als *Gegenbeispiele* zu solchen intentionalen Generalisierungen zu betrachten sind, die Personen allein aufgrund der Repräsentate ihrer intentionalen Zustände und Ereignisse unter sich befassen. Die Frege-Fälle stellen vielmehr *Ausnahmen* von diesen Generalisierungen dar. Alle Generalisierungen außerhalb der basalen Physik haben Ausnahmen. Auch die der Allerweltspsychologie. Ich kann diese Dinge im Rahmen dieser Arbeit leider nicht eingehend darstellen.

5.4.2 Die Individuation intentionaler Phänomene

Der Punkt, der mich hier interessiert, ist folgender: Kurz nach seiner Hochzeit glaubte Ödipus, Iokaste geheiratet zu haben. Später glaubte er außerdem, seine Mutter geheiratet zu haben. Auch Fodor bestreitet nicht, daß es sich hierbei um *zwei verschiedene Überzeugungen* handelt. Die Überzeugungen sind Fodor zufolge verschieden, *obwohl* sie denselben F-Gehalt haben. *Wenn* Fodors zentrale These richtig ist, dann besteht zwischen Gehalten und F-Gehalten der folgende entscheidende Unterschied:

Überzeugungen sind durch ihren Träger, ihre zeitliche Dauer und ihren Gehalt eindeutig individuiert. Aber Überzeugungen sind durch ihren Träger, die Zeit, und ihren F-Gehalt nicht eindeutig individuiert.

Hier ist Fodors eigene Formulierung:

“It’s pretty widely supposed [...] that propositional attitudes are, at best, two place relations; viz., between a creature and a proposition. By contrast, my story is going to be that propositional attitudes are really *three* place relations; viz., between a creature, a proposition, and a mode of presentation. According to this view, Oedipus’ desire to marry Jocasta had, as its content, a (broadly individuated) proposition [a state of affairs] which may be described, indifferently, as the proposition *that O marries J* or as the proposition *that O marries M*. But though the desire to marry J has, *ipso facto*, the same content as the desire to marry M, and hence falls under the same intentional laws, it

does not follow that they are the same desire. In fact, they aren't; they differ in their modes of presentation" (Fodor 1994: 47).³³⁶

Nehmen wir an, Fodors zentrale These sei richtig. In diesem Falle müßte es neben dem Träger, der Zeit, dem Modus und dem F-Gehalt eines intentionalen Phänomens noch etwas anderes geben, wodurch es individuiert ist. Das sieht auch Fodor so:

"Oedipus shows that *if intentional contents are broad [if they are states of affairs], then something other than content must be able to distinguish between propositional attitudes*. So be it; propositional attitudes are different if they differ in their modes of presentation. Modes of presentation (have I mentioned this?) are (Mentalese) sentences; sentences are different if they differ in their syntax" (Fodor 1994: 49).

Das ist Fodors Theorie über die Individuation intentionaler Phänomene.

Was hat Fodors Theorie über interpersonale Vergleiche zu sagen? – Ich werde die Frage anhand eines Beispiels erörtern. Unter welcher Bedingung der Satz

s Anna und Bertha glauben beide, daß der Mont Blanc der höchste Berg Europas ist.

wahr? – Aus dem, was ich über Fodors Position gesagt habe, ergibt sich

Fodors Antwort: *s* ist genau dann wahr, wenn gilt: Es gibt einen mentalen Satz *P* in Annas *lingua mentis*, und es gibt einen mentalen Satz *Q* in Berthas *lingua mentis*, so daß gilt:

- 1. [Modus:]** Anna steht in der für Glauben charakteristischen Relation zu *P* und Bertha steht in eben jener Relation zu *Q*.
- 2. [F-Gehalt:]** *P* und *Q* repräsentieren beide den Sachverhalt, daß der Mont Blanc der höchste Berg Europas ist.
- 3. [Gegebenheitsweisen:]** *P* und *Q* sind Vorkommnisse desselben Typs.

Es ist offensichtlich: Fodor zufolge ist die Frage, ob *s* wahr ist, davon abhängig, ob *P* und *Q* mentale Sätze *desselben* Typs sind. Fodors Theorie ist abhängig von einer interpersonal anwendbaren Konzeption der Typ-Identität mentaler Ausdrücke.

5.4.3 Typ-Identität mentaler Repräsentationen

Die Frage, unter welcher Bedingung zwei Vorkommnisse mentaler Sätze desselben Typs sind, gehört – so sollte man jedenfalls meinen – zu den Kernfragen des Repräsen-

³³⁶ Es ist wichtig zu sehen, daß Fodor hier *nicht* dem Individuationsprinzip für intentionale Phänomene, das ich in § 1.1.4 angeben habe, widerspricht. Fodor tut dies nur dem Buchstaben, nicht der Sache nach. Das liegt einfach daran, daß [F-Gehalt] verschieden ist von [Gehalt].

tionalismus. Es liegt also nichts näher, als bei Fodor selbst nach einer Antwort zu suchen. Seine offizielle Stellungnahme befindet sich in einem Appendix zu *The Elm and the Expert*. Dort ist folgendes zu lesen: Wir können mentale Sätze weder im Rekurs auf physische Eigenschaften individuieren (weil das den Repräsentationalismus auf einen Eigenschafts-Physikalismus festlegen würde),³³⁷ noch können wir dies im Rückgriff auf semantische Eigenschaften bewerkstelligen (weil es gegen das Naturalismus-Desiderat verstoßen würde).³³⁸ Was bleibt, ist eine *funktionale* Erklärung:

“I’ll spare you the details, but here’s a sketch of how I think it goes. The characterization of the type/token relation for Mentalese is functional, recursive, and (what else?) highly counterfactual.

Suppose we have a machine that computes in Mentalese. For convenience, suppose that it has an input tape and an output tape, and that Mentalese can be written on either. I assume that we can recognize the *numerical* identity of the machine’s states, hence that the notion of *numerically identical tape states* is available to us to use for the characterization of *type* identity for Mentalese symbols. Suppose that T1 and T2 are token inscriptions that do or can appear on the machine’s tapes. Then:

1. T1 and T2 are tokens of the same type if, for any machine process (i.e., for any operation compatible with the machine’s table), the numerically same output state that was (or would have been) produced by the machine when it was given T1 as input would have been produced if the input had been T2; and vice versa.

2. If Ti and Tj belong to the same symbol type by criterion 1, then Tm and Tn belong to the same symbol type if any machine process that yielded (or would have yielded) Ti as output given Tm as input would have issued in Tj as output if the input had been Tn.

3. The type/token relation for primitive expressions is closed under 1 and 2.

The basic idea is that two tokens are of the very same type if they would both cause the machine to be in the very same states, i.e., in the *numerically* same states” (Fodor 1994: 108-109).³³⁹

Eine umfassende Theorie der Typ-Identität mentaler Repräsentation würde wenigstens das folgende spezifizieren:

³³⁷ Fodor ist ja minimaler Naturalist – siehe § 3.3.1.

³³⁸ Fodor erkennt ja mein Naturalismus-Desiderat an – siehe § 3.3.4.

³³⁹ Natürlich ist intendiert, daß die Rede von Maschinen auch auf Personen übertragbar ist. – Fodor definiert hier strenggenommen nur für *primitive* Ausdrücke der *lingua mentis*. Hinsichtlich komplexer Ausdrücke ist die Frage nach ihrer Typ-Identität im Rekurs auf ihre primitiven Teile und die Art ihrer Zusammensetzung zu beantworten. Wer aber eine Antwort auf die Frage sucht, ob zwei komplexe Ausdrücke aus Typ-identischen primitiven Ausdrücken zusammengesetzt sind oder nicht, ist auf das hier angegebene Kriterium zurückgeworfen. Alles hängt letztlich an der Frage, wie die Typ-Individuation für die primitiven Ausdrücke vorgenommen wird.

- (1) Notwendige Bedingungen für den intrapersonalen Fall.
- (2) Hinreichende Bedingungen für den intrapersonalen Fall.
- (3) Notwendige Bedingungen für den interpersonalen Fall.
- (4) Hinreichende Bedingungen für den interpersonalen Fall.

Fodor beschränkt sich in seiner offiziellen Stellungnahme auf (2). Doch das ist für die Zwecke seiner Theorie viel zu mager. Fodor *schweigt* schlicht und ergreifend mit Bezug auf die Frage nach der interpersonalen Typ-Identität mentaler Repräsentationen.

Im Kontext seiner eigenen Theorie einerseits und seines Angriffs gegen den Holisten andererseits, hat dies eine bemerkenswerte Konsequenz: Der Kern des Realismus-Arguments läßt sich so auf den Punkt bringen: Das Argument soll zeigen, daß die holistische Position falsch ist, weil sie darauf hinausläuft, daß *de facto* alle Sätzen der Form

[x und y glauben (wünschen, denken etc.) beide, daß p]

falsch sind. Doch wenn man in Betracht zieht, daß mentale Repräsentationen in Fodors eigener Theorie die Rolle von Gegebenheitsweisen spielen, folglich intentionale Phänomene (mit)individuierten, und dann feststellt daß Fodor sich über die interpersonale Typ-Individuation mentaler Repräsentationen ausschweigt, dann stellt sich die ganze Sache so dar: Fodor greift den Holisten für eine Antwort auf eine (zentrale) Frage an, zu der er selbst schweigt. Und mehr noch: Es sieht so aus, als habe Fodors Schweigen einen guten Grund. Denn wenn man überlegt, wie er die Frage nach der interpersonalen Typ-Identität mentaler Repräsentationen beantworten könnte, dann sieht es so aus, als stünde er *Skylla* und *Charybdis* gegenüber.

5.4.4 *Skylla, Charybdis und ein gemeinsames Problem*

Um seiner Antwort auf die Frage nach der Wahrheitsbedingung von *s* Substanz zu verleihen, müßte Fodor seine Konzeption der Typ-Identität mentaler Repräsentationen ausbauen. Was, also, wäre zu tun?

Erstens müßte Fodor *notwendige* Bedingungen für intrapersonale Typ-Identität mentaler Sätze spezifiziert werden. Dazu müßte Fodor in seiner Erklärung unterscheiden zwischen solchen *output states*, die für die Typ-Identität von *T1* und *T2* relevant sind, und solchen, die dies nicht sind. Diese Unterscheidung würde im Rahmen von Fodors Theorie dieselbe Rolle spielen wie die Unterscheidung zwischen bedeutungskonstitutiven und nicht bedeutungskonstitutiven (bzw. analytischen und synthetischen) Sätzen bzw. Inferenzen im Rahmen eines nicht oder nur moderat holistischen Netzwerk-Modells. Das ist *Skylla*.

Die einzige Möglichkeit, um eine solche Unterscheidung herumzukommen, bestünde für Fodor darin, dasjenige, was er in der zitierten Passage als bloß hinreichende Be-

dingung für die Typ-Identität mentaler Sätze deklariert, zugleich auch als notwendige Bedingung zu betrachten. Damit würde Fodor aber selbst eine extrem-holistische Position hinsichtlich der Individuation intentionaler Phänomene einnehmen. Das ist Charybdis. – Dieses Dilemma stellt sich bereits ein, solange wir nur den intrapersonalen Fall betrachten.

Zweitens müßte Fodor seine Erklärung so erweitern, daß sie auch den *interpersonalen* Fall abdeckt. Naheliegender wäre, dies auf die hier angedeutete Weise zu versuchen:

Es sei *T1* ein Inskriptionsvorkommnis in Maschine *M1* und *T2* ein solches in *M2*. *T1* und *T2* sind Vorkommnisse desselben Typs, wenn gilt: *Wenn M1 und M2 sich in genau denselben Maschinenzuständen befinden, dann...*

Der Haken hierbei ist, daß man *ohne* Rückgriff auf einen – um im Bild zu bleiben – intermaschinellen Begriff der Typ-Identität mentaler Sätze erklären müßte, was es heißen soll, daß *M1* und *M2* sich in genau denselben Maschinenzuständen befinden. Andernfalls würde das Kriterium zirkulär.

Das m.E. Erstaunlichste an diesen Überlegungen ist, daß sie zeigen, wie strukturell analog die Probleme sind, die sich für den Netzwerk-Theoretiker einerseits und Fodor andererseits stellen. Zwar hat Fodor Analytizität und Holismus aus dem Bereich des F-Gehalts verbannt – und damit aus dem Bereich dessen, was er als “Semantik” bezeichnet. (Er hat dies, durch seine zentrale These, auf eine Weise getan, die vom Vorwurf der Willkür kaum gänzlich freigesprochen werden kann.) Doch die alten Fragen kehren in neuem Gewand zurück, wenn die Frage nach der Individuation der intentionalen Phänomene selbst – und nicht die Frage nach der Individuierung ihrer Gehalte – aufgeworfen wird. Wenn ich die Lage richtig einschätze, dann begegnet Fodor auf der Ebene der mentalen Repräsentationen Fragen, die strukturell analog sind zu denjenigen Fragen, mit denen die Vertreter des Netzwerk-Modells zu kämpfen haben und anläßlich derer sie sich in verschiedene mehr oder minder holistische Lager aufspalten.

Fodor gerät in diese Lage, weil er sich durch seine Theorie der Individuation intentionaler Phänomene von einer Konzeption der Typ-Identität mentaler Repräsentationen abhängig macht. Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß nicht nur Fodor, sondern auch jeder minimal holistische Vertreter des Netzwerk-Modells von einer solchen Konzeption anhängig ist: Das wird deutlich, wenn man betrachtet, was die verschiedenen Holisten zur Wahrheitsbedingung von *s* sagen würden.

Antwort des Holisten: *s* ist genau dann wahr, wenn gilt: Es gibt einen mentalen Satz *P* in Annas *lingua mentis*, und es gibt einen mentalen Satz *Q* in Berthas *lingua mentis*, so daß gilt:

1. [Modus:] Anna steht in der für Glauben charakteristischen Relation zu *P* und Bertha steht in eben jener Relation zu *Q*.

2. [Gehalt:] Die (bedeutungskonstitutiven) funktionalen Rollen von P bei Anna und Q bei Bertha sind sich hinreichend ähnlich. Dazu gehört u.a., daß P und Q beide den Sachverhalt repräsentieren, daß der Mont Blanc der höchste Berg Europas ist.

Die Antwort ist so formuliert, daß sie von jedem Vertreter des Netzwerk-Modells von Begriffen unterschrieben werden kann – egal welcher Form des Holismus er sich verpflichtet fühlt.³⁴⁰ Damit es wahr ist, müssen sich dem Holisten zufolge die funktionalen Rollen P und Q in signifikanter Weise überlappen.³⁴¹ Ein wichtiger Aspekt der funktionalen Rolle eines mentalen Satzes ist seine inferentielle Rolle. Damit sich die inferentiellen Rollen von P und Q überlappen, müssen P und Q in denselben inferentiellen Beziehungen zu Sätzen desselben Typs stehen. D.h., wenn etwa $P \Rightarrow A$ eine wichtige inferentielle Liaison von P für Anna ist, dann sollte ein Schluß $Q \Rightarrow B$ zur inferentiellen Rolle von Q für Bertha gehören, *so daß A und B mentale Sätze desselben Typs sind.*

³⁴⁰ Zu den verschiedenen Holismen vgl. Kapitel 4, Abschnitt 4.

³⁴¹ Vgl. §§ 3.5.1, 5.1.4 und 5.2.4.

Fazit

Das wesentliche Ziel der ersten drei Kapitel dieser Arbeit war es, ein Bild intentionaler Eigenschaften plausibel zu machen, in dessen Zentrum ein Netzwerk-Modell von Begriffen steht. Am Ende des dritten Kapitels habe ich versucht, in sehr groben Strichen zu zeigen, wie sich das Netzwerk-Modell vielleicht naturalistisch ausmalen läßt. In den beiden hinteren Kapiteln habe ich dann Fodors Kritik an dem entwickelten Modell dargestellt. Ich habe versucht, das Modell einerseits gegen Fodors Angriff zu verteidigen, und es andererseits im Lichte der Kritik zu schärfen. Hier möchte ich die Dialektik meiner Verteidigung noch einmal knapp zusammenfassen.

Fodors Herausforderung besteht im wesentlichen aus zwei Argumenten: dem Realismus-Argument und dem Kompositionalitäts-Argument (§§ 4.1.1, 4.1.2). Essentieller Teil beider Argumente ist Argument A, mit dem Fodor zu zeigen versucht, daß jeder Anti-Atomist – und deshalb: jeder Vertreter eines Netzwerk-Modells von Begriffen – auf einen extremen Holismus festgelegt ist (§§ 4.1.3, 4.4.2). In Argument A beruft Fodor sich auf Quines skeptische These bezüglich der Idee von Analytizität. Fodors Herausforderung ist deshalb *abhängig* von derjenigen Quines. (Später – § 5.1.3 – wird sich zeigen, daß diese Abhängigkeits-These jedoch zu relativieren ist.)

Im folgenden versuche ich herauszufinden, worin Quines Herausforderung eigentlich besteht (Abschnitt 2 des 4. Kapitels). Ich weise einige populäre Thesen darüber, worin Quines skeptische These besteht, zurück (§ 4.2.2) und gebe selbst eine Interpretation (§ 4.2.3). Es zeigt sich, daß keine der in Betracht gezogenen Thesen das leisten kann, was Fodor von ihr erwartet, nämlich Argument A in Gang zu bringen. Ich werbe also für die Auffassung, Argument A als gescheitert zu betrachten (§ 4.2.4).

Für den Rest des 4. Kapitels lasse ich den roten Faden von Fodors Kritik links liegen, und versuche stattdessen, eine theoretische Hypothek einzulösen, die ich im 3. Kapitel aufgenommen hatte. Das Netzwerk-Modell von Begriffen kann nur dann plausibel gemacht werden, wenn die Unterscheidung zwischen bedeutungskonstitutiven und nicht bedeutungskonstitutiven Sätzen bzw. Schlüssen zur Verfügung steht. Um meine Inanspruchnahme dieser Distinktion zu rechtfertigen, nehme ich im 3. Abschnitt des Kapitels an, was ich für Quines Herausforderung halte.

Mit Hilfe der am Ende des 4. Kapitels getroffenen Unterscheidung zwischen einigen verschiedenen Thesen, die in der Literatur unter der Flagge “Holismus” segeln, kann ich dann zu Beginn des fünften Kapitels einen Schritt weiter in der Dialektik gehen: Fodor könnte die Haltlosigkeit von Argument A einräumen, und dennoch am wesentlichen Kern wenigstens des einen seiner Hauptargumente – des Realismus-

Arguments – festhalten. Das jedenfalls versuche ich in § 5.1.3 auf der Basis einer eingehenden Analyse des Arguments plausibel zu machen. Wenn meine Überlegungen stimmig sind, besteht die Bedrohung durch das Realismus-Argument also noch immer.

In § 5.1.4 begegne ich Fodors neuer Herausforderung, indem ich versuche, eine Prämisse seines Arguments als intuitiv unplausibel zu erweisen: die Identitäts-These. Ich werbe für die Idee, daß Entsprechung zwischen intentionalen Phänomenen nicht als Identitäts-, sondern als Ähnlichkeits-Relation verstanden werden sollte (siehe auch § 1.6.1). Doch auf diesen Schritt (bzw. einen analogen Schritt des extremen Holisten) ist Fodor vorbereitet. Er kontert mit seinem Dilemma-Argument. Es soll zeigen, daß keine angemessene Konzeption der Ähnlichkeit intentionaler Phänomene zu Verfügung steht. Doch eine genaue Rekonstruktion des Arguments zeigt m.E., daß Fodor dabei etwas übersehen hat. Es gibt sehr wohl eine Chance zu einer brauchbaren Konzeption von Überzeugungs-Ähnlichkeit, nämlich im Rahmen einer naturalistischen Theorie (§ 5.2.4).

Wenn alle meine Überlegungen bis hierher stimmig sein sollten, wäre Fodors Herausforderung bereits zurückgewiesen. In Abschnitt 5.3 wird nun versucht, noch einen Schritt weiter zu gehen. Ich versuche dort, über die Plausibilitäts-Überlegungen in § 5.1.4 hinausgehend, ein präzises Argument gegen die Identitäts-These (von der das Realismus-Argument abhängt) zu formulieren. Sollte dieses Argument funktionieren, so wäre damit ein klarer Grund für das Scheitern des Realismus-Arguments angegeben.

Nachdem Fodors Herausforderung für das Netzwerk-Modell von Begriffen aus den genannten Gründen als zurückgewiesen betrachtet werden kann, versuche ich im letzten Teil der Arbeit (Abschnitt 5.4) der gewöhnlichen Sichtweise auf die Auseinandersetzung zwischen Fodor und dem Netzwerk-Theoretiker noch etwas mehr entgegenzusetzen. Es sieht nämlich so aus, als ob die von Fodor argumentativ ausgeschachtete holistische Anfälligkeit des Netzwerk-Modells eine strukturelle Entsprechung findet in Fodors eigener Theorie, welche somit *prima facie* ein ganz ähnliches Holismus-Problem aufweist.

Literaturverzeichnis

- Almog, J./J. Perry/H. Wettstein 1989 (Hg.): *Themes from Kaplan*, New York/Oxford.
- Anderson, C.A./J. Owens 1990 (Hg.): *Propositional Attitudes. The Role of Content in Logic, Language and Mind*, Stanford.
- Barsalou, L.A. 1987: 'The Instability of Graded Structure. Implications for the Nature of Concepts', in: Neisser 1987: 101-140.
- Barwise, J./J. Perry 1981: 'Semantic Innocence and Uncompromising Situations', in: French/Uehling/Wettstein 1981: 387-403.
- Beckermann, A. 1999: *Analytische Einführung in die Philosophie des Geistes*, Berlin, New York.
- Belnap, N. 1962: 'Tonk, Plonk, and Plink', in: *Analysis* 22: 130-133.
- Berka, K./L. Kreiser 1973 (Hg.): *Logik-Texte*, Berlin/DDR.
- Bilgrami, A. 1987 'Comments on Loar', in: Grimm/Merrill 1987: 110-121.
- Bilgrami, A. 1992: *Belief and Meaning*, Oxford
- Bilgrami, A. 1998: 'Why Holism is Harmless and Necessary', in: Tomberlin 1998: 105-125.
- Block, N. 1986: 'Advertisement for a Semantics for Psychology', in: Stich/Warfield 1994: 81-141.
- Block, N. 1987: 'Functional Role and Truth-Conditions', in: *Proceedings of the Aristotelian Society*, suppl. vol. 61: 157-181.
- Block, N. 1990: 'The Computer Model of the Mind', in: Osherson 1990: 247-289.
- Block, N. 1990a: 'Can the Mind Change the World?', in: Boolos 1990: 137-170.
- Block, N. 1991: 'What Narrow Content is Not', in: Loewer/Rey 1991: 33-64.
- Block, N. 1993: 'Holism, Hyper-Analyticity and Hyper-Compositionality', in: *Mind and Language* 8: 1-26.
- Block, N. 1995b: 'An Argument for Holism', in: *Proceedings of the Aristotelian Society* XCV (1994/95): 151-169.
- Block, N. 1997: 'Conceptual Role Semantics', Manuskript.
- Block, N. 1997e: 'Holism, Mental and Semantic', Manuskript.
- Boghossian, P. 1989: 'Rule-Following Considerations', in: *Mind* 98: 507-549.
- Boghossian, P. 1993: 'Inferential Role Semantics and the Analytic/Synthetic Distinction', in: *Philosophical Studies* 73: 109-122.
- Boghossian, P. 1993a: 'Does an Inferential Role Semantics Rest Upon a Mistake?', in: *Mind and Language* 8: 27-40.
- Boghossian, P. 1997: 'Analyticity', in: Hale/Wright 1997: 369-396.

- Boghossian, P. 1999: 'Reasons and Our Knowledge of Logic', Manuskript.
- Boghossian, P. 2000: 'The Normativity of Content', Manuskript.
- Bonjour, L. 1998: *In Defense of Pure Reason*, Cambridge.
- Boolos, G. 1990 (Hg.): *Meaning and Method. Essays in the Honor of Hilary Putnam*, Cambridge.
- Borsche, Tilman 1996 (Hg.): *Klassiker der Sprachphilosophie*, München.
- Brentano, F. 1874: *Psychologie vom empirischen Standpunkt*, hrsg. von O. Kraus, Leipzig 1924.
- Broad, C.D, 1945: 'Some reflections on Moral-Sense Theories in Ethics', in: Broad 1971.
- Broad, C.D. 1971: *Critical Essays in Moral Philosophy*, hrsg. von D.R. Cheney, London.
- Burge, T. 1979: 'Individualism and the Mental', in: *Midwest Studies in Philosophy* 5: 73-122.
- Carnap, R. 1932: 'Psychologie in physikalischer Sprache', in: *Erkenntnis* 3: 107-142.
- Carnap, R. 1952: 'Meaning Postulates', in: Carnap 1955: 222-229.
- Carnap, R. 1952a: 'Quine on Analyticity', in: Creath 1990: 427-432.
- Carnap, R. 1955: *Meaning and Necessity. A Study in Semantics and Modal Logic*, 2nd edition, Chicago.
- Carnap, R. 1955a: 'Meaning and Synonymy in Natural Language', in: Carnap 1955: 233-247.
- Carnap, R. 1963: 'W.V. Quine on Logical Truth', in: Schilpp 1963: 915-922.
- Carnap, R./W. Stegmüller 1959: *Induktive Logik und Wahrscheinlichkeit*, Wien.
- Carroll, L. 1895: 'What the Tortoise said to Achilles', in: *Mind* 4: 278-280.
- Churchland, P.M. 1998: 'Conceptual Similarity across Sensory and Neural Diversity: The Fodor/Lepore Challenge answered', in: *Journal of Philosophy* 95: 5-32.
- Cooley, J.C. 1942: *A Primer of Formal Logic*, New York.
- Crane, T. 1995: *The Mechanical Mind*, London.
- Crane, T. 2000: 'From Intentionality to Representation', Manuskript.
- Creath, R. 1990: *Dear Carnap, Dear Van. The Quine-Carnap Correspondence and Related Work*, Berkeley.
- Crimmins, M. 1992: *Talk About Beliefs*, Cambridge/Mass.
- Crimmins, M./J. Perry 1989: 'The Prince and the Phone Booth: Reporting Puzzling Beliefs', in: Perry 1993: 249-278.
- Davidson, D. 1967: 'Truth and Meaning', in: Davidson 1984, 17-36.
- Davidson, D. 1967a: 'The Logical Form of Action Sentences', in: Davidson 1980: 105-121.
- Davidson, D. 1968: 'On Saying That', in: Davidson 1984: 93-108.

- Davidson, D. 1973: 'In Defense of Convention T', in: Davidson 1984: 65-76.
- Davidson, D. 1973a: 'Radical Interpretation', in: Davidson 1984: 125-140.
- Davidson, D. 1980: *Essays on Actions and Events*, Oxford.
- Davidson, D. 1984: *Inquiries into Truth and Interpretation*, Oxford.
- Davidson, D. 1986: 'A Nice Derangement of Epitaphs', in: Lepore 1986: 433-446.
- Davidson, D. 1987: 'Knowing One's Own Mind', in: *Proceedings and Adresses of the American Philosophical Association*: 441-458.
- Davidson, D. 1995a: 'The Problem of Objectivity', in: *Tijdschrift voor Filosofie* 57: 203-220.
- Davies, M./T. Stone 1995 (Hg.): *Folk Psychology. The Theory of Mind Debate*, Oxford.
- Davies, M./T. Stone 1995a: 'Introduction', in: Davies/Stone 1995: 1-44.
- Dennett, D. 1981a: *Brainstorms*, Cambridge/Mass.
- Dennett, D. 1981b: 'A Cure for the Common Code?', in: Dennett 1981a.
- Devitt, M. 1996: *Coming to our Senses. A Naturalistic Program for Semantic Localism*, Cambridge.
- Dretske, F. 1969: *Seeing and Knowing*, London.
- Dretske, F. 1981: *Knowledge and the Flow of Information*, Oxford.
- Dummett, M. 1975: 'What is a Theory of Meaning? (I)', in: Dummett 1993:1-33.
- Dummett, M. 1991a: *The Logical Basis of Metaphysics*, London.
- Dummett, M. 1993: *The Seas of Language*, Oxford.
- Esfeld, M. 1998: 'Holism and Analytic Philosophy', in: *Mind* 107: 365-380.
- Evans, G. 1982: *The Varieties of Reference*, ed. by J. McDowell, Oxford.
- Field, H. 1977: 'Logic, Meaning and Conceptual Role', in: *The Journal of Philosophy* 74: 379-409.
- Field, H. 1978: 'Mental Representation', in: Stich /Warfield 1994: 34-77.
- Fine, K. 1994: 'Essence and Modality', in: Tomberlin 1994.
- Fleischer, M. 1990 (Hg.): *Philosophen des 20. Jahrhunderts*, Darmstadt.
- Fodor, J.A. 1970: 'Three Reasons for not Deriving 'kill' from 'cause to die'', in: *Linguistic Inquiry* 1: 429-438.
- Fodor, J.A. 1974: 'Special Sciences', in: Fodor 1981: 127-145.
- Fodor, J.A. 1975: *The Language of Thought*, Cambridge/Mass.
- Fodor, J.A. 1978: 'Propositional Attitudes', in: *The Monist* 61: 501-523.
- Fodor, J.A. 1980: 'Methodological Solipsism Considered as a Research Strategy in Cognitive Psychology', in: Fodor 1981: 225-253.
- Fodor, J.A. 1981: *Representations*, Cambridge/Mass.
- Fodor, J.A. 1984 'Semantics, Wisconsin Style', in: Fodor 1990: 31-50.
- Fodor, J.A. 1985: 'Fodor's Guide to Mental Representation', in: Fodor 1990: 3-30.

- Fodor, J.A. 1987: *Psychosemantics. The Problem of Meaning in the Philosophy of Mind*, Cambridge/Mass.
- Fodor, J.A. 1989: 'Substitution Arguments and the Individuation of Beliefs', in: Fodor 1990: 161-176.
- Fodor, J.A. 1990: *A Theory of Content and other Essays*, Cambridge/Mass.
- Fodor, J.A. 1990b: 'A Theory of Content, II: The Theory', in: Fodor 1990: 89-136.
- Fodor, J.A. 1991: 'Replies', in: Loewer/Rey 1991: 255-320.
- Fodor, J.A. 1994: *The Elm and The Expert. Mentalese and its Semantics*. The 1993 Jean Nicod Lectures, Cambridge/Mass.
- Fodor, J.A. 1995a: Review of Christopher Peacocke's *A Study of Concepts*, in: Fodor 1998a: 27-34.
- Fodor, J.A. 1997: 'Special Sciences: Still Autonomous After All These Years', in: Tomberlin 1997: 149-163.
- Fodor, J.A. 1998: *Concepts. Where Cognitive Science went wrong*, Oxford.
- Fodor, J.A. 1998a: *In Critical Condition. Polemical Essays on Cognitive Science and the Philosophy of Mind*, Cambridge/Mass.
- Fodor, J.A. 1998e: 'Do We Think in Mentalese? Remarks on Some Arguments of Peter Carruthers', in: Fodor 1998a: 63-74.
- Fodor, J.A. 2000: *The Mind doesn't Work that Way*, Cambridge/Mass.
- Fodor, J.A. 2000a: 'Replies to Critics', in: *Mind and Language* 15: 350-374.
- Fodor, J.A./E. Lepore 1991: 'Why Meaning (Probably) Isn't Conceptual Role', in: Stich/Warfield 1994: 142-156.
- Fodor, J.A./E. Lepore 1992: *Holism: A Shopper's Guide*, Oxford.
- Fodor, J.A./E. Lepore 1993b: 'Reply to Block and Boghossian', in: *Mind and Language* 8: 41-48.
- Fodor, J.A./E. Lepore 1993c: 'Replies to Boghossian and Perry', in: *Philosophical Studies* 73 (1994): 139-147.
- Fodor, J.A./E. Lepore 1999: 'All at Sea in Semantic Space: Churchland on Meaning Similarity', in: *Journal of Philosophy* 96: 381-403.
- Fodor, J.A./E. Lepore 2000: 'Why Compositionality Won't Go Away: Reflections on Horwich's 'Deflationary' Theory', Manuskript.
- Fodor, J.A./M. Garrett/E. Walker/C. Parkes 1980: 'Against Definitions', in: *Cognition* 8: 1-105.
- Fodor, J.D./J.A. Fodor/M.F. Garrett 1975: 'The Psychological Unreality of Semantic Representations', in: *Linguistic Inquiry* 6: 515-531.
- Frege, G. 1884: *Die Grundlagen der Arithmetik. Eine logisch mathematische Untersuchung über den Begriff der Zahl*, Stuttgart 1987.
- Frege, G. 1892: 'Über Sinn und Bedeutung', in: Frege 1962: 40-65.

- Frege, G. 1962: *Funktion, Begriff, Bedeutung*, hrsg. von Günther Patzig, Göttingen.
- French, P./T. Uehling/H. Wettstein 1981 (Hg.): *Midwest Studies in Philosophy*, vol. 6, Minneapolis.
- Giaquinto, M. 1996: 'Non-Analytic Conceptual Knowledge', in: *Mind* 105, 249-268.
- Grice, P. 1989: *Studies in the Way of Words*, Cambridge/Mass.
- Grice, P./P.F. Strawson 1956: 'In Defense of a Dogma', in: Grice 1989: 196-212.
- Grimm, R./D. Merrill 1987 (Hg.): *Contents of Thought. Proceedings of the 1985 Oberlin Colloquium in Philosophy*, Tuscon.
- Hale, B./C. Wright 1997 (Hg.): *A Companion to the Philosophy of Language*, Oxford.
- Harman, G. 1982: 'Conceptual Role Semantics', in: *Notre Dame Journal of Formal Logic* 23: 242-256.
- Harman, G. 1993: 'Meaning Holism Defended', in: *Grazer Philosophische Studien* 46: 163-171.
- Harman, G. 1999: *Reasoning, Meaning, and Mind*, Oxford.
- Heal, J. 1994: 'Semantic Holism, Still a good Buy', in: *Proceedings of the Aristotelian Society* XCIV: 325-340.
- Heal, J. 1999: 'Thoughts and Holism: Reply to Cohen', in: *Analysis* 59: 71-78.
- Horwich, P. 1998: *Meaning*, Oxford.
- Horwich, P. 2000a: 'The Non-Normative Nature of Meaning', Manuskript.
- Horwich, P. 2000b: 'Deflating Compositionality', Manuskript.
- Husserl, E. 1913: *Logische Untersuchungen*, 2. teilweise umgearbeitete Auflage, Tübingen
- Jackendoff, R. 1987: *Consciousness and the Computational Mind*, Cambridge/Mass.
- Jacob, P. 1997: *What Minds can do. Intentionality in a non-intentional World*, Cambridge.
- Kant, I. 1781 *Kritik der reinen Vernunft*, Hamburg 1990.
- Kaplan, D. 1977: 'Demonstratives', in: Alomg/Perry/Wettstein 1989: 481-563.
- Kemmerling, A. 1997: 'Überzeugungen für Naturalisten', in: Meggle 1997, Bd. 2: 59-83.
- Kemmerling, A. 1998: 'On an Alleged Puzzle About Belief', Manuskript.
- Kemmerling, A. 1999: 'What Beliefs Are Not. Intentional Realism without Meaningful Entities in the Brain', Manuskript.
- Kripke, S. 1970: *Naming and Necessity*, Oxford 1980.
- Kripke, S. 1979: 'A Puzzle About Belief', in: Margalit 1979: 239-283.
- Künne, W. 1981: 'Verstehen und Sinn. Eine sprachanalytische Betrachtung', in: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie* 6: 1-16
- Künne, W. 1982: 'Analytizität und Trivialität', in: *Grazer Philosophische Studien* 16/17: 207-222.

- Künne, W. 1983: *Abstrakte Gegenstände. Semantik und Ontologie*, Frankfurt/Main.
- Künne, W. 1986: 'Edmund Husserl: Intentionalität', in: Speck 1986: 165-215.
- Künne, W. 1987: 'The Intentionality of Thinking. The Difference between State of Affairs and Propositional Matter', in: Mulligan 1987: 175-187.
- Künne, W. 1990: 'G.E. Moore: Was ist Begriffsanalyse?', in: Fleischer 1990: 27-40.
- Künne, W. 1992a: 'Hybrid Proper Names', in: *Mind* 101: 721-731.
- Künne, W. 1995: 'Some Varieties of Thinking. Reflections on Meinong and Fodor', in: *Grazer Philosophische Studien* 50: 365-395.
- Künne, W. 1996: 'Frege', in: Borsche 1996: 325-345.
- Lepore, E. 1986 (Hg.): *Truth and Interpretation. Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*, Oxford.
- Lepore, E. 1987 (Hg.): *New Directions in Semantics*, London a.o.
- Lepore, E./B. Loewer 1987: 'Dual Aspect Semantics', in: Lepore 1987: 83-112.
- Lewis, David 1966: 'An Argument for the Identity Theory', in: Lewis 1983: 99-107.
- Lewis, David 1970: 'How to Define Theoretical Terms', in: Lewis 1983: 78-95.
- Lewis, David 1972: 'Psychophysical and Theoretical Identifications', in: *Australian Journal of Philosophy* 50: 249-258.
- Lewis, David 1983: *Philosophical Papers*, Vol. I, Oxford.
- Loar, B. 1987: 'Social Content and Psychological Content', in: Grimm/Merrill 1987: 99-110.
- Loar, B. 1987a: 'Reply to Bilgrami: A New Kind of Content', in: Grimm/Merrill 1987: 121-139.
- Loewer, B. 1997: 'A Guide to Naturalizing Semantics', in: Hale/Wright 1997: 108-126.
- Ludlow, P. 1995: 'Logical Form and the Hidden-Indexical Theory: A Reply to Schiffer', in: *Journal of Philosophy* 92: 102-107.
- Margalit, A. 1979 (Hg.): *Meaning and Use*, Dordrecht.
- McGinn, C. 1982: 'The Structure of Content', in: Woodfield 1982: 215-271.
- Meggle, G. 1997 (Hg.): *Analyomen 2*, Berlin, New York.
- Meixner, U./P. Simons 1999 (Hg.): *Metaphysics in the Post-Metaphysical Age. Papers on the 22nd International Wittgenstein Symposium*, August 15-21, 1999, Kirchberg am Wechsel.
- Millikan, R. 1989: 'Biosemantics', in: Stich/Warfield 1994: 243-258.
- Mulligan, K. 1987 (Hg.): *Speech-Act and Sachverhalt*, Dordrecht.
- Naess, A. 1953: *Interpretation and Preciseness. A Contribution to the Theory of Communication*, Oslo.
- Neisser, Ulric 1987 (Hg.): *Concepts and Conceptual Development. Ecological and Intellectual Factors in Categorization*, Cambridge.

- Osherson, D.N./Smith, E.E. 1990 (Hg.): *Thinking. An Invitation to Cognitive Science*, vol. 3, Cambridge/Mass.
- Papineau, D. 1987: *Reality and Representation*, Oxford.
- Peacocke, C. 1992: *A Study of Concepts*, Cambridge/Mass.
- Peacocke, C. 1997a: 'Holism', in: Hale/Wright 1997: 227-247.
- Peacocke, C. 2000: 'Fodor on Concepts: Philosophical Aspects', in: *Mind and Language* 15: 327-340.
- Perry, J. 1993: *The Problem of the Essential Indexical and Other Essays*, Oxford.
- Perry, J. 1994: 'Fodor and Lepore on Holism', in: *Philosophical Studies* 73: 128-138.
- Prior, A. 1960: 'The Runabout Inference Ticket', in: *Analysis* 21: 38-39.
- Prior, A. 1963: 'Oratio Obliqua', in: *Proceedings of the Aristotelian Society, Supplementary Volume 37*: 115-126.
- Putnam, H. 1962: 'The Analytic and the Synthetic', in: Putnam 1975: 33-69.
- Putnam, H. 1975: *Mind, Language and Reality, Philosophical Papers*, vol. 2, Cambridge/Mass.
- Putnam, H. 1975b: 'The Meaning of 'Meaning'', in: Putnam 1983.
- Putnam, H. 1983: *Realism and Reason. Philosophical Papers*, vol. 3, Cambridge/Mass.
- Quine, W.V.O. 1951: 'Two Dogmas of Empiricism', in: Quine 1953, 20-46.
- Quine, W.V.O. 1953: *Form a logical point of view*, Cambridge/Mass.
- Quine, W.V.O. 1954: 'Carnap and Logical Truth', in: Quine 1966: 100-125.
- Quine, W.V.O. 1960: *Word and Object*, Cambridge/Mass.
- Quine, W.V.O. 1966: *The Ways of Paradox*, New York.
- Quine, W.V.O. 1969: *Ontological Relativity and other Essays*, New York 1969.
- Quine, W.V.O. 1974: *The Roots of Reference*, La Salle.
- Quine, W.V.O. 1975: 'Reply to Hellmann', in: Schilpp 1975.
- Quine, W.V.O. 1991: 'Two Dogmas in Retrospect', in: *Canadian Journal of Philosophy* 21: 265-274.
- Rey, G. 1983: 'Concepts and Stereotypes', in: *Cognition* 15: 237-262.
- Rey, G. 1985: 'Concepts and Conceptions: A Reply to Smith, Medin and Rips', in: *Cognition* 19: 297-303.
- Richard, Mark 1990: *Propositional Attitudes. An Essay on Thoughts and how we ascribe them*, Cambridge.
- Russell, B. 1905: 'On Denoting', in: *Mind* 14: 479-493.
- Salmon, N. 1986: *Frege's Puzzles*, Cambridge/Mass.
- Salmon, N. 1989: 'Illogical Belief', in: *Philosophical Perspectives* 3: 243-285.
- Saporiti, K. 1997: *Die Sprache des Geistes*, Berlin.
- Schiffer, S. 1987: *Remnants of Meaning*, Cambridge/Mass.

- Schiffer, S. 1987a: 'The "Fido"-Fido Theory of Belief', in: *Philosophical Perspectives* 1: 455-480.
- Schiffer, S. 1990c: 'The Mode-of-Presentation Problem', in: Anderson/Owens 1990: 56-78.
- Schiffer, S. 1992: 'Belief Ascription', in: *Journal of Philosophy* 89: 499-521.
- Schiffer, S. 1994a: 'A Paradox of Meaning', in: *Nous* 28: 279-324.
- Schiffer, S. 1995: 'Descriptions, Indexicals, and Belief Reports: Some Dilemmas (But Not the Ones You Expect)', in: *Mind* 104: 107-131.
- Schiffer, S. 1996: 'Langage-Created and Language-Independent Entities', in: *Philosophical Topics* 24: 149-167.
- Schiffer, S. 1996a: 'The Hidden-Indexical Theory's Logiocal-Form Problem: A Rejoinder"', in: *Analysis* 56: 92-97.
- Schiffer, S. 1998: 'Meaning and Concepts', Manuskript.
- Schiffer, S. 2000a: 'Meanings', Manuskript.
- Schilpp, H. 1963 (Hg.): *The Philosophy of R. Carnap*, La Salle.
- Schilpp, H. 1975 (Hg.): *The Philosophy of W.V.O. Quine*, La Salle.
- Searle, J. 1983: *Intentionality*, Cambridge.
- Smith, E./D.L. Medin 1981: *Categories and Concepts*, Cambridge/Mass.
- Smith, E./D.L. Medin/L.J. Rips 1984: 'A Psychological Approach to Concepts: Comments on Rey's "Concepts and Stereotypes"', in: *Cognition* 17: 265-274.
- Speck, J. 1986 (Hg.): *Die Grundprobleme der großen Philosophen*, Neuzeit, vol. IV., Göttingen.
- Stich, S. 1982: 'On the Ascription of Content', in: Woodfield 1982: 153-206.
- Stich, S. 1983: *From Folk Psychology to Cognitive Science*, Cambridge/Mass.
- Stich, S. 1992: 'What is a Theory of Mental Representation?', in: *Mind* 101.
- Stich, S./T. Warfield 1994 (Hg.): *Mental Representation*, Oxford.
- Strawson, P. 1957: 'Propositions, Concepts, and Logical Truth', in: Strawson 1971: 116-129.
- Strawson, P. 1971: *Logico-Linguistic Papers*, London.
- Strawson, P. 1992: *Analysis and Metaphysics. An Introduction to Philosophy*, Oxford.
- Strawson, P. 1997: *Entity and Identity*, Oxford.
- Strawson, P. 1997a: 'Meaning and Context', in: Strawson 1997.
- Tarski, Alfred 1935: 'Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen', in: Berka/Kreiser (Hg.) 1973, 447-559.
- Tatzel, A. 1998: 'Why meaning still might be conceptual role', Manuskript.
- Tatzel, A. 1999: 'Freges Frage und ihre repräsentationalistischen Antworten', in: Meixner/Simons 1999, vol. 1: 295-301.
- Tatzel, A. 1999a: 'Ein Argument für den extremen Holismus?', Manuskript.

- Trier, J. 1973: *Aufsätze und Vorträge zur Wortfeldtheorie*, Berlin.
- Tomberlin, J. 1994 (ed): *Philosophical Perspectives 8: Logic and Language*, Atascadero.
- Tomberlin, J. 1997 (ed): *Philosophical Perspectives 11: Mind, Causation, and World*, Atascadero.
- Tomberlin, J. 1998 (ed): *Philosophical Perspectives 12: Language, Mind, and Ontology*, Atascadero.
- Tye, M. 1992: 'Naturalism and the Mental', in: *Mind* 101: 421-441.
- Wittgenstein, L. 1949: *Philosophische Untersuchungen*, in: Wittgenstein 1984: Band 1.
- Wittgenstein, L. 1984: *Werkausgabe*, 8 Bde., Frankfurt/Main.
- Woodfield, A. 1982 (Hg.): *Thought and Object*, Oxford.
- Wright, C. 2000: 'What Anti-Realism About Ordinary Psychology Could Not Be',
Manuskript.